General Ludendorff

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer



Radierung von Erich Heermann
aus dem Jahre 1922.

Mein militärischer Werdegang

Blätter der Erinnerung an unser stolzes Heer

Von

General Erich Ludendorff

Mit 5, zum Teil doppelseitig bedruckten Tafeln

11.—15. Tausend

1933

Ludendorffs Verlag, G. m. b. H. München

In „Meine Kriegserinnerungen“ gab ich meine Erlebnisse und mein Handeln während des Weltkrieges und setzte damit dem alten Heere und dem gesamten Deutschen Volke ein Denkmal auf die Jahrhunderte hinaus.

In dem nachstehenden Werk will ich in Verbindung mit meinem militärischen Werdegang das zeigen, was das alte Heer dem Volke als Volksschule war, und wie das Heer sich für die ernste Aufgabe, das Vaterland im Kriege zu verteidigen, vorbereitete, wie in ihm im einzelnen Soldat, Führer und Truppe ausgebildet wurden, welche Aufgaben noch im besonderen dem Generalstabe in der Truppe wie in Berlin zufielen. Ich werde aber auch zeigen, was unterlassen wurde. Wohl kaum ein Offizier ist durch seine Friedensstellung in der Lage, so eingehend darüber zu schreiben, als ich es tun konnte.

Es ist mein tiefer Wunsch, die Herzen der Leser mit Dankbarkeit gegen dieses alte Heer zu erfüllen und die Sehnsucht nach einer neuen Wehrmacht zu wecken und zu stärken, die sich in den Dienst unseres völkischen Selbsterhaltung- und Freiheitwillens stellt, ohne dadurch andere Völker zu bedrängen.

Ich habe die Absicht, noch einen dritten Band über mein Leben zu schreiben. Er soll die Zeit nach dem Weltkriege behandeln, in der ich für die Volksschöpfung des Deutschen Volkes eingetreten bin, wie ich vor dem Weltkriege für Wehrhaftmachung und während desselben für seine Lebenserhaltung eintrat. Meine Erkenntnisse haben sich seit jenen zurückliegenden Tagen der Vorkriegszeit und des Weltkrieges vertieft. Heute weiß ich, daß die Erhaltung des Deutschen Volkes nicht mehr von der Lösung von Einzelfragen, nicht mehr allein von der Einführung der Wehrpflicht abhängt, sondern von der Gewinnung Deutscher Weltanschauung, aus der sich die Lösung aller Teilfragen von selbst ergibt, die für die Volksschöpfung und Volkserhaltung von grundlegender Bedeutung sind.

Ludendorff.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	2
Von der Geburt bis zum Leutnant 1882	4
Vom Leutnant bis zum Hauptmann im Generalstabe 1895	9
Leutnant in Wesel	9
Leutnant in Wilhelmshaven und Kiel und Bordkommandos	20
Auf Kriegsakademie in Berlin und Urlaub nach Rußland	27
Kommando zum Großen Generalstabe und Versetzung in ihn	32
Bis zur Versetzung in die Aufmarsch- — 2. Deutsche — Abteilung des Großen Generalstabes 1904	38
I b des Generalkommandos IV. Armeekorps in Magdeburg	38
Kompaniechef in Thorn	45
Generalstabsoffizier bei der Division in Glogau	55
I a des Generalkommandos V. Armeekorps in Posen	69
In der Aufmarsch- — 2. Deutschen — Abteilung und Lehrer an der Kriegsakademie	86
Sektionschef in der 2. Abteilung	86
Lehrer an der Kriegsakademie von Oktober 1906 bis April 1908	105
Chef der 2. Abteilung	109
Wieder in der Front als Regimentskommandeur in Düsseldorf und Brigadekommandeur in Straßburg i. Els.	162
Anl. 1 Friedensgliederung V. Armeekorps	174
„ 2 Kriegsgliederung V. „	175
„ 3 Friedensstandorte V. „	176
„ 4 Kriegsgliederung V. Reservekorps	178
„ 5 Friedens- und Kriegsstärke einiger Verbände	179
„ 6 Übersicht der Heeresstärken und -verstärkungen von 1875—1914	180
„ 7 Skizze des Aufmarsches im Westen 1914	181
„ 8 Denkschrift zur Heeresvermehrung vom 21. Dezember 1912	182
Bilder	
General, gezeichnet nach dem Weltkriege	
Meine Eltern und aus dem Elternhause	zwischen S. 8 u. 9
Leutnant, Major und Oberst	zwischen S. 32 u. 33
Aus dem Kaisermanöver 1902 und von der Kriegsakademiereise 1907	zwischen S. 104 u. 105
Aus dem Kaisermanöver 1910 und von der großen Generalstabsreise 1912	zwischen S. 128 u. 129

Von der Geburt bis zum Leutnant 1882.

Daß ich in das Kadettenkorps kommen und Offizier werden sollte, wurde mir beinahe in die Wiege gelegt. Nur in meinen jüngsten Jahren erschien mir, Konditor zu werden oder Kutscher zu sein, noch anziehender. Meine Tante, Fräulein Henny v. Tempelhoff, eine Schwester meiner Mutter, hat in ihrem Büchlein „Mein Glück im Hause Ludendorff" die äußeren Ereignisse meiner Kinderjahre geschildert, die ich im Kreise von fünf Geschwistern verbrachte. Ich kann deshalb über sie um so mehr hinweggehen, als meine Erinnerungen im wesentlichen allein mit den Personen meiner Eltern und ihrer sorgenden Elternliebe verknüpft sind.

Warum ich eigentlich Offizier werden sollte, war an und für sich nicht ganz klar. Die Ludendorffs waren Kaufleute und Reeder gewesen. Sie waren seit Mitte des 17. Jahrhunderts in Demmin und Stettin ansässig. Die Familie kam anscheinend vom Rhein. Nach Akten der Stadt Köln hat ein Ludendorff unter Kaiser Sigismund im 15. Jahrhundert gegen Priester und Juden gekämpft und sich dadurch den Unwillen des Kaisers zugezogen. In der Eifel gibt es ein Dorf Ludendorf, ob meine Familie mit ihm in Verbindung steht, ist nicht erwiesen. Durch die Mutter meines Vaters, eine Schwedin Ada, Lovisa Leffler und deren Vorfahren war einer meiner Ahnen König Gustav Wasa.

Erst mein Vater und seine Brüder wurden Landwirte, einer von ihnen Husarenoffizier. Das Herz meines Vaters hing an dem Offizierstand. Er hatte sein Jahr bei den 12. Husaren abgedient, war dann Reserveoffizier geworden und hatte an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 mit Auszeichnung teilgenommen. Er wurde Rittmeister, einen Titel, den er mit besonderem Stolz führte. Mit kindlicher Liebe hing er an seinem Königshaus. Es wäre ihm ein tiefer Schmerz gewesen, wenn in seinem Hause je ein unehrerbietiges Wort über den Kaiser gefallen wäre. Aus dieser Gesinnung heraus erhielt ich wohl meine Bestimmung ins Kadettenkorps zu kommen und Offizier zu werden.

Mein Vater und meine Mutter lebten ein glückliches Eheleben. Große Sorge pochte oft an unsere Tür. Meinem stattlichen Vater war meine

schöne Mutter treue Gefährtin. Die Familie v. Tempelhoff tritt nachweislich in den Kirchenbüchern zwischen 1471 und 1491 das erstemal auf. Der erste Tempelhoff war Heidereiter zu Mühlenbeck bei Bernau. Seine Nachkommen wurden Bauern und Bernauer Bürger. Inwieweit der Bürgermeister in Berlin, z. Zt. der Annahme der Reformation, Tempelhoff, dessen Wappen später die Familie führte, sich in diese Familie eingliedern läßt, ist noch nicht ersichtlich. Auch Beamte und Geistliche gingen aus der Familie hervor. Der bedeutendste Sproß war Georg Friedrich, General Friedrich des Großen, der auch den Adel erhielt. Dessen Nachkommen wurden Gutsbesitzer in der Provinz Posen. Mein Großvater selbst war angesehener Rechtsanwalt in Berlin, der allerdings weit über seine Verhältnisse hinaus lebte. Als verwöhntes Stadtkind hatte meine Mutter es nicht leicht, sich in ein bescheidenes Landleben einzufügen und selbst in der Wirtschaft tätig Hand anzulegen.

Ja, meine tiefsten Jugenderinnerungen führen immer wieder auf meine Eltern zurück. Den tiefsten Eindruck machten auf mich die Tränen meiner Mutter, als mein Vater während des Krieges 1870/71 nach kurzem Urlaub wieder ins Feld mußte, und ihre Unruhe, als nach einer Schlacht, an der der Truppenteil meines Vaters nach amtlichen Nachrichten teilgenommen hatte, lange Zeit von meinem Vater keine Nachrichten eintrafen. Diese Tränen schrieben in mein Kindergemüt, daß der Krieg etwas ungeheuer Ernstes war.

Ich soll im Elternhause ein guter Schüler gewesen sein. Ich war es wohl nicht aus innerem Antrieb, um etwas zu erreichen, sondern viel mehr um meinen Eltern, namentlich meiner sorgenden Mutter, Freude zu machen. Nur meine Heftigkeit mag sie von Zeit zu Zeit betrübt haben, doch legte sich diese, wenn ich die Schritte meines Vaters hörte. Ich war ein gesundes Kind. Masern waren die einzige Krankheit, deren ich mich entsinne. Wir hatten einen „tüchtigen" Landdoktor, der nur ein Mittel kannte, nämlich das Brechmittel. Ich glaube, wir erhielten es auch, als wir an Masern erkrankt waren.

Ich wurde am 9. April 1865 in Kruszewnia bei Posen in einem mehr als bescheidenen Landhause auf dem Gute meines Vaters geboren. Nach dem Kriege 1870/71 verkaufte mein Vater das Gut und pachtete die Güter Thunow, Geritz und Streckenthin bei Köslin. So wuchs ich in ländlicher Einsamkeit des östlichen Preußens heran unter der Aufsicht sorgender Elternliebe und unterrichtet von wenig tüchtigen Hauslehrern und meiner eben genannten Tante Henny v. Tempelhoff.

Mit 12 Jahren — im Jahre 1877 — kam ich nach Plön ins Kadettenkorps *) und tat damit aus solcher ländlichen Einsamkeit heraus, den ersten

*) In dem Kadettenkorps wurde in Preußen damals Deutsche Jugend erzogen, die Offizier werden wollte — ein anderer Teil des Offizierkorps rekrutierte sich aus Schülern

Schritt ins Leben. Ein längeres Verbleiben im Elternhause war nicht möglich gewesen. Ich denke gern an meine Kadettenzeit zurück, obschon sie aus den Kindern frühzeitig Erwachsene machte, die doch schließlich keine Erwachsenen waren. Es wurde mir sehr schwer, mich meinen Altersgenossen anzuschließen. Ich habe auch Freundschaften im Korps nicht geschlossen. Ich zog mich im Gegenteil stark in mein Inneres zurück. Schon mit 13 Jahren als Obertertianer wurde ich Stubenältester, d. h. ich mußte andere Kadetten der Stube, es waren etwa 14 Jungens, beaufsichtigen und auf Ordnung in der Stube und in ihren Schränken halten. Damals wurden im Kadettenkorps noch Gewaltmethoden von den älteren Jungens jüngeren gegenüber angewandt. In Plön war das, Gott sei Dank, weniger an der Tagesordnung. Allzu viel zu lernen hatten wir nicht. Meine Versetzungen erfolgten glatt. Die Ferien waren das große Ereignis, schon die Reise von Plön nach Hinterpommern mit dem Übernachten bei dem alten Onkel meines Vaters, bei einem Reeder in Stettin, „Am Bollwerk", war schon Besonderes. Dann kam die Freude meiner Mutter, wenn sie uns — ein älterer Bruder war gleichfalls in Plön — von der Bahn abholte. Die Ferien waren Erholung, Genuß und Freude. Der Abschied allerdings war schwer. Namentlich nach den ersten großen Ferien kullerten nachts recht viel Tränen in das Bettzeug. Am Tage Heimweh zu zeigen, wäre unter der Würde eines Kadetten und der Soldatenuniform gewesen *).

1879 kam ich nach Groß-Lichterfelde in die Hauptkadettenanstalt. Hier waren wir ganze „Soldaten", wurden mit Gewehr ausgebildet und nahmen an den großen Paraden, der Frühjahrsparade und der Parade am Sedantage, auf dem Tempelhofer Felde vor Kaiser Wilhelm I. teil. Das war unser großer Stolz.

1881, also 16jährig, machte ich mein Fähnrichexamen, bestand es gut, kam in die Selekta, d. h. die Klasse, in der wir den gleichen Unterricht wie auf der Kriegsschule erhielten, um nach Jahresfrist als Offizier in die Armee

---

höherer Schulen, die ein bestimmtes Examen abgelegt hatten. Die Kadetten trugen Uniformen und wurden militärisch erzogen. In den sogenannten „Voranstalten" waren die unteren Klassen bis einschließlich Obertertia. Die höheren Klassen waren in der Hauptkadettenanstalt in Berlin, die aber Ende der 70er Jahre vorigen Jahrhunderts nach Groß-Lichterfelde bei Berlin verlegt wurde. Aus dieser Anstalt kamen die Kadetten als Fähnriche, oder falls sie in der Selekta eine besondere Ausbildung genossen hatten, als Offiziere in die Armee.

Bayern und Sachsen hatten ihre eigenen Kadettenanstalten.

*) Das Hineinstecken von Kindern in Uniformen ist für die Jugend mit außerordentlichen Gefahren in seelischer, aber auch in sittlicher Beziehung verbunden, wenn die „Vorgesetzten" ihr Amt nach irgendeiner Richtung mißbrauchen, sei es auch nur durch einseitige, politische oder religiöse Suggestionen. Wir waren im Kadettenkorps im wesentlichen davor geschützt, verloren indes frühzeitig unser Jungsein.

zu kommen. Als Selektaner wurde ich „Kompanieführer" der 1. Kompanie.

Der Name ist irreführend. Die Stellung entsprach mehr der eines „Feldwebels". Ich hatte für Ordnung im Kompanierevier zu sorgen, die Kompanie antreten zu lassen und zu verschiedenen Dienstverrichtungen und zum Essen zu führen, Befehle des Kompaniechefs bekannt zu geben usw. Bei meinen jungen Jahren stellte diese Stellung doch recht erheblich älteren Kadetten gegenüber sehr große Anforderungen an mich und machte mich frühzeitig schon sehr selbständig in meinem Auftreten und Handeln. Die Stellung gab auch mir das Recht, kleinere Strafen zu verhängen, die sogar in das Kompaniestrafbuch eingetragen wurden. Es war eine Genugtuung für mich, daß mir mein Kompaniechef das Zeugnis ausstellen konnte, ich hätte meine Stellung zu seiner vollsten Zufriedenheit ausgefüllt.

In Groß-Lichterfelde wurde ich konfirmiert. Die Konfirmation hat keinerlei Eindruck auf mich gemacht. Ich habe damals wohl überhaupt nicht über die christliche Lehre nachgedacht, die Eltern waren keine Kirchenbesucher. Im Kadettenkorps wurden wir sonntäglich in die Kirche geführt. Doch das war „Dienst", wie jeder andere Dienst, und so werde ich wohl die Konfirmation als Dienst aufgefaßt haben. Genau so wie es Dienst war, wenn ich als protestantischer Offizier später in Wesel römischgläubige Soldaten in ihren Gottesdienst zu führen hatte, ohne mir Kopfzerbrechen darüber zu machen, welch schwer unsittlicher Zwang, welch Gleichgiltigmachen in den für jeden Menschen so ernsten Glaubensdingen, in solchem „in die Kirche kommandiert werden" lag. Meine Mutter war zu meiner Konfirmation nach Groß-Lichterfelde gekommen. Ich sagte ihr am Abend enttäuscht, ich wäre ja genau so wie am Morgen vor der Konfirmation, es hätte sich ja nichts geändert. Meine Mutter meinte darauf, ja so ist es auch.

Sonntags war ich in der Regel in Berlin bei Verwandten, zuweilen allerdings sehr selten, bekamen wir auch Karten in die königlichen Theater, das Schauspielhaus und das Opernhaus. Das war dann etwas ganz Besonderes. „Neidvoll" sah ich auf die Kadetten, die als Pagen bei Hoffesten fürstliche Personen bedienen durften. Da ich bürgerlich war, bekam ich solchen „Vertrauensposten" nicht. Heute bin ich dessen zufrieden.

Bei einem Urlaubsspaziergang in Berlin, der mich nach der Siegessäule führte, die zur Erinnerung an die Deutschen Siege 1870/71 und zur Ehrung unseres Heeres am Beginn des Tiergartens jenseits des berühmten Brandenburger Tors errichtet war, durch das schon oft siegreiche Truppen ihren Einzug gehalten hatten, begegnete ich im Tiergarten dem Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, der in dem dort gelegenen Generalstabsgebäude arbeitete und wohnte. In diesem Gebäude sollte ich später so viele Jahre im Frieden arbeiten und im Weltkriege öfter weilen. Als ich

die hohe schlanke, ehrfurchtgebietende Gestalt des Generalfeldmarschalls und Chef des Generalstabes seines Königs 1866, 1870/71 und des Siegers der Schlachten von Königgrätz, Gravelotte und Sedan in Begleitung eines Adjutanten wahrnahm, ging es mir wie ein Ruck durch den Körper. Ich machte so gut ich nur konnte Front. Langsam, militärisch grüßend ging der Große Mann an mir vorüber, mich gütig anblickend. Es dauerte Zeit, bis ich mich ganz wiederfand. Würde ich je so etwas Großes leisten, ging es durch mein Selektanergehirn, das soeben die einfachsten Grundlagen der Taktik aufzunehmen hatte.

Später noch einmal sah ich den Generalfeldmarschall. Ich sah ihn auf der Totenbahre im Generalstabsgebäude im April 1891 in Berlin, wo ich damals auf Kriegsakademie war. War doch auch General v. Moltke nach seinem Übertritt aus dänischen Diensten in die preußische Armee, aus demselben Regiment hervorgegangen, dem ich jetzt angehörte, dem Leib-grenadier-Regiment so vieler Könige von Preußen.

Wie ich es aus meinem Elternhause nicht anders kannte, und wie es für einen Kadetten selbstverständlich war, sah ich mit kindlicher Liebe und ehrfurchtvoller Scheu zu Kaiser Wilhelm I. empor. Ich ahnte ja damals noch nicht, daß dieser König und Kaiser geheimen Oberen der Freimaurerei einen Treueid und den Eid zur Gehorsamspflicht und der Verschwiegenheit geleistet hatte. Und hätte ich es geahnt, hätte ich mir das Furchtbare dieser Tatsache wohl noch nicht klar machen können. Ich war schon in Plön, als 1878 die Attentate von Hödel und Nobiling gegen den Kaiser begangen wurden. Wir Kinder waren tief entrüstet. Als ich dann kurz vor der Entlassung aus dem Kadettenkorps mit den anderen Kadetten zusammen, die in die Armee traten, wie das so üblich, in das Palais des Kaisers geführt wurde, um ihm unseren Namen zu nennen, da schlug das Herz höher, und wir konnten vor lauter Scheu und Ehrfurcht kaum den Namen hervorstottern. Ich sehe noch die greise Gestalt langsam unsere Front herabschreiten und unsere kurzen Worte entgegennehmen.

Im Winter Sonntags ging ich unter die Linden und stellte mich vor dem Palais des Kaisers auf, der mit großer Regelmäßigkeit an dem historischen Eckfenster seines Palais erschien, wenn die Wache mit klingendem Spiel dort vorbeimarschierte. Die versammelte Menge entblößte ihr Haupt und wartete in Stille bis der Kaiser sich wieder zurückgezogen hatte. So feierte damals das Volk seinen Herrscher, so war damals Deutsche Jugend.

Meine Mutter, geb. 1841, gest. 1914, etwa aus dem Jahre 1880



Mein Vater, geb. 1833, gest. 1906, etwa aus dem Jahre 1890



1886. Meine Mutter im Arbeitzimmer meines Vaters. An der Wand links die Könige von Preußen, rechts die Säbel, die mein Vater 1866, 1870 und 1871 getragen hat, darüber die Siegesgöttin von der Siegessäule vor dem Brandenburger Tor in Berlin, dazwischen eingerahmt ein Stück Tapete aus dem Schloß Bellevue bei Sedan, in dem am 2. 9. 1870 die Begegnung König Wilhelms und Napoleons III. nach der Schlacht von Sedan stattfand, und Napoleon seinen Säbel dem Könige übergab. In der Wandecke eine Mitrailleusen-Kartusche aus dem Kriege 1870/71. Ich bringe das Bild als Charakteristik meines Elternhauses.

Vom Leutnant bis zum Hauptmann im Generalstabe.

Leutnant in Wesel.

Am 15. April 1882 wurde ich Leutnant und war sehr stolz darauf. Zwar war ich nicht nach Erfurt zur Feldartillerie, wie ich gewünscht hatte, gekommen, sondern ich war Leutnant im 8. westfälischen Infanterieregiment Nr. 57 in Wesel des VII. Armeekorps — Münster in Westfalen — geworden *). Das war weit weg von meinem Elternhaus in Hinterpommern. Gedanken aber machte ich mir nun nicht darüber. Die Freude und der Stolz doch jetzt Offizier zu sein, überwog wohl alles andere. Auch mein Vater und meine Mutter waren stolz und glücklich. Meine Tante Henny hat dieses Leutnantwerden im Elternhaus in ihrem, von mir angezogenen Buche besonders eingehend geschildert.

Als ich auf der Fahrt nach Wesel durch Berlin mich bei meinem Kompaniechef in Groß-Lichterfelde meldete, sagte er mir, ich solle nicht betrübt sein, daß ich nach Wesel gekommen sei, sondern ich hätte darin nur das Anzeichen zu sehen, wie warm er mich empfohlen habe, denn in den Offizierkorps des Standorts Wesel wären Fälle vorgekommen, die es dem Militärkabinett besonders erwünscht machten, feste Charaktere dorthin zu versetzen. Im übrigen hätte das 57. Regiment in den Schlachten von Mars la Tour und bei Beaune la Rolande im Loirefeldzug 1870 sich überaus glänzend bewährt.

Ich sehe noch die alte, enge Festung mit den Festungwerken, in denen wir unsere Turnplätze hatten, den Festungtoren und Forts, das enge Kasino mit einem schönen Garten in Festungwerken, die Zitadelle mit der Festunggefangenenanstalt, die „Wiese", unseren Exerzierplatz, mit dem Denkmal der dort auf Befehl Napoleons erschossenen Schillschen Offiziere, das wohl drei Stunden entfernte Barackenlager und den großen Exerzierplatz von Friedrichsfeld, auf dem damals noch unser Bataillonsexerzieren abgehalten

*) Die Eltern durften Wünsche äußern, zu welcher Waffengattung und in welches Regiment der Sohn kommen solle. Sie konnten vom Militär-Kabinett nur in beschränktem Umfange berücksichtigt werden.

werden konnte, wozu er sich aber später bei Lockerung der taktischen Formen als zu klein erwies. Ich sehe das alles und denke an den Rhein, den majestätisch durch die Ebene fließenden Niederrhein und denke an die fünf Jahrgänge Rekruten und den Jahrgang Ersatzreservisten, die ich dort auszubilden hatte *).

Ich denke aber auch daran, welchen tiefen Eindruck es auf mich gemacht hat, als ich das erste Mal die Kriegsbekleidung der Kompanie, die auf der sogenannten „Kammer" aufbewahrt wurde, nachzuzählen hatte und dabei auch auf die „Erkennungmarken" stieß, die jeder Soldat im Mobilmachungfall ausgehändigt bekam, um an ihr im Todesfall trotz äußerster Verstümmelung erkannt zu werden. Das zeigte mir den ganzen Ernst meines Berufes und ließ mich recht sehr über meine große Verantwortung nachdenken, die ich schon als Rekrutenoffizier und als Führer meines Zuges Soldaten gegenüber hatte.

Es war in der Tat alles mögliche, daß mir 17jährigem, jungem Menschen die Ausbildung der Rekruten, die immer jährlich Mitte Oktober eintrafen, wenn auch natürlich unter Aufsicht des Kompaniechefs, anvertraut wurde. Ich glaube, ich habe das Vertrauen gerechtfertigt und habe auch später noch manches Schreiben früherer Rekruten erhalten. Ich habe mich redlich bemüht, mich in der Eigenart des Einzelnen zurecht zu finden. Das wird mir aber gewiß nicht immer gelungen sein. Wir mußten wohl nach den Familienverhältnissen der Rekruten fragen und auch nach ihrem früheren Beruf, dabei wird „das Hineinleben in die Gedankenwelt des Rekruten", der so plötzlich in ganz andere Verhältnisse kam, wohl auch geblieben sein. Ich werde wohl vor allem durch persönliches Freundlichsein und ruhiges Auftreten dem Rekruten das Einleben erleichtert haben. Die Unteroffiziere wußten von dem Kompaniechef, daß sie sich jeder Mißhandlung zu enthalten hätten, die damals immer noch vorkam. Ich hielt auch mit vollster Überzeugung darauf, daß sie sich solche nicht zuschulden kommen ließen. „Biß" sich ein Unteroffizier sozusagen bei der Ausbildung auf einen ungeschickten Rekruten fest, dann nahm ich ihn mir selbst vor, bis der Unwille des Unteroffiziers verraucht war. Nun ja, dann mußte ich auch an mich halten, daß ich nicht in den gleichen Fehler verfiel wie der Unteroffizier. Die Rekruten waren willig, Ungelenkigkeit und Ungeschicklichkeit bildeten eine schwere Beigabe für das Soldatenleben. Auch in meinem späteren Frontleben habe ich die gleiche Stellung gegen Mißhandlungen eingenom-

---

*) Da erheblich mehr Wehrpflichtige vorhanden waren, als Rekruten eingestellt wurden, war die Einrichtung getroffen, daß solche nicht als Rekruten in das Heer eingestellten Diensttauglichen als Ersatzreservisten in einer 10-, 6- und wenn ich nicht irre, 4-wöchentlichen Übung, die auf drei hintereinander folgende Jahre verteilt wurden, zur Ausbildung eingezogen wurden. Diese Maßnahme hörte 1894 nach der Caprivischen Heeresvermehrung auf.

men. Allmählich verschwanden sie wohl vollständig aus dem Heere. Daß Einzelfälle auch dann noch vorkamen, ist gewiß. Sie wurden erheblich aufgebauscht, um Mißstimmung gegen das Heer zu erwecken.

Ich war glücklich, wenn dann Anfang Februar die Vorstellung der Rekruten vor dem Regimentskommandeur, der mir sein besonderes Wohlwollen geschenkt hatte und mich seine Pferde reiten ließ, gut verlief. Nur eins machte mir zuerst Schwierigkeiten, das war die „Instruktion". Ich konnte wohl nicht recht begreifen, wie sie anzupacken wäre, um das, was zu lehren sei, verständlich zu machen, und wie oft alles zu wiederholen wäre, bis es endlich „säße". Da hatte wohl mein Kompaniechef zunächst rechte Sorge mit seinem jungen Offizier. Nur der Unterricht in vaterländischer und Regimentsgeschichte lag mir von vornherein. Ich erstaunte, wie wenig vaterländisches Wissen die Volksschule den Schülern mit auf den Lebensweg gab. Aber ich dachte an meinen eigenen Geschichtunterricht, der mich nur bis 1815 geführt hatte.

Der Rekrutenbesichtigung folgte das Kompanieexerzieren, das mit der Besichtigung im April abschloß. Damals wurde die Kompanie noch zu drei Gliedern in zwei Zügen formiert. Das geschlossene Exerzieren nahm einen sehr wesentlichen Teil der Ausbildung ein und wurde bei der Besichtigung auch eingehend geprüft. Sollte die Kompanie Gefechtsaufgaben lösen, so mußte sie erst aus der dreigliedrigen Formation in die zweigliedrige Kompaniekolonne übergehen, in der die Züge hintereinander standen, die sich dann nach Weisung des Kompaniechefs in Schützenlinien aufzulösen hatten. Immer blieben geschlossene Teile in der Hand des Kompaniechefs zum letzten Einsatz in das Gefecht.

Es folgte das Bataillonsexerzieren. Es wurde im geschlossenen Bataillon „exerziert", das sei den jungen Kameraden von heute in Erinnerung gebracht. Sie werden dann erkennen, wie Formen sich ändern, das Wesen aber bleibt. Die Schützenentwicklung war auch bei den Bataillonen naturgemäß eine verhältnismäßig noch geringere, als bei der Kompanie. In dem Einsatz der geschlossenen Formationen des Bataillons in die vorderste Linie lag die Entscheidung im Kampf.

Dann folgte die Periode der Felddienstübungen und endlich im Herbst Regiments- und Brigadeexerzieren und die Manöver, die dem jungen Offizier zeigten, wie er auch in größeren Verbänden zu fechten habe.

Ich tat gern meinen Dienst und tat ihn auch in den verschiedenen Kompanien und Bataillonen unter recht verschieden veranlagten Vorgesetzten. Wir jungen Offiziere wurden häufiger von einer Kompanie zur anderen versetzt. So lernte ich verschieden geartete Vorgesetzte kennen. Besonders steht heute noch vor mir an erster Stelle ein langer dünner Westfale, der Hauptmann Kropp, mit seinem unendlich langen Oberkörper auf seinem

kleinen Schimmel, der mit seinem langen Schweif gern ein Rad schlug. Hauptmann Kropp hatte eine unerschütterliche Ruhe und einen, den kleinsten Fehler im Anzug oder in der Haltung erspähenden Blick. Er ging mit Arreststrafen nicht gerade sparsam um und war ein „rauher Kriegsmann". Unteroffiziere und Mannschaften der 1. Kompanie waren aber stolz auf ihren „Vater Kropp". Ihm gegenüber konnte solch Gefühl aufkommen, nicht gegenüber dem leicht reizbaren Hauptmann der 9. Kompanie mit seiner ungleichmäßigen Behandlung seiner Untergebenen, oder dem zu weichen der 11. Es war lehrreich, diese verschiedenen Charaktere und ihre Wirkung auf die Untergebenen kennen zu lernen.

Neben meinem Dienst fand ich auch noch Zeit, mich mit Geschichte und Kriegsgeschichte zu beschäftigen, denn es war doch wenig gewesen, was mir im Kadettenkorps davon geboten worden war. Ich hatte die große Freude, daß nach meiner ersten verunglückten „Winterarbeit" — eine militärwissenschaftliche Arbeit, die jeder Leutnant im Winter als Lösung eines ihm gegebenen Themas anzufertigen hatte — meine zweite als unter den besten des Regiments an höhere Stellen geleitet wurde.

Nebenbei war ich ein „flotter Leutnant" und guter Tänzer und auf vielen Gesellschaften Wesels gern gesehen. Ich tanzte sogar in der „Loge". Was Freimaurerei war, ahnte ich damals noch nicht und zerbrach mir auch nicht den Kopf darüber, sondern hielt die „Loge" für eine gesellschaftliche Vereinigung bürgerlicher Kreise, die nebenbei Wohltätigkeit pflegte. Erst nach dem Weltkriege sollte ich anderes erkennen *). In dem schönen Kasinogarten traf sich die Jugend im Sommer, sie machte auch kleinere Ausflüge, wir sangen dabei unsere Lieder vom schönen Rhein und das Westfalenlied und freuten uns des Lebens. Besonders genossen wir auch den Karneval mit seinem lustigen Treiben im Domino und der Unbeholfenheit nach Wesel versetzter älterer Offiziere und ihrer Frauen, sich in diesem Treiben zurecht zu finden. Hatte man nachts recht lange durchgefeiert, dann hieß es doch am frühen Morgen um 7 Uhr wieder frisch zum Rekrutendienst zur Stelle zu sein. Das war gute Schulung. Ich besuchte auch Konzerte, doch wohl mehr der Gesellschaft halber, die ich dort antraf, als wegen der Musik, obschon ich auch diese, ohne musikalisch zu sein, stets hoch bewertete.

Das Leben im Offizierkasino war denkbar einfach, die Einwirkung, die dabei von älteren Kameraden ausging, war eine gute. Sie hatten zum großen Teil ja den Krieg 1870/71 mitgemacht, und ich lauschte oft begierig ihren Worten. Bei Liebesmahlen wurde dagegen recht viel getrunken. Das war ein bedenklicher, wenn auch nur selten eintretender Übelstand. In Lokale ging ich ungern, der Rauch störte mich. Einen sogenannten Frühschoppen lehnte ich ab, was mir allerdings den Unwillen einiger Kame-

*) S. Buchanzeige am Ende des Werkes.

raden zuzog, die sehr zum Schaden ihrer Entwicklung diesem damals herrschenden Unwesen huldigten. Sie schwächten Körper und Geist und untergruben ihre Laufbahn. Sie machten sich unfähig, dem stolzen Beruf, Deutsche Menschen im Frieden für den Krieg zu erziehen und im Kriege zu führen, voll zu entsprechen. Auch die Tatsache, daß ich abends viel allein zu Hause war und eben nicht ausging, wurde mir von Einzelnen verdacht. Ich hatte nun einmal keinen Gefallen daran, und die Zulage vom Elternhause war ungemein gering. Ich war im wesentlichen auf das Leutnantsgehalt angewiesen. Da sich mein jugendlicher Körper schnell entwickelte, mußte ich auch Uniformstücke beiseite legen, ehe sie verbraucht waren. Das kostete eine Menge Geld, und Schulden habe ich, bis auf geringe Kleiderschulden, die aber auch rechtzeitig bezahlt wurden, nie gehabt. Ich lebte auch mehr als bescheiden. Jahrelang war abends ein oder zwei Mainzer Käse, Brot und Butter und dazu ein Glas Bier meine Abendmahlzeit. Sie ist mir sehr gut bekommen. Später als ich Oberleutnant und Hauptmann wurde, leistete ich mir eine größere Abwechslung. Zunächst trat zu Mainzer Käse ein Stück Wurst, und so „vervollkommnete“ ich mich immer mehr, nie aber war ich Spielverderber, wenn irgendein besonderer Anlaß vorlag, auch einmal „den Humpen zu schwingen“.

So verflossen die ersten glücklichen Jahre meines Leutnantslebens in der engen Garnisonstadt am Rhein.

Die Manöver führten mich in das Rheinland und nach Westfalen, wo damals die Industrie noch nicht so entwickelt war, wie 30 Jahre später, als ich Regimentskommandeur in Düsseldorf war. Aber es trat mir doch in jenen Landesteilen etwas ganz anderes entgegen, als ich aus Hinterpommern zu sehen gewohnt war. Dort gab es nicht die großen Güter mit mehr als dürftigen Wohnungen von Landarbeitern und eng zusammenliegenden Bauernhöfen. Am Niederrhein und in Westfalen lagen ansehnliche Bauerngehöfte altangesessener Besitzer weit zerstreut über das Land. Dafür trat aber das Elend der Fabrikarbeiter einem entgegen. Scharen ungesund aussehender und schlecht angezogener Deutscher Arbeiter, die das Manöverfeld eng bedeckten, waren so groß, daß die Truppe überhaupt nicht mehr zu erkennen war. Auf dem rechten Rheinufer kamen wir bis nach Münster, über den Haarstrang, wo nach der „Prophezeiung“ die Schlacht auf dem Birkenfelde geschlagen werden soll, in Richtung Brilon und in das Sauerland. Auf dem linken Rheinufer kam ich in das sagenumwobene Xanten, mit seinem schönen Dom. Da war Cleve mit dem Schwanenturm, aber auch der Wallfahrtsort Kevelaer, hart an der holländischen Grenze, mit seinen Buden von wächsernen Gliedmaßen, diesem Zeichen finstern Aberglaubens unserer vermeintlich so „aufgeklärten“, aber in tiefer Verblödung steckenden Zeit.

Mein erstes Manöver, im Jahre 1882, war recht anstrengend für mich, und besonders deshalb, weil mein Kompaniechef, wie das auch im Regiment allgemein üblich und durchaus richtig war, von mir verlangte, daß ich, bevor ich nach anstrengender Übung müde mein Quartier aufsuchte, sämtliche, oft sehr weit auseinander liegenden Quartiere meines Zuges zu prüfen und etwaige Unstimmigkeiten mit den Quartierwirten zu beseitigen hatte. Dies Hintansetzen der eigenen Person für das Wohl der Untergebenen war eine vortreffliche Schule des alten Heeres.

Meine eigenen Quartiere waren recht abwechslungreich, solche bei einem armen Bauern wechselten mit Unterkunft auf Schlössern, bei armen und reichen Bürgersleuten. Damals wurde eingeführt, daß der Offizier dem Quartierwirt, ich glaube es war Mk. 2.50, zu geben hatte. Dieser Betrag wurde vom Zahlmeister abgeführt. Bevor diese Einrichtung bestand — so war es noch in meinem ersten Manöver — hatten wir bei dem Quartierwirt zu fragen, was wir zu begleichen hätten. Das war immer sehr peinlich, sowohl für den Offizier als für den Quartierwirt, der auf die Bezahlung des Quartieres angewiesen war, sich aber scheute vom Offizier unmittelbar Geld anzunehmen. Wir haben die Einrichtung, daß unser Quartier durch den Zahlmeister grundsätzlich bezahlt wurde und zwar aus der uns gegebenen Manöverzulage von täglich 3 Mark, warm begrüßt.

Die Aufnahme in den Quartieren durch die Quartierwirte war durchweg eine gute. Aus den Quartieren der Beamten der römischen Kirche strömte mir eine Luft entgegen, die mir fremd war. Ich konnte sie mir damals nicht erklären, war doch die Küche der rundlichen Pfarrersköchin recht gut und der Wein nicht minder; aber es war ein fremdartiger Geist in diesen Räumen. Er konnte ja nicht anders sein. Der Drill und die Suggestionen, die der römische Priester erhält, machen ihn zu einem Beamten eines Italieners auf dem päpstlichen Stuhl und lösen ihn aus seinem Deutschen Volk. Es waren arme, heimatlose Menschen, die nur in Deutschen Häusern wohnten. In diesen konnte keine andere Luft herrschen, als sie mir entgegenschlug. Einmal führte mich mein Quartier in ein schönes, von einem Wassergraben umgebenes Schloß des Herrn v. Kettler, ich glaube eines Verwandten jenes Bischofs, der einst während des vatikanischen Konzils Bismarck um Beistand gegen die Absichten seines Papstes, sich die Unfehlbarkeit zuzusprechen, anrief, dann aber wieder ein gefügiger und fanatischer Diener seines Gebieters in Rom wurde. Ich war zum Regimentsstab kommandiert, um für den Regimentskommandeur Gefechtsbilder auf dem Plan festzuhalten und die Karte zu vervollständigen, damit sie später dem Gefechtsbericht des Regimentskommandeurs beigelegt werden konnte, den er den Vorgesetzten einzureichen hatte. Das war eine recht ehrenvolle Aufgabe für einen jungen Offizier. Sie verhalf ihm auch zu den guten

Quartieren des Regimentsstabs. In das Quartier kam auch die Regimentsmusik. Es war üblich, daß an Ruhetagen die Musik den Quartiergebern ein „Ständchen" gab, d. h. sie trug vor dem Hause versammelt mehrere Musikstücke vor. So war es auch auf dem Besitz des Herrn v. Kettler, eines stolzen, hochfahrenden Menschen, der seinen fast erwachsenen Sohn und dessen Begleiter in einer Weise behandelte, die mich empörte. Die Töchter des Hauses hatten den Regimentskommandeur gebeten und zwar mit Zustimmung des Vaters, die Musik möchte doch einen Tanz spielen. Auch wir jüngeren Offiziere waren gern dabei. Da erklärte der Hauskaplan, er wünsche den Tanz nicht, wohl zum Seelenheil der jungen Mädchen, die in irgendeinem Sacré Coeur-Institut Belgiens erzogen wurden, und — die Musik erhielt Weisung, ein anderes Stück zu spielen. Das zeigte mir den ungeheuren Einfluß der Beamten der römischen Kirche in den Häusern des doch wirklich sonst recht selbstbewußten, katholischen Adels.

Die Biwaks brachten Abwechslung in die Manöver. Regnete es nicht, so waren sie reizvoll. Da galt es zu kochen, einen Punsch zu brauen und auch unter Umständen Besuch von früheren Quartierwirten zu empfangen. Das war für ältere Offiziere oft nicht gerade sehr angenehm, aber wir jungen fühlten uns dadurch weiter nicht beschwert und freuten uns meist der Besuche, denen wir durch Freundlichkeit gastliche Aufnahme danken konnten.

Im Jahre 1884 hatten wir Kaisermanöver. Die Parade war auf dem linksrheinischen Gebiet. Die zahlreichen Ortschaften des dortigen Gebiets trugen aber viel mehr päpstliche weiß-gelbe als Preußische oder Deutsche Farben. Die von der römischen Geistlichkeit damit betriebene Demonstration war nur zu klar. Die Manöver waren auffallend spät. Der Kaiser kam aus Skiernewize bei Warschau von der Zusammenkunft mit Kaiser Alexander III. von Rußland und dem Kaiser Franz Josef von Österreich. Auch wir jungen Offiziere, die sich im allgemeinen wenig um Politik sorgten, wovon ich gleich sprechen werde, hatten die Bedeutung dieser Zusammenkunft gefühlt *). Wie freuten wir uns, daß wir den Kaiser jetzt sehen konnten. Er war zu Wagen, das Reiten war ihm zu beschwerlich geworden.

*) Fürst Bismarck hatte nach 1870/71 zunächst die Drei-Kaiser-Politik verfolgt, d. h. Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland sollten durch ihre Herrscher geeint, den Frieden Europas gewährleisten. Die Haltung Frankreichs auf der einen Seite, die Spannungen, die zwischen Rußland und Österreich-Ungarn infolge der russischen Balkanpolitik auf der anderen Seite eintraten, hatten Bismarck veranlaßt, zunächst einmal ein Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn abzuschließen, das alsbald durch den Beitritt Italiens zum „Dreibund" erweitert wurde. Er versuchte aber trotzdem seine „Drei-Kaiser-Politik" weiter zu führen und hatte auch zu Anfang des Jahres 1884 das „Drei-Kaiser-Verhältnis" erneuert. Die Zusammenkunft in Skiernewize sollte es vor der Welt unterstreichen und festigen.

Auch der Prinz, Friedrich Karl von Preußen, der Neffe des Kaisers und Armeeführer in den Kriegen 1866 und 1870/71 nahm an dem Manöver teil. Er hieß der „Rote Prinz", weil er rote Husarenuniform trug. Er begrüßte das Regiment, das 1870/71 unter seinem Kommando gekämpft hatte, auf dem Manöverfelde. Er kam ohne Begleitung zu uns. Einsam, wie er gelebt, ritt er auch über das Manöverfeld. Die militärische Legende hat sich seiner bemächtigt. Er war mehr Erzieher der Truppe, als Feldherr. Als Erzieher der Truppe wird sein Name in der Geschichte des Alten Heeres stets genannt werden müssen. Der jugendliche Prinz Wilhelm von Preußen, der schon so bald Kaiser werden sollte, war Gehilfe bei der Manöverleitung und überbrachte meinem Regimentskommandeur eine Weisung. Da wurden denn die Augen aufgemacht. Eng verwoben waren die Prinzen des Hohenzollernhauses mit dem preußischen Heer. Das wußten wir Offiziere und freuten uns, wenn wir die Prinzen zu sehen bekamen. Gern dienten wir dem Hohenzollernhause. Am Manöverschluß freuten wir uns des Lobes, das das Armeekorps von dem Obersten Kriegsherrn erhielt.

Ich hatte meinen Beruf lieb gewonnen und konnte mir keinen schöneren denken.

Ja, es war schön, Soldat zu sein, wenn man seine Rekruten ausbildete, oder das Bataillon — so war es damals noch — in geschlossener dreigliedriger Linie unter den Klängen des Avanciermarsches zum Angriff vorgeführt wurde, und der junge Leutnant Ludendorff dabei die Richtung für den Einbruch in den Feind festzuhalten hatte. Es war schön, Soldat zu sein, seinen Schützen voranzuschreiten und sie im Gelände so zu führen, daß sie dem Gegner geringe Ziele boten, oder im Manöver andere Aufgaben zu erfüllen und dazu noch beritten zu sein. Es war schön Soldat zu sein, wenn bei dem Parademarsch in der Regimentskolonne, die durch die 12 in Linie formierten, dicht aufgeschlossenen Kompanien gebildet wurde, die drei durch Kampf geweihten, enthüllten *) Fahnen des Regiments, eingerahmt

*) Die Fahnentücher waren stets in einen schwarzen, wachsleinenen Bezug eingehüllt. Nur bei Paraden vor dem Obersten Kriegsherrn wurde dieser abgenommen, und die verschlissenen, schweren Fahnentücher konnten nun im Winde bei dem Vorbeimarsch auswehen. Das waren feierliche Stunden. Die Fahne wurde überhaupt der Truppe als etwas Heiliges hingestellt, verkörperte sie doch in unserer Überlieferung die Ehre des Truppenteils. So wurde sie auch geehrt, indem sie z. B. in Wesel in der Kommandantur aufbewahrt und von dort, so zur Bataillonsbesichtigung, durch ein besonderes Kommando abgeholt und entsprechend dorthin gebracht wurde. Es war anders wie der heutige Fahnenrummel. Ich kam später zum 61. Regiment nach Thorn. Das II. Bataillon hatte 1871 bei Dijon seine Fahne verloren. Die „Fahnensektion" (Fahnengruppe) war zusammengeschossen worden. Wie wurde dieser Umstand festgehalten.

Im Weltkriege wurden die Fahnen zwar mitgenommen, aber bald wieder in die Heimat gesandt. Der Kampf hatte andere Formen angenommen. Der Zusammenhalt der Truppe war auch so gewährleistet.

von mir und einem anderen jungen Offizier als Fahnenoffiziere, dem Regiment voran und an dem Obersten Kriegsherrn, vorbeimarschieren durften. Es war schön, Soldat zu sein und die Bevorzugung des Offizierstandes und die Anregung einer Geselligkeit harmlos zu genießen. Glückliche, schöne Tage einer frohen, aber doch schon verantwortungreichen Jugendzeit, und dabei das hohe und stolze Gefühl bereit sein zu müssen, auf Weisung des Kaisers und Königs ins Feld zu ziehen, um sein Leben einzusetzen für Kaiser und Volk und die Ehre der alten Fahnen als Vorbild und Führer von Soldaten des tüchtigsten Heeres der Welt.

Eines Kommandos habe ich noch zu gedenken, das einen tiefen Eindruck auf mich hinterlassen hat. Ich hatte mit anderen Offizieren zusammen einen Rekrutentransport von Essen nach Metz zu leiten. Die in den Reichslanden garnisonierenden Truppen erhielten von auswärts ihren Ersatz überwiesen, während die Lothringer bei Truppenteilen innerhalb des Reiches ihrer Wehrpflicht genügten. Der Marsch vom Versammlungplatz der Rekruten nach dem Bahnhof in Essen war widerlich. Die Massen waren angetrunken, Rekruten auch. Das Unheil des Alkohols machte sich erschreckend bemerkbar. Ich mußte als jüngster Leutnant am Ende der Rekruten marschieren. Die Eindrücke waren dort besonders empfindlich. In der Nacht hielt der Zug in der Eifel auf irgendeinem Bahndamm, an dessen Fuß ein Bach entlang führte. Die Angetrunkenen waren nicht zu halten, sie hatten Durst bekommen und stürzten nun aus ihren Wagen zu dem Wasser. Es war ein Wunder, daß dabei keiner verunglückte. Aber es machte Mühe, die Rekruten wieder in den Zug zu bekommen.

Metz mit seiner selten schönen, streng gotischen Kathedrale mit den hohen Spitzbogen, durch die heidnische Künstler ihr Gotterleben in der Darstellung des Geästes der heiligen Haine wiedergaben, berührte mich tief. Die Fenster ließen auch noch Sonne hinein. Sie war nicht so düster, wie der Kölner Dom und das Straßburger Münster, die ich später sah. So oft wie ich nach Metz gekommen bin, und das sollte sehr häufig sein, besuchte ich diesen selten schönen Bau. Die Erinnerung an die schweren Schlachten bei Metz 1870 und seine vielwöchentliche Belagerung war noch lebendig im Heere. Auf der Rückfahrt von Metz war ich am Rhein. Ich sah den stolzen Strom in seinem Mittellauf mit seinen prächtigen Ufern, den bewaldeten Höhen und stolzen Ruinen das erste Mal. Auch auf dem Niederwalddenkmal war ich. Es war gerade enthüllt. Ein Anschlag auf den Kaiser und die dort versammelten Fürsten war im letzten Augenblick verhindert worden. Davon wurde wie üblich nicht gesprochen. Aber doch war genügend durchgesickert, um sich bei dem Anblick des Denkmals, das Deutschlands Größe verkünden sollte, noch eine Wirkung dieses furchtbaren Verbrechens zu vergegenwärtigen.

Wir jüngeren Offiziere kümmerten uns im allgemeinen wenig um Politik, wie der Offizier an und für sich. Das lag in der Einrichtung des Heeres und in seiner Überlieferung. In dem Monarchen verkörperte sich für uns die Sicherheit und die Ehre des Volkes und Vaterlandes, wußten wir doch auch die Leitung des neu geschaffenen Reiches in den festen Händen Bismarcks denkbar gut aufgehoben. Siegreiche Kriege umwoben zudem die Fahnen des Alten Heeres mit frischem Lorbeer. Die früheren Attentate gegen den Kaiser hatten tiefe Entrüstung gegen Sozialdemokraten und Anarchisten gezeitigt. Wir hielten die Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie für angemessen, ahnten indes damals noch nicht, welche Schuld Besitz und Bildung durch Eigennutz und Hochmut gegenüber dem Deutschen Arbeiter auf sich geladen, und wie sie ihn in die Arme des Juden getrieben haben. Das Nachsehen der Spinde der Soldaten nach sozialdemokratischen Schriften war mir aber, wie den anderen Kameraden, stets etwas sehr Lästiges, ja Widerwärtiges.

Auch der gewaltige Kampf Bismarcks gegen Rom ging nicht an mir vorüber. Ich lebte ja mitten in katholischen Volksteilen und empfand häufig scharf die innerpolitischen Wirrnisse, die von Rom heraufbeschworen wurden, um, wie ich heute nur zu klar sehe, das protestantische Preußen zu zerschlagen und das Hohenzollernhaus zu beseitigen. Es war ein unglaubliches Unterlassen auch der Regierung Bismarck, daß das Volk nicht allseitig eingehend über diese ungeheuren, ihm von Rom drohenden Gefahren aufgeklärt wurde. Die Jesuitengesetze, die die Jesuiten aus Deutschland entfernten, trafen nicht den Kern.

Es war auch außenpolitisch eine bewegte Zeit. Der Fall Schnäbele hatte sich ereignet. Ein Kriminalkommissar hatte den der Spionage verdächtigen französischen Grenzbeamten Schnäbele auf Deutschen Boden gelockt und ihn dort verhaftet. Die Spannung, die zwischen Deutschland und Frankreich bestand, war dadurch erheblich verschärft. Der General Boulanger trat in Frankreich auf und schürte Revanchestimmung. Deutschland selbst zog Reservisten ein unter der Vorgabe, sie mit dem neuen Mehrlader auszubilden, der in aller Stille für die Kriegsausrüstung des Heeres angefertigt worden war. Es war mit diesem Mehrlader ein eigenartiges Ding. War bisher immer dem Heere das alte Gewehr, das nur eine Patrone aufnahm und nach jedem Schuß neu geladen werden mußte, als militärische Idealwaffe hingestellt, und jedes Gewehrsystem abgelehnt, das gestattete, das Gewehr auf einmal mit mehreren Patronen zu laden, die dann hintereinanderweg als Schüsse abgegeben werden konnten, da das zur Munitionsverschwendung führen könnte, so sollte nun auf einmal dieses System gerade das Idealsystem sein. Aber wir dachten nicht viel nach und waren von der Güte des neuen Idealsystems ebenso überzeugt, wie von dem

früheren. Tatsächlich war der Mehrlader, so wenig gut er auch konstruiert war, ein Fortschritt in der Kriegsausrüstung des Heeres.

Politische Schwierigkeiten mit Frankreich und die neuerliche Haltung Kaiser Alexanders III. von Rußland hatten Bismarck 1886 veranlaßt, im Reichstage eine Militärvorlage einzubringen. Diese war an der Haltung des Zentrums gescheitert. Es war zu Neuwahlen gekommen. In Wesel standen sich Zentrumskandidat und, wenn ich nicht irre, ein Nationalliberaler scharf gegenüber. Natürlich waren wir Offiziere an der Durchbringung der Heeresvorlage im Reichstag aufs äußerste interessiert. Wir verfolgten die Wahl in Wesel mit größter Spannung und begrüßten freudig die Wahl des Nationalliberalen, so wenigstens steht es in meiner Erinnerung, und waren dann zufrieden, als im Reichstage die Heeresvorlage angenommen wurde. Daß hier Bismarck den eigenartigen Schritt unternommen und den römischen Papst Leo XIII. angegangen hatte, auf das Zentrum für Annahme der Heeresvorlage einzuwirken, war mir damals wohl nicht im vollen Umfange gegenwärtig. Heute ist mir dieser Schritt wie die Anrufung des Schiedsspruches des Papstes in einem über die australische Inselgruppe, die Karolinen, mit Spanien ausgebrochenen Streitfalle ein Beweis, wie weltfremd Bismarck trotz seines sogenannten Kulturkampfes den ewig währenden Machtansprüchen des römischen Papstes als Vollstrecker der Gesetze Jahwes gegenüberstand und schließlich als Christ auch gegenüberstehen mußte.

Ich habe den Fürsten v. Bismarck nicht öfter als den Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, also nur einmal gesehen, und zwar auf dem Bahnhof in Anklam stehend am Fenster seines Eisenbahnwagens mit seinen machtvollen, klaren Augen. Dies Bild steht noch heute vor mir.

Im Februar 1887 wurde ich auf die Militärturnanstalt nach Berlin für ein halbes Jahr kommandiert. Es war das mein erstes Kommando. Bataillonsadjudant hatte ich noch nicht werden können. Die Stellen waren durch ältere Kameraden besetzt. Ich tat nur einmal bei einem Landwehrbataillon Adjutantendienste. So freute ich mich über dieses Kommando nach Berlin und dazu noch aus einem besonderen Grunde. Mein Vater hatte gerade die Pachtung in Hinterpommern aufgeben müssen. Seine treue, selbstlose Arbeit hatte bei dem Niedergang der Landwirtschaft ihm trotz seines Fleißes jeden äußeren Gewinn versagt. Er verlor dort alles, was er besessen hatte und war nun nach Berlin gezogen, um sich dort nach einem neuen Lebensberuf umzusehen. Er fand ihn in der Norddeutschen Hagelversicherungsgesellschaft, der er bis zu seinem Lebensende 1906 als Beamter angehörte. Aber dieses Finden der Stellung ging nicht so schnell, wie ich das hier schreibe. Es waren sehr sorgenvolle Tage und Monate, bis mein Vater diese Stellung erhalten hatte. Meine Mutter selbst griff mit

ihrer Hände Arbeit und Näharbeiten tatkräftig ein und half so auf lange Zeit hinaus die wirtschaftliche Lage der Familie und die Erziehung der jüngeren Geschwister sicherzustellen. In solch ernster Lage meinen Eltern bis zur Beendigung des Kommandos im Juli nahe zu sein, begrüßte ich.

Oft weilte ich bei Eltern und Geschwistern in der bescheidenen engen Wohnung in der Potsdamerstraße. Sonntags war ich regelmäßig dort.

Wir kommandierten Offiziere erhielten einen für uns beträchtlichen Geldzuschuß, ich konnte daheim helfen, aber auch noch Theater besuchen. Oft war ich im Deutschen Theater, das die wunderbaren Dramen Shakespeares gab. So gab mir das Kommando, auch neben der vortrefflichen Durcharbeitung meines jugendlichen Körpers, sehr viel *).

Inzwischen waren Frauengestalten in mein Leben getreten. Sie bereicherten mich in verschiedenem Maße. In meiner ersten Ehe aber, ich schloß sie im August 1909, zog ich mich sehr bald aus gewichtigen Gründen völlig in mich zurück und kapselte mich ab. Erst meine zweite Frau wurde mir wahrhaft Gefährtin. Ihr war es vorbehalten, auf meine Seele tief einzuwirken, doch davon erst, wenn ich über die spätere Nachkriegszeit schreibe. Im übrigen soll dieser kurze Hinweis genügen, um mein Lebensbild für alle diese vielen Jahre bis zum Weltkriege zu vervollständigen.

Leutnant in Wilhelmshaven und Kiel und Bordkommandos.

Im April 1887 während meines Kommandos an der Turnanstalt wurde ich mit einem um ein Jahr vordatierten Patent in das Seebataillon versetzt. Die Versetzung traf mich völlig überraschend. Es war naturgemäß ein außerordentliches Ereignis, daß ein so junger Offizier ein vordatiertes Patent erhielt und damit z. B. einen ganzen Jahrgang älterer Kameraden übersprang. Mein Patent lautete jetzt vom 15. April 1881. Dazu kamen noch die schöne kleidsame Uniform des Seebataillons, der hellblaue Rock mit weißem oder goldbesticktem Kragen, und die Aussicht Neues kennen zu lernen. Die Freude wurde nur gemildert durch den Abschied aus dem mir lieb gewordenen Kameradenkreise des Regiments und dem großen Bekanntenkreise Wesels. Nach Ablauf des Kommandos zur Turnanstalt im Juli besuchte ich hierzu Wesel und fuhr nach Wilhelmshaven. Das Seebataillon — später hieß es Marine-Infanterie — war ein Zwitter. Die Seeoffiziere sahen die Offiziere der Marineinfanterie nicht gern. Sie

---

*) Seit jener Zeit betreibe ich leichte körperliche Übungen bis auf den heutigen Tag. Die Stählung des Körpers beider Geschlechter ist eine Notwendigkeit, nicht nur in der Jugend. Sie hat der verschiedenen körperlichen Veranlagung und den Aufgaben Rechnung zu tragen, den die Geschlechter für die Volkserhaltung zu erfüllen haben. Übertriebene sportliche Leistungen, die aus den Leistenden „Helden" machen sollen, habe ich stets abgelehnt.

hielten das Gebilde für unnötig, das ihnen nur Stellungen wegnahm. Sie sahen in den Offizieren des Seebataillons auch sozusagen „Spione" des Chefs der Admiralität, des Generals von Caprivi, und meinten, dieser ließe sich von den Offizieren Berichte über die Verhältnisse der Marine zugehen. Das ist natürlich unrichtig gewesen. Wohl aber war für General v. Caprivi das Seebataillon eine Art Lehrtruppe, die den anderen Marineteilen wie den Matrosen- und Werftdivisionen usw. die Mannszucht des Heeres zu übermitteln hatte. General v. Caprivi bewirkte eine sehr sorgfältige Auswahl der Offiziere der Marine-Infanterie aus dem Offizierkorps des Heeres. So konnte denn jede Versetzung dorthin für den, der über einen „Vater", eine „Mutter", „Onkel" oder „Tante" mit Beziehungen nicht verfügte, tatsächlich als eine Auszeichnung gelten. Als ich mich bei dem General meldete, war er sehr gütig zu mir. Er lud mich auch zu einem Abendessen in kleinem Kreise ein, auf dem Prinz Wilhelm von Preußen anwesend war. General v. Caprivi bemühte sich sichtlich, dem Prinzen die Marine näher zu bringen, was ihm ja auch in hohem Maße gelang. Bei der Beendigung meines Kommandos zur Turnanstalt wies er mich auf gewisse Schwierigkeiten hin, denen ich begegnen könnte.

Die Stellung eines Seebataillonsoffiziers war bei den Kommandos an Bord der Kriegsschiffe keine einfache. Er fühlte sich als Vertreter der Armee mit ihren großen Überlieferungen den Seeoffizieren überlegen, da die Marine eine solche Überlieferung nicht aufzuweisen hatte. Diese dagegen waren von oft maßloser Überheblichkeit, die in keinem Einklang stand mit den Leistungen, die die junge Marine aufzuweisen gehabt hatte *). Aber gerade diese natürlichen Spannungen machte das Kommando zur Marine und namentlich die Bordkommandos zu einer guten Lebensschule. Sie zwangen zur Selbstsicherheit und zu ruhigem Auftreten gegenüber einem keineswegs wohlwollend gesinnten Kreise, auch wenn sich dieses Mißwollen nicht gegen die Person, sondern gegen den Träger der Uniform des Seebataillons richtete, was natürlich in Praxis von den Betroffenen nicht immer auseinander zu halten war.

*) Während die Preußische Armee sich seit dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, seit Ende des 17. Jahrhunderts, fortschreitend entwickelte, zerfiel die junge Seemacht, die, auf Emden gestützt, dieser große Fürst schuf. Nach schwachen Anfängen um die Mitte vorigen Jahrhunderts und der Gründung des Norddeutschen Bundes nach dem Siege Preußens über Österreich und dessen Deutschen Verbündeten 1866, die die Einverleibung von Schleswig-Holstein und Hannovers zur Folge hatten, wandte König Wilhelm auch der Rüstung zur See seine Aufmerksamkeit zu. Er schuf Wilhelmshaven, das neben Kiel Stützpunkt der entstehenden Flotte des Norddeutschen Bundes wurde, deren Entwickelung indes weit hinter den ersten Absichten zurückblieb. Als ich zur Marine kam, war ihr Schiffsbestand völlig ungenügend veraltet und nicht den Anforderungen des Ernstfalles entsprechend. Die Schiffe genügten nicht zur Verteidigung der Küsten. Die Torpedoboote waren in Entwickelung.

Wilhelmshaven bestand damals aus drei Straßen, der Roonstraße und der Werftstraße, die beide auf eine dritte Straße mündeten, in der die Dienstwohnungen höherer Offiziere und das Wohngebäude des Stationschefs der Marinestation der Nordsee lagen. Klinkerstraßen, Moorlandschaft, Dämme und wenn Ebbe gelaufen war, Schlick, waren die Charakteristiken Wilhelmshavens. Wenn wir Sonntagnachmittags spazieren gingen, spotteten wir wohl über den Stumpfsinn des Lebens in Wilhelmshaven und „bewunderten" als Zeichen dieses Stumpfsinnes die Wolkenbildungen, die indes wirklich schön waren. Aber doch brachte mir das Leben in Wilhelmshaven viel Neues. Auch fand ich reichlich Zeit gute und schlechte Bücher zu lesen und militärwissenschaftliche Werke zu studieren. Ich war aber froh, als ich nach einem halben Jahr nach Kiel versetzt wurde.

Die alte Stadt Kiel selbst bietet nichts, aber der Hafen als solcher ist eine Perle Holsteins. Die Straßen, die aus der Altstadt nach Düsternbrook führten, gaben schöne Straßenbilder einer Villenstadt. Das allein schon war ein gewaltiger Unterschied mit Wilhelmshaven, allerdings war in Kiel der kameradschaftliche Zusammenhalt innerhalb des Seebataillons nicht so eng wie dort. Der Dienst an Land war der übliche Infanteriedienst. Nur fehlte die Anregung des Exerzierens in größeren Verbänden. Selbst Bataillonsexerzieren gab es nicht. Abwechslung boten die Bordkommandos mit und ohne Seesoldaten. Indes blieb die Tätigkeit auch an Bord keine befriedigende. Es fehlte Verantwortung. Nur bei der Ausbildung von Kadetten, wie auf der „Niobe", fand ich im Sommer 1888 zusagende Tätigkeit. An Bord waren die Seesoldaten „Scharfschützen" oder Hilfsmannschaften bei der Bedienung schwerer Geschütze, ich schwebte in der Luft.

Die Bordkommandos führten mich hinaus auf die See. Das Meer wirkte gewaltig auf mich ein. Die Größe Gottes sprach aus ihm, ob es nun still da lag, oder Sturm es bewegte. Die „Niobe" war ein Segelschiff. Welcher Zauber lag darin, wenn das Schiff mit vollen Segeln geräuschlos vor dem Winde dahinglitt. Wie mußten junge Kadetten sich stark und gekräftigt fühlen, wenn sie bei schwerem Winde auf die Rahen entern mußten, um die Segel einzuziehen oder zu reffen. Ja auf der „Niobe" da war noch Seemannsleben und Seemannspoesie. Das Leben an Bord war überaus enge. Meine Kammer lag in der Offiziersmesse und neben der Pantri (Aufenthaltsort des Koches) so tief im Schiff, daß nur bei günstigem Wetter ihr Bulleye (Fenster an der Bordseite) geöffnet werden konnte, ohne daß ich befürchten mußte, daß Seewasser hineinschlug. Das Wasser in der Bilge, dem untersten Schiffsraum, stank. Da war die Luft unten oft widerlich verbraucht. Das zwang zum Aufenthalt an Deck, und ich genoß die herrliche Seefahrt.

Bei meinen anderen Bordkommandos im Sommer 1889 und 1900, war ich auf richtigen Kriegsschiffen. Dort war das Leben an und für sich weniger poesievoll. Doch die Hoheit des Meeres konnte ich auch dort tief in mich aufnehmen. Wie anders wirkten Ostsee und Nordsee. Diese ist Meer!

Neues sah ich. Welchen tiefen Eindruck erweckten in mir die alten, schönen Bauten Danzigs, wie zeugten sie von Deutscher Baukunst.

Wie lieblich waren doch die Deutschen und dänischen Küsten, wie großartig die Küstengebilde Norwegens mit den tausend Meter hohen, in das blaue Meer hinabfallenden Felsen. Die Freizeit gestattete hier Ausflüge weit in das Land hinein, so namentlich von Christiania, Bergen und Drontheim aus.

Von Edinburg aus mit seinen großen Erinnerungen an die Stuarts besuchte ich das Schottische Hochland, dessen gewaltige Öde mir unvergeßlich sein wird, ebenso wie die phantastischen Uniformen der Schottischen Regimenter. Wunderbar lieblich war die Insel Wight und die Häfen der Südküste Englands. Da fuhren wir auch an Folkestone vorbei, wo einst ein Kriegsschiff unserer jungen Marine auf unerklärliche Weise untergegangen war.

Die Geselligkeit, die uns in den ausländischen Häfen geboten wurde, ließ uns manch einen kleinen Einblick in die Denkart, die Sitten und Gebräuche anderer Völker tun. In Schweden fiel die Bewunderung des Schwedischen Offizierskorps für alles Deutsche auf. Ich lernte dort einen Rittmeister kennen, der in der preußischen Armee besser Bescheid wußte als ich. In Schweden fanden wir wirkliche Wärme und rassischen Zusammenhang. In Norwegen und namentlich in England stießen wir auf mehr Kühle, die durch die von den Formen der Gesellschaft verlangte Höflichkeit doch noch hindurchleuchtete. Von irgendeinem nordischen Blutsgefühl war nicht die Rede. Christenlehre ließ die Völker es lange verlieren.

Mannigfach waren die Eindrücke, die während meines Kommandos zur Marine auf mich eindrangen. Meine Blicke in mir bis dahin völlig fremde Verhältnisse vertieften sich. Diese zwangen mich, wenn ich meinen Mann stehen wollte, und das wollte ich doch, mit offenen Augen mich schnell in ihnen zurecht zu finden. Meine Blicke richteten sich auf die Machtverhältnisse auf dem Weltmeer und dessen unermeßliche Bedeutung für Handel und Verkehr.

Es erwachte in mir regste Anteilnahme an dem Werden unserer Kolonien. Hatte ich doch schon die Gründung unserer Kolonialmacht im Jahre 1884 durch die Erwerbung von Südwest-Afrika, Togo, Kamerun, des Bismarckarchipels und Teilen Neu-Guineas und 1885 die Besitzergreifung weiterer Inseln im Stillen Ozean, wie später Ostafrikas freudig begrüßt, hatte doch gerade auch in jenen Jahren ein Marinelandungkorps in Kamerun Kämpfe zu bestehen gehabt. Aus dem engen Leutnantsleben in Wesel war ich

gründlich herausgerissen. Seitdem habe ich auch weiter unsere Kolonialpolitik unablässig verfolgt. Während meiner Zugehörigkeit zur Marine-Infanterie kam es zu Auseinandersetzungen mit England und den Vereinigten Staaten Nordamerikas über Samoa. Es floß bei den Kämpfen mit Eingeborenen auch Deutsches Blut. Erst nach Jahren, 1899, führten die Verhandlungen zwischen diesen Großmächten zu dem Ergebnis, daß Deutschland zwei Samoainseln als Besitz, allerdings gegen Aufgabe anderer Rechte, zugesprochen wurden.

Am 9. März 1888 starb Kaiser Wilhelm, am 15. Juni des gleichen Jahres Kaiser Friedrich III. Das waren Ereignisse, die uns Offiziere tief berührten und bewegten. Die „Niobe" lag gerade in Christiania, als wir die Nachricht von dem Ableben Kaiser Friedrichs erhielten. Wir gaben dort unseren Trauersalut für den verstorbenen Kaiser und Dulder. Gleich darauf hatten wir den Hafen verlassen, um einen Hafen an der englischen Südküste aufzusuchen. Wir waren in höchster Spannung über die ersten Regierungmaßnahmen Kaiser Wilhelm II., kannten wir doch auch dessen Vorliebe für die Marine.

Die Nachrichten, die wir in England erhielten, Funktelegraphie gab es damals ja noch nicht, bestätigten die Vermutungen. Der Kaiser hatte sich an die Marine wie an das Heer gewandt. Er hatte die Uniform des Seeoffiziers angelegt und seine Liebe für die Marine bei vielen Gelegenheiten bekundet. Einzelne Seeoffiziere wurden noch überheblicher. Wir als Seebataillonsoffiziere empfanden es schmerzlich, daß der Kaiser nicht unsere Uniform angelegt hatte, die er doch schon seit Jahren tragen durfte. Auch sonst brachte die Vorliebe des Kaisers für das Seeoffizierkorps manche Härten. Ich entsinne mich noch, wie der Kaiser einst bei einem Bierabend in Kiel ausführte, wie die letzten Gedanken seines Großvaters bei dem Heere gewesen wären, so würden seine letzten Gedanken bei seiner Marine sein. Mag auch der Kaiser mit solchen Worten der Marine einen Ansporn haben geben wollen, dem Heere gleich zu wirken, so wäre doch vielleicht auch Gleiches anders zu erreichen gewesen. Uns trafen jedenfalls einseitige Taten und Worte schwer und erschwerten uns auch persönlich unsere Stellung. Wir waren doch an Bord in der Offiziersmesse unter vielleicht 15—20 Seeoffizieren die einzigen Vertreter des Heeres. Wenn wir auch zur „Marine" kommandiert waren, waren wir doch Armeeoffiziere geblieben. Immer mehr bildete sich innerhalb des Seeoffizierkorps der Gebrauch heraus, Armeeoffiziere schlechtweg als 85er zu bezeichnen und zwar nach dem Bataillon des 85. Regiments, das in Kiel seinen Standort hatte, vornehmlich deshalb, um studierende Jugend, die ihr Jahr abdienen wollte, auszubilden. Trotz gelegentlichen Spannungen in den Offiziersmessen, die durch das enge Zusammenleben an Bord an und für sich schon entstanden,

blieb aber das kameradschaftliche Zusammenleben mit den Seeoffizieren doch letzten Endes ein gutes.

Im August 1889 machte der Kaiser, begleitet von der Deutschen Flotte, seiner Großmutter, der Königin von England, auf der Insel Wight seinen ersten Besuch. Es waren nur wenige Wochen nach jenem berüchtigten Freimaurerkongreß in Paris, der auf der Hundertjahrfeier der Freimaurer- und Jesuitenrevolution von 1789 in Paris auch den Sturz des Deutschen Kaiserthrones, die Vernichtung Deutschlands und den Weltkrieg beschloß. Dieser Freimaurerkongreß war damals der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden, und doch liegen seine Entschließungen, die die Juden- und Freimaurerpolitik lediglich fortsetzten, bis auf den heutigen Tag den Ereignissen zugrunde. Auf welchen Oberflächen bewegt sich das politische Leben der Völker, wie war deren Erziehung! Es brauchte harte Erfahrungen, ehe ich das Weltgetriebe so gründlich wie heute durchschaute.

In meinem Werke „Kriegshetze und Völkermorden“ habe ich meine Forschungen über die Politik der überstaatlichen Mächte und ihre Verbrechen. an den Völkern, auch am Deutschen Volke, 1928 festgelegt. Die englische Freimaurerei, an deren Spitze der Sohn der Königin, der Prinz von Wales, der spätere König Eduard VII. stand, hatte zwar an dem Kongreß in Paris nicht teilgenommen, doch stand die englische Freimaurerei so fest in der Bruderkette der Erde, daß ihre Teilnahme nicht nötig war, um die Entschließungen in Paris für alle Freimaurer bindend zu machen. Daran haben wir zu denken, wenn wir uns die Begegnung des in diese furchtbaren Pläne eingeweihten Prinzen von Wales und des völlig ahnunglosen Deutschen Kaisers vorstellen. Die englische Flotte war für den Empfang des Kaisers auf der Plymouthreede zwischen England und der Insel Wight in Paradeaufstellung zusammengezogen. Es war eine lange Fahrt durch die Paradestellung hindurch, bis wir auf unsere Ankerplätze kamen. England wollte seine maritime Stärke dem jungen Kaiser und seiner Marine deutlich vor Augen führen. Das gelang auch völlig. Es wirkte nur beim Kaiser anders als gewollt. Er erstrebte von nun an, einen Ausgleich der Machtverhältnisse zur See zu schaffen, der ja durchaus möglich war, ohne daß die Armee, wie es tatsächlich eintreten sollte, dabei zu kurz kam, und Land und Volk Schaden erleiden sollten. Und die Wirkung auf das Seeoffizierkorps — nun es sah mit Bewunderung auf alles, was die englische Flotte betraf, und wurde noch darin und in dem Gefühl der eigenen Unterlegenheit zur See bestärkt, ein Gefühl, das sich auch noch im Weltkriege unheilvoll auswirken sollte.

Der Kaiser und der Prinz von Wales besuchten auch das Flaggschiff „Baden“, auf dem ich eingeschifft war. Der Prinz war überaus freundschaftlich zum Kaiser. Was ein Freimaurer alles kann! Ich mußte ihm meine See-

soldaten mit Gewehr vorstellen. Die Griffe klappten, der Kaiser und der Prinz von Wales sprachen mir ihre Anerkennung aus, und ich erhielt den Kronenorden 4. Klasse. Das alles war für mich eine große Freude und doppelt groß, weil Seeoffiziere mir mit ihrer Überhebung manch Unangenehmes angetan hatten und mir nun die Auszeichnung recht gründlich neideten. Wir hatten dann noch eine Parade vor der „Queen" *) auf der Insel selbst. Der Kaiser kommandierte sie persönlich und führte seine Marineteile seiner Großmutter vor. Er verkommandierte sich dabei, was uns Leutnants eine Freude machte. Nur traurig waren wir, daß er richtigerweise für die Offiziere ein Frühstück ablehnte, das die Königin uns Offizieren hatte reichen lassen wollen. Wir gehörten zur Truppe.

Im Sommer 1890 schiffte sich der Kaiser zum Besuch der Könige von Dänemark, Norwegen und Schweden in Kopenhagen und Christiania auf dem „Kaiser" ein, auf dem ich damals Dienst tat.

Es war nicht lange nach der so schroffen Entlassung des Fürsten Bismarck im März 1890, die auch uns junge Offiziere tief getroffen hatte, die in dem Schmied des Deutschen Reiches zugleich den Bürgen Deutscher Zukunft sahen. Ich blickte doch nun auch schärfer in die Welt und machte mir ernste sorgenvolle Gedanken. Wir Offiziere wurden abwechselnd im engsten Kreis zu den kurzen Mahlzeiten in die Kaiserliche Messe befohlen. Wir lauschten dem Gespräch, das der Kaiser beherrschte und mir mit Einzelheiten nicht mehr in Erinnerung geblieben ist. Der Kaiser liebte es, Scherze mit seiner Umgebung zu machen. Damals ahnte ich nicht, daß die Not des Landes mich noch einmal in die Nähe des Obersten Kriegsherrn rufen sollte. Im übrigen bildet die ungemein feindselige Stimmung der Dänen gegen uns Offiziere an Land die nachhaltigste Erinnerung an diese Reise.

An die Fahrt schloß sich bald die feierliche Übernahme der Insel Helgoland in den Bestand des Deutschen Reiches durch den Kaiser. Wir hatten Parade auf dem höher gelegenen Teil der Insel und freuten uns, daß dieses Stück Deutscher Erde nun zum Reich gehörte. Der Kaiser wurde seinerzeit wegen der Preisgabe von wichtigen kolonialen Belangen in Ostafrika an England, als Gegenwert für Helgoland, stark angegriffen. Mögen die Gegengaben recht hoch gewesen sein, mag auch in England die Ansicht geherrscht haben, daß Helgoland ein verlorener Posten seiner Weltherrschaft gewesen sei, so war doch das Einfügen Helgolands in das Deutsche Reich und in die Verteidigung des Deutschen Teils der Nordsee und der Nordseeküsten Preußens, namentlich für die Seekriegführung, von größter Bedeutung.

Mit dieser Reise schloß auch meine Zugehörigkeit zur Marine ab.

*) Das war die volkstümliche Bezeichnung der Königin Victoria.

Auf Kriegsakademie in Berlin und Urlaub nach Rußland.

Es war Zeit für mich geworden, mein Examen zur Kriegsakademie zu machen. Ich hatte mich im Winter 1889/90 mit einem anderen Kameraden zusammen hierauf vorbereitet. Er war nicht sehr fleißig, hatte es aber übernommen, die französische Sprache völlig zu beherrschen, in der wir ja auch geprüft wurden, und mir dabei zu helfen, während ich ihm Hilfe in verschiedenen militärischen Fächern gewährleistete. Ich glaube, ich löste mein Versprechen. Als aber die französische Arbeit herankam, da fand ich nicht die Hilfe, die ich erhofft hatte! Aber es ging auch so. Ich wurde im Sommer 1890 zur Kriegsakademie einberufen*). Das war gleichbedeutend mit meiner Zurückversetzung zur Armee, da die Marine-Infanterie keine Kommandierten zur Kriegsakademie stellte. So wurde ich im August in das Leib-Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm III. 1. Brandenburgisches Nr. 8 nach Frankfurt a. O. versetzt. Es hatte stolze Überlieferungen aus der Zeit der Freiheitskriege und galt als eines der bewährtesten Regimenter des Heeres. Gleich mußte ich in das Manöver des Regiments nach Lindow, in der seenreichen „märkischen Schweiz" gelegen, und mich nun plötzlich wieder in ganz anderen Verhältnissen zurechtfinden. Manöver waren mir fremd geworden, wie ein Handeln in größeren Truppenverbänden. Aber es ging gut, und ich lebte mich schnell in die neuen und schönen dienstlichen und kameradschaftlichen Verhältnisse ein. In der freundlichen Stadt Frankfurt a. O. war ich nur kurz Gast. Bereits am 1. Oktober 1890 begann mein dreijähriges Kommando zur Kriegsakademie. Mit 50 gleichaltrigen Kameraden in einem Hörsaal vereint, saß ich nun wieder auf der Schulbank **)!

Der Lehrstoff auf Kriegsakademie war vielseitig. Er wurde aber nicht in geeigneter Weise vorgetragen. Die Vorträge z. B. in Geographie waren mehr als dürftig. Geschichte, neuere und neuste, bekamen wir in der üblichen Weise vorgesetzt, von den geheimen Weltmächten hörten wir nichts. Auch anderes, wie etwa die so wichtige Militärhygiene, vermochte nicht zu fesseln. Wenn ich später darüber nachdachte, so war es mir geradezu erstaunlich, über welche Lehrkräfte auf nicht militärischen Gebieten im allgemeinen die erste militärische Bildunganstalt des Deutschen Reiches verfügte, wobei es natürlich auch Ausnahmen gab. Besser waren schon die Vorträge über Befestigunglehre. Sie behandelten sowohl die Grundsätze,

---

*) Von den einigen Hundert, die die Prüfung zur Aufnahme in die Kriegsakademie abgelegt hatten, erhielten damals die hundert „Besten" die Einberufung. Später wurde die Zahl auf hundertfünfzig erhöht.

**) Die einzelnen Jahrgänge der zur Kriegsakademie kommandierten Offizicre wurden in zwei, später entsprechend in drei Hörsäle verteilt.

nach denen in früheren Jahrhunderten Städte befestigt wurden, wie auch die jetzt gültigen, d. h. die Anlage weit vorgeschobener einzelner Werke für Infanterie- und Artillerieverteidigung vor die veralteten Stadtumwallungen. Sie gingen dann auch auf den Stellungbau ein, doch dachten wir damals mehr an Angriff wie an die Befestigung von Stellungen. Erst durch den japanisch-russischen Krieg 1904 wurde die Bedeutung von Feldbefestigungen in das richtige Licht gesetzt.

Gründlich war die Ausbildung in den militärischen Hauptfächern in Taktik und Kriegsgeschichte. In Taktik hatte ich hervorragende Lehrer, so den späteren Kommandierenden General des IX. Armeekorps und stellvertretenden Kommandierenden General in Stettin während des Weltkrieges, General v. Vietinghoff, im ersten Lehrgang, im zweiten General Gronau, der sich als Kommandierender General des 4. Reservekorps in der Schlacht am Ourque durch Abwehr des Angriffs aus Paris, mit dem die unglückselige Marneschlacht 1914 eingeleitet wurde, einen Namen gemacht hat, und endlich im dritten Lehrgang General Meckel, einen der Organisatoren der japanischen Armee. Er war ein Lehrer, wie er nur selten wieder angetroffen werden wird.

Das erste Jahr diente dazu, uns mit Taktik und Kriegsausrüstung der verschiedenen Waffen und mit Marschanordnungen und Gefechtsführung einer verstärkten Infanteriebrigade (2 Infanterieregimenter, einige Eskadrons und einige Batterien nebst Hilfswaffen *), Sanitätsformationen, Munitionskolonnen und Verpflegungstrains) vertraut zu machen und unsere Urteils- und Entschlußkraft durch Lösung von Aufgaben zu festigen, bei denen wir uns in die Rolle der Brigadeführer hineinzudenken und auf Grund der uns gegebenen eigenen Lage und der Nachrichten vom Feinde an Hand einer Karte Entschlüsse zu fassen und Befehle für Versammlung, Inmarschsetzen der Truppen für Angriff und Verteidigung, für Rückzug und Verfolgung zu erteilen hatten. Dabei war auch das Gelände für verschiedene Gefechtshandlungen zu beurteilen. Im zweiten Lehrgang wurde gleiches im Rahmen einer Division, im dritten in dem eines Armeekorps gegeben, wie es in der Anlage 2 angegeben ist.

Kriegsgeschichte begann im ersten Lehrgang mit Darstellung der Schlachten der Griechen und Perser, Karthager und Römer. Im zweiten Lehrgang wurden Feldzüge Friedrichs des Großen und Napoleons und im dritten Kriegshandlungen aus dem Kriege Preußens gegen Dänemark 1864 oder dem Preußisch-österreichischen Kriege 1866, oder dem Deutsch-französischen Kriege 1870/71 vorgetragen. Die Formen der Kriegführung haben sich gewiß im Laufe der Jahrtausende gewandelt, aber ihre Grundlage bleibt die gleiche: Vernichtung des Gegners unter Schonung der eigenen Truppe.

*) Pioniere, Brückentrains. Fernsprechformationen usw. gab es damals noch nicht.

Meine Lehrer in der Kriegsgeschichte standen nicht auf gleicher Höhe wie die Lehrer in der Taktik; aber den Stoff gewann ich lieb. Kriegsgeschichte wurde mir ein Wegweiser. Ich hatte sie schon in der zurückliegenden Leutnantszeit betrieben und beschäftigte mich mit ihr, namentlich als ich später selbst Lehrer an der Kriegsakademie wurde, gern. Doch ich komme hierauf noch eingehender zurück.

Das dreijährige Kommando nach Berlin wurde durch Sommerkommandos zu anderen Waffen unterbrochen. So leistete ich als Infanterist im Jahre 1891 bei dem Feldartillerieregiment Nr. 19 in Erfurt, wo einst Napoleon Deutsche Fürsten und Herrn v. Goethe demütigte, und 1892 bei den Schwedter Dragonern Dienst, einem Regiment, das schon unter Friedrich dem Großen gekämpft hatte. Das Kennenlernen auch der anderen Waffen war naturgemäß für die Beurteilung derselben außerordentlich nützlich. Die Feld-Artillerie-Batterie führte damals noch 6 Geschütze und keinen bespannten Munitionswagen. Sie war daher gar nicht in der Lage, sich z. B. ähnlich wie Infanterie und Kavallerie auf den Kriegsfall vorzubereiten, in dem ja zu jedem Geschütz ein Munitionswagen gehörte, der ihm aber erst im Mobilmachungfall und auf Schießübungen beigesellt wurde.

Das Kommando zur Kriegsakademie wurde im Juli 1893 durch die dreiwöchige Schlußübungreise beendet, die der Taktiklehrer des letzten Jahrganges, also bei mir der General Meckel leitete. Sie fand am Nord- und Westharz statt. Es wurden uns kleine Aufgaben im Rahmen einer Brigade gestellt, in denen wir wieder selbst als Führer dieser Brigade aufzutreten und nun in wechselnden Kriegslagen im Gelände, statt allein auf dem Plan, Anordnungen zu treffen und Befehle zu geben, oder Erkundungaufträge zu lösen hatten. General Meckel gab mir die Geeignetheit zum Kommando zum Generalstabe etwa mit den Worten:

„Ein klarer Kopf, der mit gutem Wissen und Können gute Formen verbindet.“

Auf Kriegsakademie wurden wir auch in Landesvermessung unterwiesen, d. h. wir hatten auf einer sogenannten Meßtischplatte, auf der vorher sorgfältig vermessene trigonometrische Punkte als festgestellte Geländepunkte eingetragen waren, das Gelände um solche Punkte als Kartenbild maßstabgerecht einzutragen. Wir hatten dazu das Gelände mit Hilfe von Meßinstrumenten sorgfältig zu vermessen, d. h. Ortschaften mit ihren Umrandungen, Wege, Flußläufe, kurz alles wiederzugeben, was in den sogenannten Generalstabskarten des Deutschen Reiches in Erscheinung tritt einschließlich der Geländeunterschiede mit Bergstrichen und Horizontallinien. Solche Meßtischblätter dienen als Vorarbeit für die Anfertigung dieser Karten. Unsere Arbeiten dienten indes lediglich zur Prüfung und umfaßten nur die Wiedergabe eines kleineren Geländeteils auf der von uns zu zeichnenden Meßtischplatte.

Diejenigen Offiziere, die als geeignet befunden wurden als Landesvermesser, d. h. als „Topograph" verwendet zu werden, erhielten in ihrem Abgangszeugnis ein „T." d. h. sie konnten bei einem Kommando zum Generalstabe mit Vorteil bei der Landesaufnahme verwandt werden. Das Zeichnen von Kartenblättern stellte naturgemäß sehr hohe Anforderungen an die Gewissenhaftigkeit des Offiziers und bot auch viel Anregungen, da eine wirklich selbständige Arbeit geleistet wurde. Ich war indes recht zufrieden, daß ich im Generalstabe eine andere Verwendung finden sollte.

Da jeder Kriegsakademiker, falls er nicht Mathematik betrieb, sich einer Sprache zu widmen und auch darin ein Examen abzulegen hatte, wählte ich russisch. Ich bestand auch die Dolmetscherprüfung und hatte die Genugtuung, daß ich bald nach Abschluß der Schlußübungreise und meiner Rückkehr zum Regiment im Juli 1893 nach Frankfurt die dienstliche Mitteilung erhielt, mir wären für eine Reise nach Rußland zur Vervollkommnung in der russischen Sprache einige Hundert Mark zur Verfügung gestellt. Mein Aufenthalt im Regiment war daher wiederum nur kurz. Anfang Januar 1894 trat ich meine Reise nach Rußland an und besuchte im Verlauf eines Vierteljahrs Petersburg, Moskau, die Krim und Warschau.

Als ich nach der Paßrevision in Eydtkuhnen über die Grenze fuhr, bot das Land schon ein völlig anderes Bild. Endlose Flächen dehnten sich aus, Dörfer und Städte zeigten mindere Kultur.

Schon Petersburg war Rußland. Die breite Neva mit dem machtvollen kaiserlichen Winterpalais, das Denkmal Peter des Großen auf dem Südufer, die düstere Festung Kronstadt auf dem Nordufer, zahlreiche Kathedralen und weite Plätze und Straßen gaben der Stadt den Charakter. Niedrige, einfache mit einem Pferd bespannte Schlitten, elegante Troikas mit drei Pferden bespannt, deren äußere mit scharf nach außen abgebogenen Hälsen angespannt waren, in Pelz vermumte Gestalten gaben ein ganz besonderes Straßenbild. Das Offizierkorps, Truppen und Soldaten auf den Straßen machten einen vortrefflichen Eindruck. Auf einem Ball bei dem Botschafter von Werder hatte ich Gelegenheit, Vertreter des Offizierkorps und der Hofgesellschaft zu beobachten. Sie waren nicht anders als in Berlin, nur die Tänze waren weniger gemessen, vielleicht leidenschaftlicher, auch waren dort mehr blitzende Diamanten und Perlen. Es lag etwas Krampfhaftes auf der Hofgesellschaft. Nicht weit von dem Palais des Botschafters entfernt lag ja jener Platz, auf dem Zar Alexander II. 1881 durch Nihilisten tödlich getroffen war. Wie Gefangene lebten seine Nachfolger, die Zaren Alexander III. und Nikolaus II.

Moskau ist erst recht Rußland, ja es wird oft zu Asien gezählt, doch es ist das eigentliche Rußland mit dem dunklen Kreml und der Kathedrale Iwans des Schrecklichen davor. Wie der Kreml der gegebene Sitz herrsch-

süchtiger Bojaren war, so ist er heute der gegebene Sitz blutrünstiger und gewalttätiger Vertreter der 3. Internationale. Seine Straßen waren noch breiter, dafür die Häuser aber viel niedriger, seine Kirchen und Klöster noch zahlreicher als die Petersburgs. Die Zahl der Bettler, die an den Kirchen- und Klöstertüren standen, auf dem Boden hockten, erschien noch größer. Das Militär auf den Straßen machte nicht den gleich guten Eindruck mehr wie in der Hauptstadt des Reiches.

Ich suchte Einblick in das Volksleben zu gewinnen, und ging in die entsprechenden Gaststätten, auch in die Kathedralen. In den ersteren konnte ich russische Volkstypen in ihrer ungezwungenen Haltung kennen lernen. In den Kirchen herrschte schwere, düstere Pracht und pfäffischer Zwang. Heiligenbilder standen umher, die von Niederknienden der Reihe nach geküßt wurden. Ich wandte mich vor solchem volksverblödenden Götzendienst ab.

Der Besuch von Ausstellungen zeigte mir charakteristische russische Heimkunst und russische Volksgebräuche. Die Bilder Wereschagins mit Darstellungen aus dem Russisch-türkischen Kriege 1877/78 machten einen tiefen Eindruck. Sie waren sehr „realistisch" gemalt. Es hatten ja auch diesem Kriege sittliche Beweggründe gefehlt. Wenn er auch vermeintlich der Befreiung der Bulgaren vom türkischen Joch galt, so stand dahinter doch panslawistisches Machtstreben.

Ich widmete mich ganz der Erlernung der russischen Sprache, nahm mir einen russischen Studenten als Begleiter, der von einem wilden Haß gegen die in Rußland regierende Schicht erfüllt war, und suchte Theater aller Schattierungen auf. Ich lernte einige Deutsche kennen, die stark über die Bedrückung der Deutschen durch russische Vergewaltigung klagten; aber ich pflegte diesen Verkehr nicht, da ich doch schließlich die russische Sprache lernen wollte.

Endlos war meine Fahrt von Moskau nach der Krim. Die weiten öden Flächen, über die die Eisenbahn mich hinweg führte, machten in der Tat einen tiefen Eindruck auf den Beschauer. In der Krim war ich Ende März, ich hoffte auf Frühjahr nach langem Winter, doch es war auch dort kalt, die Bäder waren noch nicht besucht. Ich sah mir Sebastopol genau an, jene Festung, die 1855 von dem vereinigten englisch-französisch-türkischen Heere nach langer Belagerung im Sturm genommen wurde. Das Kaiserliche Jagdschloß Livadia, hart an der Südküste der Halbinsel gelegen, war ungemein einfach; es lag herrlich und schön.

Nach dem allen sah ich Warschau, eine polnische Stadt, Überlieferungen an die Selbständigkeit Polens waren auf Schritt und Tritt anzutreffen. Wie wenig ahnte ich, als ich damals diese Stadt durchschritt, daß ich einst als Chef des Generalstabs des Oberbefehlshaber Ost, entscheidenden Einfluß auf Kämpfe um Warschau und seine Einnahme auszuüben hätte.

Ein Krieg gegen Rußland wollte damals noch immer nicht recht in den Sinn des Deutschen Offiziers. Er glaubte noch „an die traditionelle Freundschaft“ der Herrscher und hielt auch den russischen Zaren für den Bestimmenden der russischen Politik. Auch übersahen wir damals noch nicht das ganze Unheil des Entschlusses des Reichskanzlers v. Caprivi, den von Bismarck geschlossenen Rückversicherungvertrag *) mit Rußland aufzusagen, und den Umfang der Annäherung Frankreichs und Rußlands, im besonderen nicht deren Innigkeit, und die geheimen Mächte, die dahinter standen.

Kommando zum Großen Generalstabe und Versetzung in ihn.

Mitte April 1894 meldete ich mich zum Dienstantritt im Großen Generalstab. Die anderen zu dem Generalstabe neu kommandierten Offiziere waren schon am 1. April eingetroffen. Ich wurde der ersten russischen Abteilung zugeteilt, da ich ja russisch gelernt hatte, kam aber in eine Sektion dieser Abteilung, in der ich zwar mit x-Staaten, aber nur nichts mit Rußland zu tun hatte. Ein mir bekannter Major meinte nur: „Ja, warum kommen Sie so spät. Aus dieser Sektion ist noch niemand in den Generalstab gekommen.“ Das war nicht ermutigend, aber zu ändern war es auch nicht. Einschüchtern ließ ich mich nicht, und so machte ich mich denn an die Bearbeitung der 14 oder mehr Staaten Nordeuropas, der Balkanhalbinsel, einschließlich Rumäniens, und Asiens, soweit es nicht englisch oder russisch war, und auch Japans und Chinas. Das hatte den Vorzug, daß ich mich mit recht weiten Verhältnissen politisch und militärisch zu beschäftigen hatte, die mir bis dahin völlig fern lagen. Ich hatte Zeitungen zu lesen, die politischen und militärischen Nachrichten über die betreffenden Länder, die ich sonst zugestellt erhielt und Militärberichte über sie, die Militärattachés, Konsulate oder Gesandtschaften schickten, zu bearbeiten und dann das Material bei der Bearbeitung der betreffenden Länder zu verwerten, endlich den Vorgesetzten darüber Vortrag zu halten. Zwischendurch wurden taktische Arbeiten geschrieben. Es war eine Menge, doch nicht übermäßig viel zu tun. Ich konnte mich im Generalstabe und auch in Berlin wieder bald heimisch fühlen und war wieder viel in meinem Elternhause, in dem ich regelmäßig zu Mittag aß, um dann mit meinem Vater eine Partie Piquet zu spielen, falls er nicht auswärtig tätig war.

Im Juni 1894 hatten die älteren Generalstabsoffiziere die übliche große

*) Da das „Drei-Kaiser-Verhältnis“ bei der Spannung zwischen Österreich-Ungarn und Rußland nicht mehr aufrecht erhalten werden konnte, so hatte Bismark den sogenannten Rückversicherungvertrag mit Alexander III. von Rußland beschlossen, durch den ein Krieg Rußlands und Deutschlands ausgeschlossen sein sollte. Dieser Vertrag wurde von dem Reichskanzler v. Caprivi nicht erneuert.



Leutnant in Wesel



Leutnant im Seebataillon



Major im Generalstabe



Oberst in Düsseldorf

Generalstabsreise unter dem Chef des Generalstabes, Graf v. Schlieffen. Ich war ganz selbstherrlich in meinem „Weltreich". Die zunehmende Spannung zwischen Japan und China gaben mir Anlaß, eine Denkschrift über einen Krieg zwischen diesen beiden Staaten aufzusetzen, die am Schluß die Erwartung aussprach, daß Japan über China mit Leichtigkeit siegen würde. Ich gab diese Denkschrift meinem Abteilungchef, dem Württembergischen General v. Sick bei seiner Rückkehr nach Berlin. Er war über sie ziemlich entsetzt, und erst als ich ihn auf die weit vorausschauende Tätigkeit der preußischen Offiziere Meckel und v. Gutschreiber für die Organisation des Heeres in Japan hinwies, nicht minder wie auf die Tätigkeit einer englischen Marinemission bei Schaffung der japanischen Flotte, nahm er das von mir Niedergelegte an und entschloß sich, nun auch die Denkschrift dem General Graf v. Schlieffen zu geben, der nun auch meine Ausführungen zu den Seinigen machte. Er hatte damit zunächst beim Kaiser kein Glück, da des Kaisers Bruder, Prinz Heinrich, wie die meisten Seeoffiziere mit unglaublich einseitigem Hochmut und Geringschätzung auf die Japaner herabblickten.

Der Krieg begann nun auch wirklich im Sommer 1894. Damit war plötzlich aus meiner verachteten Sektion eine recht angesehene geworden. Zwar schwankte noch einmal auf Grund einer Reutermeldung, die ich sofort als falsch ansprach, die aber von Vorgesetzten als wahr angesehen wurde, der Glaube an meine militärische Vorausschau und die Zuverlässigkeit meiner Berichterstattung; aber als nach bangen Wochen die Meldung sich nun auch wirklich als falsch herausstellte, war ich gerechtfertigt und der Weg in den Generalstab für mich geöffnet. Auch meine Lösung taktischer Arbeiten befriedigte voll, wenn ich auch keineswegs die „Patentlösung" — d. h. die vom Aufgabensteller als richtig angesehene — zu treffen pflegte. So wurde ich denn im März 1895 zu eigener Genugtuung und zur großen Freude meiner Eltern und Geschwister als Hauptmann in den Generalstab der Armee versetzt.

Ich sah im Generalstabe nicht nur den Kopf, sondern auch das Herz des Heeres und war gewiß auch nicht dagegen unempfindlich, daß ich die breiten roten Streifen, den silbergestickten Kragen am Waffenrock und den kleidsamen Helm mit dem schön modellierten Adler und dem Gardestern tragen konnte. Mit 29 Jahren Hauptmann im Generalstabe zu sein, bedeutete schon etwas.

Das Heft, in dem die militärischen Veränderungen zusammengestellt waren, lag in der Bibliothek des Generalstabes auf und wurde auch von den Unbeteiligten — die Beteiligten erhielten die sie betreffenden Mitteilungen unmittelbar von der Zentralabteilung — eifrig studiert. Natürlich hatten auch die Beteiligten den Wunsch, sich einmal selbst zu lesen und auch

zu hören, welche Veränderungen noch vorgekommen seien, wer in Sonderheit auch in den Generalstab versetzt worden wäre. Ich ging also auch in die Bibliothek und fand dort einen größeren Kreis versammelt, ein mir gesellschaftlich näher bekannter Major las die Namen vor. Ich kam gerade zur rechten Zeit, als er unter den als Hauptmann in den Generalstab versetzten auch meinen Namen nannte und dann hinzufügte: „Auch der, das hätte ich nicht geglaubt.“ Er meinte wohl, ich hätte zu sehr Geselligkeit gepflegt, um das zu erreichen. Ich machte wohl eine recht treffende Gegenbemerkung und hatte die Lacher auf meiner Seite.

In meiner dienstlichen Stellung änderte sich nichts. Ich blieb in meiner Sektion. Der Krieg zwischen Japan und China fand seinen Abschluß in dem Frieden von Schimonoseki, der eine Einmischung Frankreichs, Rußlands und Deutschlands in Tokio vermeintlich zugunsten Chinas zur Folge hatte. Rußland aber wünschte nicht, daß Japan sich auf der Halbinsel Port Arthur festsetzte. Es wollte für sich die Mandschurei gewinnen und Japan auf Korea beschränken. Für mich war die Haltung des Deutschen Kaisers eine schwere Enttäuschung. Wir hatten gar keinen Grund, Japan in den Rücken zu fallen. Wir mußten es im Gegenteil begrüßen, wenn Rußland an seiner Ostgrenze auf jeden Fall militärisch beschäftigt wurde. Dadurch war aber ein Festlegen Rußlands im fernen Osten gegenüber der starken militärischen Macht Japans für uns zu einer gegebenen politischen Notwendigkeit geworden, die auf die verantwortlichen Stellen um so einleuchtender hätte wirken müssen, als sie die Bedeutung der Kündigung des Rückversicherungsvertrages Deutschlands und Rußlands durch den Reichskanzler v. Caprivi hätten erkennen müssen, ihnen mußte doch das russisch-französische Bündnis vom August 1892 voll bekannt sein. Was ich damals allerdings noch nicht erwog, trat später ein, Rußland vermochte seine ostsibirischen Armeekorps an seiner Westgrenze zu verwenden. Sie haben uns 1914 besondere Schwierigkeiten bereitet. Aus entsprechenden Gedankengängen heraus lehnte ich auch die bald darauf folgende Erwerbung von Kiautschau ab, die schließlich doch gegen Japan gerichtet war, da sich Japan als Vormacht Ostasiens gegen amerikanische und europäische Zugriffe fühlte. Den Krieg Japans und Chinas habe ich in „Löbells Jahrbücher“ in den Jahrgängen 95 und 96 kurz geschildert. Es war dies ein Werk, das von der Firma Mittler & Sohn herausgegeben, vortreffliche Zusammenstellungen über die Heere aller Länder, ihre Stärken und Bewaffnung usw. und Veränderungen in der Heeresmacht der Staaten, ebenso wie kriegerische Ereignisse des vergangenen Jahres in guter, übersichtlicher Aufmachung brachte.

Übungritte und eine Generalstabsreise führten mich aus dem Büro hinaus mehr in das praktische militärische Leben. Außerdem wurde ich zu dem Kaisermanöver 1895 westlich Stettin als sogenannter Nachrichtenoffizier

der Manöverleitung zur 17. Division kommandiert und hatte da die Entschlüsse und Befehle dieser Division der Manöverleitung zu melden, damit diese sich durch Zusammenstellungen der Meldungen von beiden Parteien ein Bild von dem sich anbahnenden Manöververlauf machen konnte. Ich war über das Kommando sehr erfreut, denn es gewährte mir einen Einblick in die Tätigkeit des Generalstabsoffiziers einer Division. Es war die Verwendung in dieser Stellung der stille Wunsch auch schon des jüngsten Generalstaboffiziers. Den Manövern wohnte der Kaiser von Österreich bei. In Verehrung sahen wir Offiziere bei der Kritik auf den betagten Herrscher der verbündeten Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Waren mir die schwierigen Verhältnisse derselben auch nicht völlig bekannt, so hatte ich doch durch die geschichtliche Examenaufgabe zur Kriegsakademie, die die Umwandlung des Kaiserreichs Österreich in die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn als Gegenstand hatte, einen guten Einblick in die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarns gewinnen können. Es waren ferner die Klagen, die von Deutschen Österreichs über ihre Zurücksetzung namentlich gegenüber den Ungarn und Polen ausgesprochen wurden, nicht ungehört an meinem Ohr vorübergegangen. Das änderte aber nicht das Vertrauen in die Stärke und Schlagkraft des österreich-ungarischen Heeres, aus dem ich später recht unsanft gerissen wurde. Die von dem Hause Habsburg so vernachlässigten Deutschen waren auch im Heere der Rückhalt dieser verhängnisvollen Dynastie. Das Bündnis Deutschlands mit Österreich und Italien erschien mir als selbstverständliche Aushilfe zur Wahrung unserer staatlichen Selbständigkeit gegenüber den Revancheabsichten Frankreichs, denen Rußland Helfersdienste leistete.

Um die Jahreswende 1895/96 ging die Erregung in Berlin sehr hoch. Sie trug auch ihre Wellen in den Generalstab. Der Engländer Jameson war in die Burenrepublik Transvaal eingefallen. Ein frecher Raubzug war begangen. England stand hinter ihm. Es deckte Cecil Rhodes den Urheber des Jamesonzuges. Der Kaiser hatte seiner Entrüstung über diese Untat in einem Telegramm an den Präsidenten Krüger der Transvaal-Republik Ausdruck gegeben, das England in den Harnisch brachte, aber schließlich doch Deutschem Empfinden entsprach. Der Kaiser wurde aufs heftigste wegen dieses Telegramms angegriffen, seine verantwortlichen Staatsmänner schwiegen, obschon er dieses Telegramm auf deren Veranlassung abgesandt hatte. Es begann die Zeit, in der Volk und Monarch gegeneinander ausgespielt wurden. Im Generalstabe wurde für und wider den Kaiser Stellung genommen. Ich beteiligte mich nicht an dem Wortwechsel, empfand nur die Überlegenheit der Weltmacht England in empfindlicher Weise. Die Buren haben 1914 dem Deutschen Volke schlecht seine Sympathien gedankt.

Die schwere Niederlage der Italiener bei Adua 1896 durch die Abessinier beschäftigte mich weniger. Sie stärkte indes nicht das Vertrauen zum italienischen Heere und seiner Hilfe im Mobilmachungfall.

Während des Kommandos nach Berlin zur Kriegsakademie und meiner bisherigen Zugehörigkeit zum Generalstabe hatte General v. Caprivi, der Nachfolger des Fürsten Bismarck, den Versuch unternommen, die Vorschläge des Generals v. Verdy du Vernois, des vom Kaiser Wilhelm II. bald nach seiner Thronbesteigung ernannten Kriegsministers, die allgemeine Wehrpflicht, durchzuführen. Das war ein großer Gedanke, er entsprang dem klaren Erkennen, daß ein Volk alles zu seiner Selbsterhaltung zu tun habe, vor allem, wenn es in so großer Gefahr allein schon durch seine geographische Lage war wie Deutschland. Tatsächlich stand ja die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht nur auf dem Papier. Schon damals wurden eine Unzahl Militärtauglicher nicht eingestellt. Ich werde davon noch eingehend sprechen. General v. Verdy kam mit seinen Gedanken nicht durch. Schon Bismarck stand ihnen ablehnend gegenüber. Der General mußte denn auch abtreten. General v. Caprivi war der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, keineswegs gewachsen; er wich vor den Widerständen im Reichstage zurück und paktierte mit dem Zentrum. Auch der Kaiser gab nach, wie immer wenn er auf Widerstand stieß. Es kam zwar eine umfassende Heeresvermehrung zustande *) und zwar unter Einführung der zweijährigen Dienstzeit an Stelle der dreijährigen, was ich nicht bedauert habe, aber sie blieb weit hinter der Verwirklichung des Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht zum Verhängnis des Deutschen Volkes zurück, auch wenn durch den Wegfall des 3. Jahrganges und Vermehrung der Heeresstärken um 57 229 Mann doch wesentlich mehr Militärtaugliche eingestellt wurden als bisher. Es war natürlich, daß wir die Verhandlungen mit regster Anteilnahme verfolgten, aber ihrer Bedeutung für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht waren sich die meisten Offiziere nicht bewußt. Es fehlte ja auch im Volke jede Aufklärung hierüber wie über die tatsächlich bestehenden Machtverhältnisse, auch uns Offizieren des Generalstabes wurden sie nicht zugeleitet. Ich habe erst nach Jahren, als ich wieder in den Großen Generalstab kam und dann allmählich zu meinem Schrecken unsere militärische Lage übersehen lernte, erkennen können, welche ungeheure Versündigung an dem Geschick unseres Volkes nicht nur der Reichstag, sondern auch die militärischen Stellen sich hatten zuschulden kommen lassen. Heute sehe ich, daß das Nichtunterrichten des Volkes über seine wahre Lage eine Hauptschuld der regierenden Stellen war, und das dem Vernichtungwillen der überstaatlichen Mächte Rom und Juda planvoll entsprach. Dieses Nichtunterrichten erleichterte den in den Händen des jüdi-

*) Ich lenke die Aufmerksamkeit auf Anlage 6.

schen Volkes und des römischen Papstes liegenden Parteien, den Sozialdemokraten, Demokraten, dem Zentrum, den Polen, Welfen und Dänen ihre, das Reich so unheilvoll sabotierende Tätigkeit, die bei den Beratungen über eine Militärvorlage auch uns Offizieren nur zu deutlich wurde.

Mit dem Hauptmannsein begann nun die Schwierigkeit des Pferdekaufs und der Pferdehaltung in Berlin. Allmählich und nicht immer glücklich wurden diese Fragen gelöst.

Im März 1896 wurde ich als Hauptmann in den Generalstab des Generalkommandos des IV. Armeekorps nach Magdeburg versetzt. Solche Verwendung war üblich, um den jungen Generalstabsoffizier für die weiteren, höheren Stellen des Generalstabes und der Truppenführung vorzubereiten. Ich hatte meine Versetzung erwartet und war zufrieden, daß sie mich nicht weit weg vom Elternhause führte.

Bis zur Versetzung in die Aufmarsch- — 2. Deutsche — Abteilung 1904.

I b in Magdeburg.

Mit meiner Versetzung in den Truppengeneralstab nach Magdeburg in das Generalkommando des IV. Armeekorps beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens, der mich schließlich in die Aufmarsch- — 2. Deutsche — Abteilung des Großen Generalstabes führte und mir damit einen Wirkungkreis gab, wie er im Frieden dem entsprechenden Range nur selten gegeben wurde.

Die junge Generation weiß nicht mehr, daß wir damals außer dem Gardekorps in Preußen einschließlich Baden das I.—XI., XIV.—XVII. Armeekorps, in Bayern das I. und II. Bay., in Sachsen das XII. und in Württemberg das XIII. Armeekorps hatten. Später kamen in Preußen das XVIII., XX. und XXI. Armeekorps, in Sachsen das XIX., und in Bayern das III. Bayerische hinzu. Das war eine stattliche Macht, leider nur nicht genügend, um dem Gegner jede Lust zum Angriff zu nehmen, weil das Deutsche Volk nicht zur Erhaltung seines Lebens jeden Militärtauglichen bereits im Frieden ausbilden ließ.

Jedes Armeekorps außer dem Gardekorps, das in Berlin und Potsdam seinen Standort hatte, hatte für Rekrutierung, Mobilmachung und Verwaltungfragen seinen eigenen Bezirk. Ich spreche davon auch noch später. Das Gardekorps bekam ausgesuchten Ersatz aus allen Korpsbezirken *). Das IV. Armeekorps umfaßte die Provinz Sachsen und die Thüringischen Staaten.

An der Spitze eines Armeekorps stand der kommandierende General. Er war die höchste militärische Befehlsstelle des Heeres im Frieden, abgesehen von Armeeinspekteuren, denen aber irgendeine Befehlsbefugnis nicht zustand. Sie durften nur Truppen besichtigen und waren als Armeeführer im Kriegsfall vorgesehen.

---

*) Die Marine rekrutierte sich aus der seemännischen Bevölkerung, bekam aber auch Ersatz aus der Landbevölkerung.

Dem kommandierenden General stand der Chef seines Generalstabes zur Seite. Unter ihm im Stabe standen der Generalstab, die Adjutantur, der Korpsgeneralarzt, der Korpsstabsveterinär, Militär-Justiz- und Militärverwaltungsbeamte und Militärgeistliche. Diese zusammen bildeten das „Generalkommando“. Es war also ein großer Apparat, der hier vereinigt war. Nichts durfte dem kommandierenden General vorgelegt werden, bevor es nicht dem Chef des Generalstabes vorgetragen und von ihm genehmigt war. In Magdeburg fanden zu meiner Zeit wöchentlich zwei Vorträge vor dem kommandierenden General statt. Da die Generalstabsoffiziere an den Vorträgen sämtlicher Stellen des Generalkommandos teilnahmen, so waren diese Vorträge, die sämtliche Gebiete der Truppenausbildung, der Mobilmachung, der Militärjustiz und der Militärverwaltung behandelten, ungemein lehrreich und gewährten einen tiefen Einblick in das Räderwerk des Heeres. Der Generalstab war die Sektion I des Generalkommandos. Die beiden Generalstabsoffiziere I a und I b waren völlig gleich geordnet. Dem I a lag die Bearbeitung der größeren Truppenübungen, der Manöver und der Mobilmachung des Armeekorps ob. Das Arbeitgebiet des I b war bescheidener. Es umfaßte die Übungen des Beurlaubtenstandes, Übungen auf Truppenübungplätzen und diese selbst, Generalstabsreisen, Übungritte, Bahnschutz im Mobilmachungfall, Kriegskartenverteilung usw. Die Adjutantur hatte vor allem Personalfragen, die Rekrutierung und Remontierung, sowie Waffen- und Munitionfragen zu bearbeiten.

Es war mir ein völlig neues Arbeitfeld, in das ich Ende März 1896 als I b versetzt wurde. Ich will erläuternd feststellen, daß Truppenübungplätze damals eine neue Einrichtung waren. Die Exerzierplätze waren zu eng geworden, da die Taktik immer lockerer wurde, und ein Regiment einen Raum im Gefecht für sich beanspruchte, wie noch 1866 etwa eine Division und vielleicht noch mehr. Der Truppenübungplatz, der zum IV. Armeekorps gehörte, Loburg, auf dem rechten Elbeufer gelegen, war einer der ersten Truppenübungplätze und das Lieblingskind meines kommandierenden Generals.

Was die Übungen des Beurlaubtenstandes betrifft, so sei dem jungen Geschlecht gesagt, daß es damals noch Reservisten und Landwehrleute gab, die verschiedene Übungen abzuleisten hatten. Die Reservisten wurden in die bestehenden Friedenseinheiten, wie Kompagnie, Eskadron und Batterie eingestellt, die Landwehrmannschaften wurden zu besonderen Bataillonen zusammengezogen. Die erste Reserveübung dauerte vier Wochen, die übrigen Übungen je 14 Tage. Jährlich wurden bestimmte Jahrgänge eingezogen.

Die Kriegskarten wurden vom Generalstab in Berlin dem Generalkommando zur Verteilung zugestellt. Sie waren in großen Paketen ver-

siegelt und waren natürlich völlig geheim, da aus den Kriegskarten wertvolle Schlüsse auf die Verwendung der Truppen im Mobilmachungfall gezogen werden konnten. Während bei den Grenzkorps in gewissem Umfange eine Verteilung der Kriegskarten auf die Truppen schon stattfand, behielten wir beim IV. Armeekorps die Kriegskarten auf dem Generalkommando und sahen deren Abholung für den Mobilmachungfall vor.

Eisenbahnschutz war für die Sicherung der Eisenbahntransporte während der Mobilmachungzeit des Heeres und des sich daran anschließenden Aufmarsches eine ernste Notwendigkeit, da Zerstörung der Eisenbahnstrecken und Bahnhöfe, namentlich von Brücken, die Durchführung der Mobilmachung und des Aufmarsches gefährden mußten*). Truppen konnten nur zum Schutze der hauptsächlichsten Eisenbahnbrücken, z. B. der Elb- und Saalebrücken eingesetzt werden, da sie mit ihrer Mobilmachung hinreichend beschäftigt waren. Für Bahnhöfe und Strecken wurde im allgemeinen Landsturm aufgeboten, der kurze Zeit nach Ausspruch der Mobilmachung an Ort und Stelle die Bewachung übernommen haben mußte und hierzu mit Waffen und Munition auszustatten und, da eine Einkleidung nicht rechtzeitig zu bewirken, durch eine Armbinde kenntlich zu machen war.

Für die Sicherung von Sprengstofflagern wurden entsprechende Maßnahmen getroffen.

Das zum allgemeinen Verständnis meiner dienstlichen Tätigkeit in Magdeburg.

Diese Stadt war mir bis dahin noch nicht bekannt geworden. Ihre furchtbare Zerstörung durch die kaiserlichen Heere unter Tilly im Dreißigjährigen Kriege war natürlich fest in meiner Erinnerung. Magdeburg ist eine wenig freundliche Handels- und Fabrikstadt. Sie liegt in den wesentlichen Teilen auf dem linken Elbufer, dort eingefaßt von einer ungemein fruchtbaren, aber schmucklosen Landschaft. Auf dem rechten Elbufer lagen nur Vorstädte. Die Gegend war hier freundlicher, allerdings ohne landwirtschaftlich so begünstigt zu sein, wie die jenseits der Elbe.

Mein Leben verlief während der zwei Jahre meines Kommandos nach Magdeburg recht regelmäßig. Spätestens 7 Uhr, im Sommer früher, saß ich zu Pferde und ritt 1½ Stunden. Das war nicht immer ein Genuß. Die Wege über die reichen Fluren des linken Elbufers waren steinhart, die Gegend schmucklos. Um auf das rechte Ufer zu kommen, wo die Reitwege erheblich besser waren, mußte ich über lange Straßen und Brücken klappern und kam selten dorthin. Nach dem Ritt ging es in das Generalkommando. Dort arbeitete ich viele Stunden mit Unterbrechung durch das Mittagessen, das ich im Kreise von nicht regimentierten Offizieren und Regierung-

*) Solche Zerstörungen durch feindliche Agenten und mißleitete Volksgenossen waren möglich. Aus dem August 1914 ist mir kein Sabotageakt bekannt geworden.

beamten einnahm. Das war anders wie in der stillen einfachen Wohnung meiner lieben Eltern. Gerade aber die Unterhaltung mit Regierungbeamten ließ mich in ihr oft ungemein bürokratisches Denken Einblick gewinnen. Den Abend konnte ich für mich verleben. In Lokale ging ich nicht, mir waren die verräucherten Gaststuben der Bierlokale auch weiterhin ein Greuel geblieben. Sehr beanspruchte mich die Geselligkeit des Winters. Ich mußte sozusagen als „Dienst" bei den Spitzen der Behörden und bei den zahlreichen Stabsoffizieren des Standortes Besuche machen und auch Einladungen annehmen, ebenso wie bei den Regimentern des Standortes auf deren Festen verkehren.

Im Sommer wurde die nicht zu abwechslungreiche Arbeit durch Truppenbesichtigungen unterbrochen, zu denen u. a. auch ich den kommandierenden General zu begleiten hatte. Hierzu traten die Generalstabsreisen, die der Chef des Generalstabes leitete. Dann kamen die Manöver.

Der kommandierende General in Magdeburg war damals General v. Hänisch. Er war sehr schweigsam. Auf meinen ersten Dienstreisen mit ihm nach dem Truppenübungplatz Loburg glaubte ich mich verpflichtet, ihn zu unterhalten. Ich hatte aber gar kein Glück damit. Ich bekam nur „grunzende Antworten", das Wort soll nicht unehrerbietig klingen, aber es charakterisiert am besten die Art, mit dem das Bemühen abgefertigt wurde. So fuhren wir denn schweigend einige Stunden Eisenbahn- und Wagenfahrten nebeneinander. Auf dem Truppenübungplatz selbst war der kommandierende General gesprächiger. Saß er zu Pferde, wurde er mir gegenüber ganz freundlich, gab mir Reitunterricht und Weisung für die Vervollkommnung des Truppenübungplatzes, z. B. über die Anlagen von Schweineschlächtereien und dgl. hochinteressante, aber für die Truppe sehr wichtige Dinge.

Es ging dem kommandierenden General der Ruf voraus, daß er gern Spargel aß und Erdbeerbowle trank. Wir konnten nun sicher sein, daß da, wo wir hinkamen, wenn Spargel und Erdbeeren noch zu erreichen waren, ihm beides vorgesetzt wurde. Die Verpflegung wurde dadurch recht einseitig. Aber der alte Herr war zufrieden und auch guter Dinge. Er war nicht „so böse", wie er gemacht wurde. Er hatte Herz und Gemüt, nur bei Kritiken konnte er sich in Zorn hineinreden. Zuerst klang ein Tadel ganz milde, dann wurde er schärfer wiederholt und zuletzt klang er sehr scharf. Das war für die Betroffenen naturgemäß ungemein hart und wirkte auch peinlich. Nur ketzerische Leutnants, solange sie nicht eine Ablenkung des Tadels auf sich zu fürchten hatten, nahmen ihn nicht tragisch. Abgesehen von dieser Art der Kritik, die zuweilen doch recht sehr verletzte, war General v. Hänisch ein guter Erzieher seines ihm anvertrauten Armeekorps im Frieden.

In den Kritiken ist recht oft gesündigt worden. Ich habe in meinem Leben

sehr viele gehört. Sie wurden für mich ein Maßstab für die Beurteilung der geistigen Fähigkeiten und des Charakters des Kritisierenden. Es gab nicht viele, die belehrend und voll überzeugend sprachen, weil sie sich meist nicht genügend in den Gedankengang des Kritisierten hineinfinden konnten und bei einem Tadel, statt zur sachlichen Belehrung, zu Schärfen griffen, die in dem Betroffenen oft die Vorstellung erwecken mußten, er müsse sich „einen Zylinder aufsetzen", d. h. den Abschied nehmen. Auch war es eine häufig wiederkehrende Gepflogenheit, Offiziere, deren Befähigung eine weitere Beförderung ausschloß, durch ungünstige und verletzende Kritik zum Abschiednehmen zu bewegen. Das mußte natürlich besonders verbitternd wirken, zumal die Einsicht der Betroffenen fehlte, daß ihre Verabschiedung ja doch eine gebotene sei. Sie verschanzten sich in ihrer Erbitternis hinter das Unrecht, das ihnen durch die Art der Kritik auch tatsächlich zugefügt war. Ein Meister der Kritik war mein Divisionskommandeur, als ich Generalstabsoffizier in Glogau war, General v. Eichhorn, der im Weltkrieg in Kiew als Gouverneur der Ukraine von Mörderhand fiel. Als ich Regimentskommandeur in Düsseldorf war, hatte ich dort einen Vorgesetzten, der solange kein „Höherer" zugegen war, in seinen Kritiken von Liebenswürdigkeit überfloß, war dagegen ein solcher zugegen, so konnte er nicht kleinlich genug sein. Er meinte wohl einen militärischen Blick dadurch zu beweisen, bewies aber damit tatsächlich ganz etwas anderes. Schon in meiner jetzigen Stellung beim IV. Armeekorps vermochte ich meine Erfahrungen auf dem Gebiete Kritik sehr zu bereichern.

Besonders anregend war für mich die Begleitung des kommandierenden Generals zu Manövern. Ich konnte hier viel für die Anlage von Truppenübungen lernen und Führerentschlüsse beobachten und sie, wenn ich gefragt wurde, auch beurteilen. 1896 führte uns das Manöver in die Gegend von Torgau auch über das Schlachtfeld jener Schlacht des Siebenjährigen Krieges, in der Friedrich der Große, dank des Eingreifens des Generals v. Ziethen, seine Gegner vernichtend schlug, bald darauf auf das Schlachtfeld von Bautzen, wo Napoleon 1813 Blücher empfindlich traf. Daß je wieder auf Deutschem Grund und Boden Schlachten geschlagen werden könnten, erschien mir damals undenkbar, und in Rückblick auf die Vergangenheit begrüßte ich die vermeintliche Stärke unseres Heeres und die Umgestaltung der politischen Verhältnisse seit jenen Tagen zu einem Reich.

Von Torgau aus waren wir zu den Kaisermanövern nach Bautzen gegangen. General v. Hänisch führte ein aus einer Preußischen und einer Sächsischen Division gebildetes Armeekorps. Die Schwierigkeiten von Truppenübungen traten damals für mich eindringlich in Erscheinung. Wir waren zufrieden, als die Manöver zu Ende waren.

Über Kaisermanöver ist sehr viel geurteilt worden. General Graf v.

Schlieffen kam den plötzlichen Wünschen und Eingebungen des Kaisers weit entgegen, nicht zum Besten der Monarchie und der Truppenausbildung. General v. Moltke hatte, als er vom Kaiser 1906 zum Chef des Generalstabes ernannt wurde, sich das Versprechen geben lassen, nicht mehr persönlich führen zu wollen. Das war durchaus richtig. Ganz abgesehen von allem anderen durfte der Deutsche Kaiser als Oberster Kriegsherr im Hinblick auf den Fall eines Krieges in Manövern nicht besiegt werden. So mußte denn den Manövern oft Gewalt angetan werden, um auch Fälle auszugleichen, wo durch Mißgeschick unterer Führer eine Niederlage der kaiserlichen Armee notwendig gewesen wäre. General v. Moltke hat sich dadurch ein erhebliches Verdienst erworben. Die Manöver wurden kriegsmäßiger nicht nur in der Anlage sondern namentlich in der Durchführung.

Die Manöver 1897 der Truppen des IV. Armeekorps fanden nördlich und südlich des Harzes in recht verschiedenen Kulturen statt. Die Rübenfelder der Halberstädter Gegend waren ein schweres Hindernis für die kriegsgemäße Gestaltung der Truppenbewegungen, da solche ja nicht betreten werden durften. Besser lagen die Verhältnisse in anderen Manövergebieten. Es fanden nach meiner Erinnerung auch Manöver Division gegen Division statt, die nicht mehr General v. Hänisch, sondern General v. Klitzing leitete. Der erstere hatte — es war wohl Sommer 1898 — seinen Abschied genommen. Sein Nachfolger war General v. Klitzing. Zwei verschiedenere Naturen kann man sich schwer vorstellen. War dieser ein Mann der „großen Welt", wie man so sagt, so konnte man dies vom General von Hänisch bei aller Verehrung, die er für seine Person beanspruchen konnte, wirklich nicht behaupten. Dagegen besaß General v. Klitzing nicht den scharfen militärischen Blick und die große überlegene Klugheit, die General v. Hänisch auszeichneten. Für mich war es wieder wertvoll mit so verschieden veranlagten Vorgesetzten zu tun zu haben.

Ich habe in den Familien beider Kommandierenden Generäle die nur denkbar zuvorkommendste Aufnahme gefunden. Das große Ereignis der „Wintersaison" waren für die meisten Offiziere des Generalkommandos der eine Ball oder die Bälle, die die kommandierenden Generale für die Offizierkorps ihres Bereichs und für „die Gesellschaft" der Provinz zu geben hatten, wofür sie auch angemessene „Repräsentationsgelder" erhielten. Sie waren nebenbei die einzige Stelle „in der Provinz", für die solche Mittel ausgeworfen waren, ihre Dienstwohnung war entsprechend ausgestattet. Da ich, wie ich schon ausführte, ein ganz leidlicher Tänzer und in meinen jungen Jahren auch ein ganz „eleganter" Offizier war, so wurde ich gebeten, diese Bälle zu leiten — ja lang ist es her!

Als Chef des Generalstabes hatte ich zunächst den Obersten v. Bülow, einen Bruder des Reichskanzlers. Sehr bald aber wurde er versetzt, und an

seine Stelle trat Oberst von der Groeben, der Chef der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes in Berlin. Wie schon Oberst v. Bülow war auch Oberst von der Groeben ungemein wohlwollend mir gegenüber. Oberst von der Groeben krankte an einer Pedanterie, die dem Obersten v. Bülow völlig fern lag. Ich trat ihm auf Generalstabsreisen näher, die er zu leiten hatte. Da ich dabei seine rechte Hand war und ihm vieles abnahm, ergab sich ein Vertrauensverhältnis von selbst. Recht eindringlich wurde mir auf diesen Generalstabsreisen, auf denen ich die Entschlüsse beider Parteien auf Grund der gegebenen Lage überblicken konnte, zu Gemüte geführt, wie schwer es ist, sonst kluge Menschen von offenkundigen Fehlern zu überzeugen. Ein mir gut bekannter Generalstabsoffizier hat mir nie vergeben, daß ich seine Entschließung auf der Generalstabsreise dem Chef nicht als richtig hinstellen konnte. Die Reisen selbst wurden im Rahmen zweier gegeneinander kämpfender Armeen abgehalten und daraus einzelne Kampfhandlungen im Gelände durchgespielt. Ich lernte auch, wie klar bei Aufgaben die Lage zu zeichnen ist, damit nicht ungewollte Unklarheiten entstünden und Leitung sowie Beurteilung erschwerten. Ich komme auf solche Generalstabsreisen noch zurück.

Mit sämtlichen Herren des Generalkommandos habe ich in jenen beiden Jahren freundschaftlich gestanden, ebenso in ihren Familien verkehrt, so auch bei dem I a Major Frhr. v. Lyncker, der später Inspekteur der Verkehrstruppen wurde. Die damals geknüpften Beziehungen waren der Gesamtentwicklung der Verkehrstruppen recht dienlich, als ich als Chef der Aufmarschabteilung auch mit für sie zu sorgen hatte. Nur mit dem vermeintlichen „Sieger von Tannenberg", dem damaligen Major v. François, wollte es nicht gehen. Er war Nachfolger des Major Frhr. v. Lyncker. Seinen bald unternommenen Versuch, mich als I b, sozusagen als seinen Untergebenen zu behandeln, lehnte ich sehr bestimmt ab. Das hat er mir nie verziehen. Er war ein eitler Streber. Nur „groß" im Schematismus und in der Kunst, das Vertrauen seiner Vorgesetzten auf eine Weise zu gewinnen, die ich scharf ablehnte. Ihm lag die Prüfung der Mobilmachungterminkalender der Bezirkskommandos ob, die ja nach den natürlich jährlich wechselnden Weisungen des Generalkommandos für den Mobilmachungfall die Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu bestimmten Tagen und Stunden einzuziehen, zu Transporten zusammenzustellen, Pferdeaushebung vorzubereiten, ja auch die Mobilmachung einiger Formationen zu leiten hatten. Dies alles mußte auf Tag und Stunde genau durchdacht und bis zum 1. April jeden Jahres für das mit diesem Datum beginnende Mobilmachungjahr in sogenannten Kalendern niedergelegt werden, bis dahin galten die bisherigen Weisungen. Diese Kalender prüfte der Ia des Generalkommandos, das war seine Pflicht. Major Frhr. v. Lyncker hatte das auch

in seiner vornehmen Art getan. Bei Major v. François war nun auf einmal das alles nicht in Ordnung, was Major v. Lyncker in den Grundzügen als richtig angesehen hatte, und es hagelte nun auf die armen Bezirkskommandeure ein. Dazu muß man sich vorstellen, was ein Tadel des Kommandierenden Generals bedeutete. Sah doch auch der Bezirkskommandeur sich gleich als entlassen an, ganz abgesehen davon, daß er schließlich doch auch in treuer Pflichterfüllung gute Arbeit geleistet zu haben hoffte. Wenn auch nicht gleich alles so schlimm war, konnte solche Art des Tadelns Dienstfreudigkeit nicht fördern. Dem Charakter des Majors v. François mußte ich völlig ablehnend gegenüberstehen.

Wenn General v. François behauptet hat, er hätte als Vertreter des Chefs mich zu tadeln und zu ermahnen gehabt, so ist das eine Dreistigkeit sondergleichen, die gleiche Dreistigkeit mit der er seine Truppenführung in den Schlachten von Gumbinnen und Tannenberg als richtig hingestellt hat, während sie, bis auf eine Handlung, kläglich war. Er wäre der einzige Vorgesetzte gewesen, der Anlaß mich zu tadeln gehabt hätte. Und hätte er Anlaß gehabt, dann hätte er mit Freuden dem Chef des Generalstabes nach seiner Rückkehr oder sogleich dem kommandierenden General davon Meldung gemacht. Major v. François war für mich der Typ des Offiziers, der dank seines Vaters — dieser war als General mit der Fahne der 39er in der Hand bei Spichern am 6. August 1870 gefallen — eine Stellung erhielt, die er nie hätte einnehmen dürfen, weil ihn Charakter und Können nicht dazu befähigten. Ich habe die überstaatlichen Mächte in meinen Gedanken bedauert, daß sie keinen besseren Handlanger zu ihrem Kampfe gegen mich fanden. Die Bevorzugung von Offizieren, die über „Verbindungen" verfügten, ist ein Übelstand gewesen.

Die zwei Jahre meines I b-seins gingen zu Ende. An dienstlichen und sonstigen Lebenserfahrungen reicher, wurde ich Ende März 1898 als Kompaniechef in das Infanterieregiment von der Marwitz 8. Pommersches Nr. 61 versetzt. Dieser Wechsel zwischen Generalstab und Truppe war nötig, damit auch der Generalstabsoffizier den lebendigen Pulsschlag, der allein von der Truppe ausgehen konnte, fühlte, nicht in Theorie verknöcherte und dadurch den Zusammenhang mit dem praktischen Leben verlor.

Kompaniechef in Thorn.

Ich war über meinen Standort nicht erfreut, aber es war Regel, sofern der Generalstabsoffizier eben über keinen „Onkel" oder keine „Tante" verfügte, daß er zu seinem Dienst in der Front in einen Standort verschiedener Waffengattungen versetzt wurde, der nicht gerade als „bevorzugt" ange-

sehen werden konnte. Das war an und für sich gut gedacht. So mußte ich mich denn mit Thorn abfinden, obschon es schließlich auch noch andere Garnisonen gegeben hat, wie gerade die enge, mit einem weiten Fortgürtel umgebene Festung an der mächtigen Weichsel, hart an der russischen Grenze. Aber es gab kein Besinnen und Spintisieren im militärischen Leben. Ich ließ an meinen Röcken und Beinkleidern das Generalstabsrot durch das Infanterierot ersetzen, die breiten Streifen fielen weg. Ich setzte mir den Infanteriehelm mit „dem preußischen Kuckuck“ auf, der mit dem fliegenden Adler des Generalstabshelm nichts gemein hatte als das Band mit den Worten:

„Mit Gott für König und Vaterland.“

In diesen Worten war das Wort „Volk“ ausgelassen, obschon das Volk schließlich doch nicht ganz nebensächlich ist! Das Fehlen dieses Wortes fiel mir damals noch nicht auf, um so mehr nach dem Weltkriege, als ich die Vernachlässigung des Volksbegriffs erkannte. Das „Volk“ war zugunsten des „Staates“ in die Versenkung gestoßen. Auch Bismarck hatte vornehmlich vom Staat gesprochen. Das ist christliches Denken, das einen Gottesstaat errichten möchte und den Einzelnen aus Volk und Sippe herauserlösen will, wie das nach Offenbarung Johannes 5, Vers 9 und 10 von römischen Priestern besonders gern verkündet und vom Juden folgerichtig erstrebt wird. — Das alles übersah ich damals nicht.

Bald saß ich samt Pferden und meinen bescheidenen Habseligkeiten — eigene Wohnungeinrichtung besaß ich damals natürlich noch nicht — auf der Bahn nach Thorn. In Berlin hatte ich noch kurze Zeit bei meinen Eltern verweilen können, dann ging es an den neuen Bestimmungort.

Der Frontdienst mit all seinen kleinen Schwierigkeiten und großen Aufgaben legte mich hier voll in Beschlag.

Meine Kompanie — 7/61 — lag auf einem der weit vorgeschobenen Forts des rechten Weichselufers, Fort York, etwa dreiviertel Stunden von der Stadt entfernt, in der ich eine sehr enge und bescheidene Unterkunft fand. Es war keine leichte Erbschaft, die ich in meiner Kompanie übernahm. Sie war gründlich auf den Hund gekommen. Ich fand eine Aufsässigkeit der Mannschaft gegen das Unteroffizierkorps, wie ich sie damals bis zur Stunde in der preußischen Armee nicht für möglich gehalten hatte. Auch sonst ließ Zucht und Haltung ungemein zu wünschen übrig. Mein Vorgänger muß in der Tat ein großer Versager gewesen sein. Ich widmete mich ganz dem Dienst, namentlich auch dem inneren. Vor- und Nachmittags war ich auf dem Fort, griff mit Belehrung und da, wo nötig, scharf mit Strafen durch und hatte die Genugtuung, daß sich die Mannszucht sehr bald festigte, und die Kompanie zusehends an Gehalt gewann. Als im Herbst 1898 der älteste Jahrgang entlassen wurde, konnte ich mir mit dem zurückbleiben-

den Jahrgang und den neu eintreffenden Rekruten die Kompanie in dem tadellosen Geiste des alten Heeres formen.

Die Verhältnisse wurden im Sommer 1898 noch doppelt dadurch erschwert, daß Regengüsse das in den Fortgräben aufgestapelte Heu in den Wasserabfluß des Forts schwemmten. Da ein Rinnsal durch den Fortgraben ging, stieg nun das Wasser schnell bis in die Wohnräume des Grabengeschosses. Das Kasernement mußte geräumt werden, die Kompanie kam in ein Nachbarfort, aber schon nach wenigen Tagen in das Barackenlager auf dem linken Weichselufer am Rande des dort gelegenen Fußartillerie-Schießplatzes. Da war, da ich in der Stadt wohnen bleiben mußte, das Unterhalten der Verbindung mit der Kompanie und ihre Beaufsichtigung noch schwerer geworden. Im Herbst 1898 kam die Kompanie in ein Kasernement in den Wällen der Stadtumwallung, nun wurde vieles leichter. Es spann sich nun ein enges Band zwischen mir und meiner Kompanie. Feldwebel, die anderen Unteroffiziere und Mannschaften hatten Vertrauen zu mir, sie fühlten Fürsorge. Daß ich auch weiter mit Strafen durchgreifen mußte, war selbstverständlich. Ich versuchte indes Menschenstolz nicht zu gefährden.

Ich hielt auf Mannszucht und auf scharfen Exerzierdrill. Beides sind die Grundlagen, auf denen die Tüchtigkeit der Truppe in der Schlacht sich aufbaut, wenn sie unter den auflösenden Einflüssen des Kampfes ihre Aufgaben erfüllen soll. Welche Anforderungen aber dabei an den einzelnen gestellt werden sollten, konnte mir damals noch nicht gegenwärtig sein, obschon ich auch nach dieser Richtung aus der Kriegsgeschichte zu lernen bemüht gewesen war. Auch die Gefechtsausbildung wurde bei aller Förderung der Selbsttätigkeit und der Entschlußfreudigkeit des Einzelnen „einexerziert", d. h. der einzelne Mann wurde in die Handhabung des Gewehrs im Gelände „eingedrillt", während er sich in der Geländebenutzung frei betätigen konnte, um sich und die Kampfkraft der Kompanie, soweit es nach der Gefechtslage möglich wird, zu erhalten. Die sehr guten Ausbildungverhältnisse, die weiten Exerzierplätze der Garnison Thorn erleichterten mein Streben, die Kompanie nicht nur im Exerzieren und in der Gefechtsausbildung, sondern auch in allen übrigen Zweigen des Felddienstes und durch allmähliches Steigern der körperlichen Leistungen im Laufe des Sommers auch hierin auf den Ernstfall vorzubereiten.

Es war bei meinen Gedankengängen natürlich, daß ich dem Schießdienst besondere Aufmerksamkeit schenkte. Dabei lehnte ich indes die damalige Einrichtung, Vergleichsschießen in größeren Verbänden, ja innerhalb des Armeekorps, zu veranstalten und die Kompanie mit den besten Schießleistungen besonders auszuzeichnen, scharf ab. Das erzog Strebertum, Einseitigkeit in der Ausbildung und — Unredlichkeit.

Geräteturnen, sowie angewandtes Turnen der Mannschaften fanden in

mir einen warmen Förderer. Großes Gewicht legte ich auf das Bajonettieren, da gerade dieses entschluß- und angriffsfreudig macht.

Der „Instruktion" widmete ich mich ganz besonders und versuchte auch die Geschichtkenntnisse von Offizier und Mannschaft zu heben. Ich empfand es wieder sehr ernst, wie wenig Geschichte dem eintreffenden Rekruten bekannt war, wie wenig sie von den Großen des Volkes und ihrem Handeln und den Leistungen des Volkes selbst wußten. So konnte eine Verwurzelung des einzelnen Deutschen mit seinem Volk und mit seinem Vaterlande nicht herbeigeführt werden; wie wenig wußte ich damals, daß dies ja geradezu gewollt war. Aber auch bei den jüngeren Offizieren war die Unkenntnis bedenklich. Ich entsinne mich einer Vorinstruktion einer anderen Kompanie, der ich bei irgendeiner Besichtigung durch einen höheren Offizier beiwohnte. Der betreffende Offizier war sich über die politische Tätigkeit des Fürsten Bismarck und dessen überragende Figur völlig im unklaren. Er nannte ihn „Kriegsminister". Das klingt zwar unglaublich, aber es ist so. Und doch hatte der große Mann im Sachsenwald gerade damals erst die Augen geschlossen, nachdem er so viel Undank vom Kaiser, Reichstag, seinen engsten Mitarbeitern und weiten Volkskreisen hatte erleben müssen. Die Aussöhnung mit dem Kaiser war ja nur zu meinem tiefen Bedauern eine rein äußerliche gewesen.

Ich liebte Gesang während des Marsches, förderte auch Chorsingen.

Sehr lehrreich war die vorübergehende Verstärkung der Kompanie durch Reservisten. Sie lebten sich recht schnell in die militärischen Verhältnisse wieder ein und waren nach wenigen Tagen den an sie gestellten Anforderungen völlig gewachsen. Sie hatten allerdings zum größtenteil noch drei Jahre gedient. Es ist natürlich, daß dreijährige Ausbildung fester sitzt, als zweijährige. Der Weltkrieg zeigte, daß auch diese noch genügt.

Sehr störend für die Ausbildung der Kompanie in allen Dienstzweigen war der zahlreiche Arbeitdienst, den zu leisten das Gouvernement Thorn *) von den in Thorn stehenden Truppen verlangte und verlangen mußte. Die Kompanie war also bei ihren Übungen selten völlig geschlossen. Nur bei Löhnungappells und bei Besichtigungen war sie zusammen. Bei diesen fielen dann die Abkommandierten „angenehm" auf!

Wesentlich für die Mannszucht sah ich das Auftreten der Soldaten der Kompanie auf der Straße an. Ehrenbezeugung und Anzug mußten einwandfrei sein. Meinem prüfenden Auge entging da wohl nur wenig. Ein besonderes „Sorgenkind" waren für mich dabei gerade die Abkommandierten zu den zahlreichen Stäben und Behörden der Festung. Sie fühlten sich nicht

*) Die größeren Deutschen Festungen hatten Gouverneure im Divisionskommandeursrang. Die kleineren und mittleren Kommandanten im allgemeinen im Obersten- oder Brigadekommandeurs- d. h. Generalmajorsrang.

mehr unter den „gestrengen Augen des Herrn“ und standen auch oft bei ihrer Dienststelle unter nicht hinreichender Beaufsichtigung. So ließen sie zuweilen in der Haltung nach. Auch ließen sie sich sonst einiges zuschulden kommen. Dann wurde der unglückliche Kompaniechef zur Verantwortung gezogen, daß er so wenig sorgfältig Abkommandierte ausgesucht habe. Solche Vorwürfe mußte man einstecken.

Natürlich war die Ordnung im Kompanierevier und der innere Dienst der Kompanie auch Gegenstand der Beaufsichtigung. Ich hatte einen vortrefflichen Feldwebel und gute Unteroffiziere, die mich hierbei unterstützten.

Recht wenig sympathisch war mir das Eindringen in die Verwaltung der Kompanie; aber das Beherrschen derselben war Pflicht, sonst lag die Gefahr vor, von Feldwebeln und Unteroffizieren abhängig zu sein. Die Verwaltung der Munition, von Stubengerät (Inventar) aller Art, namentlich der Bekleidung erforderten ihr Recht.

Die Bekleidung war das Sorgenkind der Kompanie. Die Kompanie hatte für jeden der 140 Mann 6 Uniformgarnituren, 2—3 Wäschegarnituren und etwa 2 Lederzeuggarnituren und 2 Paar Stiefel. Die erste Garnitur war Kriegsgarnitur und lag sorgfältig verpaßt auf der „Kammer“ der Kompanie. Dort war auch als Reserve die sogenannte 2. Garnitur. Die 3. Garnitur war Sonntagsausgehanzug, zuweilen wurde sie auch zu Besichtigungen getragen und zu diesem Zweck ausgegeben. Die 4. Garnitur war Alltagsausgehanzug und wurde auch im Manöver getragen. Die 5. und 6. Garnitur bildete die tägliche Bekleidung. Aus Schonung der 5. wurde in der Regel die 6. getragen. Diese war zum Teil sehr abgerissen und zwar in einer Weise, daß der Mann mit seinen unbeholfenen Händen sie nun beim besten Willen nicht mehr imstande halten konnte. Aus irgendeinem zulässigen schwarzen Fonds kaufte ich für die Kompanie aus den Beständen der Berliner Schutzmannschaft ausrangierte Schutzmannshosen, nahm Schneider und frischte so die 6. Garnitur auf. Dann ging es.

Da das Regiment schnell mobil wurde, um auch Grenzschutz auszuüben, so war, wie schon erwähnt, die Kriegsbekleidung sorgsam verpaßt. Der Rest der Kriegsbekleidung für die im Mobilmachungfall eintretenden Reservisten und die Fahrzeuge der Kompanie befanden sich in Verwaltung des Bataillons und wurden im Mobilmachungfall von der Kompanie empfangen.

Probemobilmachungen und Alarmübungen erfolgten zuweilen. Dann nahm auch die Kompanie ihre Grenzschutzstellung an der hermetisch verschlossenen russischen Grenze ein, an der russische Grenzsoldaten Wache hielten, bereit im Mobilmachungfall die Grenzen zu überschreiten. Es war schon eine Art Kriegsluft, die ich in Thorn einzuatmen hatte.

Das Unteroffizierkorps der Kompanie bestand zum größten Teil aus Unteroffizieren, die aus der Truppe hervorgegangen waren, zum kleinen Teil aus solchen aus Unteroffiziersschulen. Diese hatten zu Anfang Schwierigkeiten in ihrem Auftreten gegenüber den Mannschaften. Sie fanden nicht immer den richtigen Ton. Doch glich sich das bald aus. Ich habe Freude an meinem Unteroffizierkorps erlebt und habe mich bemüht, seine Stellung zu heben und sie beim Felddienst zu möglichst selbständigen Unterführern auszubilden.

Als Ersatz hatte die Kompanie Mannschaften aus Holstein und aus Westpreußen. Die schwachen Bevölkerungzahlen des östlichen Preußens vermochten nicht in genügender Zahl die Rekruten für die dort angehäuften Truppen aufzubringen. Sie mußten aus anderen Landesteilen zugeführt werden. Andererseits wurden die „Deutschen Staatsbürger polnischer Zunge" recht häufig Regimentern im inneren Preußen überwiesen. Es waren in der Kompanie damit zwei völlig verschiedene Menschenschläge vereint, der schwerbültige und verschlossene Holsteiner stand neben dem oft leichtfertigen und verschmitzten Westpreußen. Die Mischung war aber keineswegs schlecht.

Die Manöver, an denen das Regiment teilnahm, fanden in den Jahren 1898 und 1899 auf dem rechten Weichselufer nach Lautenburg, Deutsch-Eylau und Marienwerder zu statt. Damals dachte ich nicht, daß ich 15 Jahre später eine der größten Schlachten der Weltgeschichte, die am Rande dieses Gebietes geschlagen wurde, zu leiten hatte. Noch weniger dachte ich daran, daß dieses Gebiet nach zwanzig Jahren unter dem Protektorat des römischen Papstes Benedikt XV. und des Kardinals Ratti d. h. Pius XI. aus dem Bestand des Preußischen Staats losgerissen, einem selbständigen Polen ausgeliefert werden müßte. In welchem Umfange hier Preußisches Volk und Land den Polen ausgeliefert wurde, soll durch die Bezeichnung „Korridor" vertarnt werden.

Als ich im Herbst 1927 zu einer Feier auf dem Schlachtfelde von Tannenberg mit einem höheren Regierungbeamten durch diesen „Korridor" fuhr, wobei ich auch über Thorn kam, da wunderte er sich, daß wir stundenlang von Schneidemühl bis Deutsch-Eylau durch von Polen geraubtes Gebiet zu fahren hätten. — Ja wir Deutschen lernen eben keine Geographie, auch da wo Lebensfragen des Volkes so ernst ins Gewicht fallen. Diese Fahrt durch Thorn und über die lange Eisenbahnbrücke und dann durch bekannte Manöverstrecken war damals für mich eine tiefschmerzliche Erinnerung.

Ich lernte ein neues Stück Deutscher Erde in hoher landwirtschaftlicher Kultur und in seinen Seen und Wäldern von großer landschaftlichen Schönheit mit einer arbeitsamen Bevölkerung kennen, die die Truppe

immer freudig aufnahm, soweit sie Deutsch war. Die polnische war zurückhaltend, aber keineswegs unfreundlich.

War schon die Führung der Kompanie im Bataillons-, Regiments- und Brigadeverband während den Übungen dieser Verbände anregend gewesen, so steigerte das Manöver dies noch. Es war dabei oft auffallend, wie wenig schon im Manöver ein Kompanieführer die Gesamtlage zu überblicken imstande war, obschon er darnach strebte. Während der Übung, im Quartier und im Biwak beschäftigte die Führung und Fürsorge für die Kompanie mich völlig. Ich grollte der Leitung, daß die Kompanie einmal stundenlang auf ihre Biwakbedürfnisse (Holz, Stroh und Verpflegungmittel) zu warten hatte. Das durfte nicht sein.

Meine Bataillonskommandeure und Regimentskommandeure waren von gutem Durchschnitt. Brigadekommandeur und Divisionskommandeur traten vor dem kommandierenden General völlig zurück.

General v. Lentze war gewiß ein Offizier von bedeutender, rein militärischer Befähigung, aber von einer Grobheit und Ungehobeltheit, die keine wahre Dienstfreudigkeit an vielen Stellen aufkommen lassen konnte. Die Kommandeure vom Bataillonskommandeur aufwärts mußten sich aufs äußerste durch seine Gegenwart bedrängt fühlen. Das wirkte sich natürlich auf die Kompaniechefs und sogar auch weiter nach unten aus. Der kommandierende General fand in der Person seines Chefs keinen Ausgleich. Es war eine Gefühlsroheit sondergleichen, meinem braven Bataillonskommandeur einen Tag vor der Besichtigung des Bataillons mitzuteilen, er wäre ja schon 58 Jahre alt. Das bedeutete so viel, daß er auf eine Beförderung nicht mehr rechnen könne. Wir waren nun schon auf vieles gefaßt. Was wir aber am nächsten Tage erlebten, war niederdrückend, trotz guter Leistung des Bataillons die Kritik so herabsetzend, daß in uns allen, bis zum Leutnant herab, die tiefste Entrüstung ausgelöst wurde.

Mein Leben war während meines zweijährigen Aufenthaltes in Thorn außerordentlich von den Anforderungen des Dienstes beansprucht. Das war ja auch der Zweck meines Kommandos dorthin. Ich schloß mich indes keineswegs „von der Welt“ ab und wurde auch noch auf anderen Gebieten bereichert.

Das Manövergelände, wie Thorn selbst, wies viele Erinnerungen an den Deutschen Ritterorden auf. Thorn hatte noch ein sehr schönes, altes Ordensritterschloß. Daß der Deutsche Ritterorden namentlich in Ostpreußen eine arteigene germanische Kultur im Dienste Roms vernichtet hat, weil Preußen noch heidnisch war, war mir damals nicht gegenwärtig. Der Orden rottete Deutsche und litauische „Heiden“ aus und siedelte dafür Deutsche Bauern aus anderen Gebietsteilen an und schuf Städte mit Deutschem Bürgertum auf uraltem Deutschen Boden. Die noch aus jener

Zeit erhaltenen Backsteinbauten waren von großer architektonischer Schönheit. Der Pole drang hier erst später zu beiden Seiten der Weichsel stromabwärts vor und trieb unter dem Schutz der römischen Kirche, nachdem der letzte Ordensgroßmeister, Albrecht von Hohenzollern, Protestant geworden war, seinerseits Kolonisation, stets angetrieben von der gleichen, den Deutschen so feindlichen Macht: Rom.

Erst 1772 wurde dies Unrecht durch die erste Teilung Polens wieder gut gemacht. Westpreußen kam in preußische Verwaltung, Thorn erst durch die zweite Teilung 1793. Die Erwerbung Westpreußens und die Ansiedlung Deutscher Bauern daselbst sind ein besonderes Ruhmesblatt des Großen Königs. Er leitete das wieder Deutschwerden der Bevölkerung der Provinz auf das glücklichste ein. Die spätere unglückselige Polenpolitik Preußens verwaltete das von Friedrich dem Großen übernommene Erbe recht schlecht, wenn auch die Verhältnisse in Westpreußen nie so trostlos wurden wie im Posenschen. Sie hat zugelassen, daß die Polen weichselabwärts auf preußischem Gebiet — allerdings dank der Hilfe der römischen Geistlichkeit und ihres Kapitals — weiter bis Danzig vordrangen. Auch davon noch später.

Thorn selbst war reich an wechselvoller Geschichte, aber es war eine schmucklose Stadt. Der große Platz mit dem Rathaus in der Mitte und dem Kopernikusdenkmal gab der Stadt ein gewisses polnisches Gepräge. Hier hatten 1724 Jesuiten aus verlogenen Ursachen an angesehenen Deutschen Bürgern das furchtbare Blutgericht vollzogen, um mit Deutschem Blut zugleich den Protestantismus zu vernichten und die Gegenreformation durchzuführen. Bekanntlich waren ja ursprünglich auch weite Teile des polnischen Volkes dem „neuen Glauben verfallen". Heute hat die römische Kirche solche Gewaltmittel zunächst nicht nötig, obschon sie vor ihnen nicht zurückschrecken würde. Der Protestantismus hat seine Widerstandskraft verloren und läge schon in den Armen Roms, wenn nicht die Gegenaufklärung, die von meinem Hause ausgeht, wenigstens einem Teil der Protestanten die Augen geöffnet hätte. Jetzt, nach der nationalsozialistischen Revolution faßt der Protestantismus wieder Lebensmut, der sich in reaktionärer Unduldsamkeit nicht gegen Römischgläubige sondern Deutschgläubige betätigt.

Das Straßenbild Thorns war ein anderes wie in rein Deutschen Städten, in denen ich bisher gestanden hatte. Es veränderte sich namentlich zurzeit des Floßbetriebes auf der Weichsel, wenn polnische Flößer das Holz stromab führten und in Thorn rasteten. Das Kopernikusdenkmal war die beliebte Sammelstelle für sie. Daneben zeigten sich polnische Juden mit Kaftan und Ringellocken.

Gewaltig war der Eindruck der Weichsel, wenn sie Hochwasser führte oder in Eis ging. Im Sommer aber war sie zuweilen beinah durchwatbar, die Flußregulierung setzte erst auf Deutschem Boden ein. Fuhr man mit einem

Dampfer stromauf bis zur Grenze, dann konnte man diese buchstäblich im Flußbette erkennen. Stromab sind die hohen Weichselufer, so z. B. bei Graudenz mit dem breiten tief eingeschnittenen Strom in der Mitte, oft von großer Schönheit.

Nach des Tages Lasten und Mühen war ich abends oft so rechtschaffen müde, daß ich mich früh schlafen legte, da ich ja am Morgen recht früh, um 5 Uhr, und früher aufstehen mußte. Für theoretische Ausbildung fand ich wenig Zeit. Eine Aufgabe, die ich vom Chef des Generalstabes des Armeekorps zugeschickt erhielt, wurde mir bei meiner großen Inanspruchnahme durch den Frontdienst zu lösen recht lästig. Im Offizierkasino aß ich beinah regelmäßig zu Mittag, auch wenn das für Kompaniechefs nicht mehr vorgeschrieben war. Nur die Leutnants hatten regelmäßig an dem Essen teilzunehmen. Abends war ich, wie schon in jüngeren Jahren, zu Hause. Zwar gelang es mir, meine Wohnung zu verbessern, aber sie blieb wenig ansprechend. Ich mußte in der Stadt wohnen. Die sogenannte Bromberger Vorstadt, die auf dem rechten Weichselufer der Stadt vorgelagert war, bot zwar bessere Unterkunft, die Entfernung und Verbindung hinderten mich aber dorthin zu ziehen.

In Familien des Regiments habe ich gern verkehrt, in einigen von ihnen fand ich freundschaftlichen Anschluß.

Mit Spannung beobachtete ich den Kampf zwischen Buren und England im fernen Südwestafrika, der damals gerade begann und später mit Unterwerfung der Buren endete, wobei der Engländer in den Konzentrationlagern, in denen er die Burenfamilien einpferchte, schon Methoden anwandte, unter denen später die Deutschen Kriegsgefangenen in den Ententeländern so schwer zu leiden hatten. Die Vergewaltigung Deutscher Schiffe durch England an der Südostküste Afrikas zeigte, wie England das Seerecht verstand, aber auch unsere Ohnmacht gegenüber englischen Übergriffen, wie das ja immer wieder in Erscheinung trat.

Noch ein anderer Fall trat damals ein, der ein Hohn auf das „Völkerrecht" war und politische Gewissenlosigkeit in charakteristischer Weise enthüllte. Damals besaß Spanien noch Kuba und andere Inseln der großen und kleinen Antillen zwischen Nord- und Südamerika. Das empfanden die „amerikanischen" Weltkapitalisten störend, die sich der Zuckerproduktion der spanischen Inseln bemächtigen wollten. Auf ihre Veranlassung sandte der Präsident der Vereinigten Staaten Kriegsschiffe nach Havanna, der Hauptstadt von Kuba, und ließ in diesem Hafen ein amerikanisches Kriegsschiff „Maine" versenken. Menschenleben kamen dabei, soweit ich mich entsinne, nicht um. Aber Spanien wurde für diesen Schiffsuntergang verantwortlich gemacht. Amerika hatte seinen Kriegsgrund, und nach kurzem Kampf und Verlust von mehreren spanischen Kriegsschiffen, die aus der Heimat dort-

hin gesandt wurden, war der Krieg zu Ende. Die Weltkapitalisten hatten ihr Ziel erreicht. Der spanische Besitz in den Antillen ging in die Hände der Vereinigten Staaten und damit die Zuckerproduktion in ihren Besitz über. Damals sah ich indes nur die Vereinigten Staaten als Staat. Ich erkannte noch nicht die Handlangerdienste, die sie den Weltkapitalisten leisteten, wie später im Weltkriege, noch weniger, daß hinter diesen neben eingeweihten Juden der römische Papst und der Jesuitengeneral stehen. Unter allen Umständen waren beide Kriege ein furchtbares Warnungzeichen für schwach gerüstete Völker.

Im Sommer 1900 brachen die Boxerunruhen in China aus. Der Deutsche Gesandte v. Kettler wurde ermordet. Der Kaiser beschloß unter General Graf von Waldersee ein Expeditionkorps nach China zu schicken, zu dem auch andere Staaten ihre Kontingente stellen sollten, um den Mord zu sühnen und die Ruhe in China wieder herzustellen. Das Unternehmen war verfehlt. Die unglückliche Besitzergreifung von Kiautschau 1897 zog ihre weiteren Folgen und mischte uns in Händel, in denen wir nichts zu suchen hatten. Doch damals reichten meine Erwägungen und meine Gedanken noch nicht soweit; ich brannte darauf, mit nach China gehen zu können, hatte ich doch seinerzeit den japanisch-chinesischen Krieg bearbeitet. Ich nahm Urlaub und fuhr nach Berlin, um den General Graf v. Schlieffen um eine Stellung im Stabe des Generals Graf v. Waldersee oder bei einer Kommandobehörde zu bitten. Ich hatte aber keine „Tante“, konnte nichts erreichen und kehrte enttäuscht nach Thorn zurück. Bald darauf wurde ich in den Generalstab der 9. Division nach Glogau versetzt, das übliche zweijährige Kommando in der Front war damit beendet.

Die Zeit in Thorn war eine sehr fruchtbringende für mich gewesen. Schnell hatte ich mich in den mir völlig fremden Verhältnissen zurecht gefunden. Ich hatte wieder einmal wie einst als Rekrutenoffizier mein Erzieheramt an Deutschen Menschen ausüben können und hatte aus dem Vertrauen, das mir auch der einzelne Mann entgegenbrachte, gesehen, daß ich auf dem richtigen Wege war und die Seele des Deutschen Menschen wohl verstand und seine Leistungfähigkeit richtig einschätzte. Ich hatte wieder einmal Infanteriedienst und zwar unter den schwierigsten Verhältnissen getan, so gründlich, daß ich, als ich nach über 12 Jahren als Regimentskommandeur des Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf zur Front zurückkehrte, mir auch noch der geringsten Einzelheiten bewußt war. Was ich als jüngerer Offizier in Wesel und als Kompaniechef in Thorn aufgenommen hatte, saß fest, nicht nur für den äußeren, sondern auch für den inneren Dienst, vor allem in bezug auf Menschenbeurteilung und Erziehung.

Die Kompanie lag fest in meiner Hand. Unteroffiziere und Mannschaften blickten auf mich und freuten sich über gute Leistungen. Bei Festen,

wie Königsgeburtstagsfeier *) oder Turn- und Gesangsvorführungen, trat ich ihnen näher. Vom Offizierkorps wurde mir viel Vertrauen entgegengebracht, die Vorgesetzten des Regiments begegneten mir mit anerkennendem Wohlwollen. Große Schwierigkeiten waren zu Anfang zu überwinden gewesen, um so mehr begrüßte ich das Ergebnis. Vielleicht ist gerade deshalb meine Kompaniechefzeit in Thorn mit all den Kleinigkeiten des Dienstes, die aber schließlich doch von so wesentlicher Bedeutung sind, so fest in meiner Erinnerung geblieben und mir so lieb und wertvoll.

Generalstabsoffizier bei der Division in Glogau.

Also ich war nach Glogau zur 9. Division des V. Armeekorps, zu dem als zweite Division die 10. gehörte — s. Anlage 1 und 3 — als Generalstabsoffizier versetzt. Dort blieb ich bis nach dem Manöver 1902 und kam dann als I a zum Generalkommando nach Posen und von dort im März 1904 nach Berlin als Sektionschef in die Aufmarsch- — 2. Deutsche — Abteilung des Großen Generalstabes.

Der Armeekorpsbezirk des V. Armeekorps umfaßte den Süd- und Westteil des Regierungbezirks Posen und Niederschlesien mit den Regierungbezirken Liegnitz — mit Ausnahme weniger Teile — und Görlitz. Diese bildeten im besonderen den Bezirk der 9. Division.

Ich bin während meiner Zugehörigkeit in beiden Stellungen auf Besichtigungreisen, Manövern und Generalstabsreisen mit weiten Teilen des Bezirks bekannt geworden, der dem Generalkommando des V. Armeekorps auch für die Abhaltung seiner Manöver zur Verfügung stand. So hatte ich 1900 Manöver in dem Katzbachgebirge im Raume Hirschberg, Goldberg, Jauer, Schweidnitz, dann 1901 hart an der polnischen Grenze, nordwärts Krotoschin-Ostrowo bei Pleschen und Jarotschin, 1902 westlich Posen bis Meseritz zu, wo die Division am Kaisermanöver teilzunehmen hatte, dann 1903 zwischen Görlitz und Hirschberg.

Die Manövergelände wechselten naturgemäß, einmal um die Truppen in verschiedene Gelände zu führen, dann aber auch um die Bevölkerung einer Gegend durch Truppenunterbringung nicht zu sehr zu beanspruchen. Die verschiedene Geeignetheit von Gelände zu Truppenübungen brachte es indes mit sich, daß z. B. Niederschlesien mit seinem wechselnden Gelände für die Abhaltung von Manövern vor dem in seiner Bodengestaltung sehr einförmigen Regierungbezirk Posen vorgezogen und so für Manöver öfter gewählt wurde, als Teile dieser Provinz. Auch mußte bei der Zuweisung des Manövergeländes darauf Rücksicht genommen

*) Nach Paraden morgens und dem Mittagessen des Offizierkorps im Casino, folgte abends der Kompanie-Ball mit vaterländischen und anderen Aufführungen.

werden, daß die Richtungen, in denen die Truppen sich während des Manövers bewegten, geändert wurden, sonst kam es zu leicht immer zu den gleichen Gefechten, und der alteingesessene Landwirt konnte schon sagen, wo der Zusammenstoß der Parteien, das Gefecht, stattfinden würde, und daß das letztemal der das Manöver leitende General gemeint hätte, der Angreifer hätte rechts statt links umfassend angreifen müssen.

Generalstabsreisen führten mich 1901 von Bentschen nördlich und südlich des Obra-Abschnittes in Richtung Krotoschin, 1902 in die Gegend Lüben, Bunzlau, Liegnitz und 1903 wieder in die Gegend von Hirschberg *).

Es war selbstverständlich, daß ich Urlaubsreisen benutzte, um auch das Riesengebirge mit seiner herben Schönheit zu besuchen. Ich lernte Land und Leute kennen und konnte mich an der wunderbaren Natur des niederschlesischen Berglandes genau so erfreuen, wie überall der hohen landschaftlichen Kultur, besonders auch des posenschen Flachlandes und des blühenden wirtschaftlichen Lebens in Stadt und Land.

Besonders lehrreich war es für mich, namentlich die Bevölkerungverhältnisse in der Provinz Posen kennenzulernen und mir ein weiteres Urteil über unsere Polenpolitik zu bilden. Als Kind der Provinz Posen, ich war ja ganz in der Nähe dieser Stadt geboren, lag mir doppelt daran. Durch Erzählungen meiner Eltern war mir in frühester Jugend vieles vertraut geworden. Ihr Urteil über polnischblütige Hausangestellte gegenüber Pommerschen lautete keineswegs ungünstig. Aus militärischen Studien wußte ich, daß 1870 ein sehr hoher Prozentsatz der polnischen Rekruten dem Mobilmachungbefehl nicht gefolgt war. Eingehend beschäftigte ich mich wieder mit der polnischen Frage, die im Kadettenkorps wie ja auf den anderen Schulen überhaupt nicht behandelt wurde.

Nach der zweiten Teilung Polens 1793 und der dritten 1795 konnte die Eingliederung der polnischen Gebietsteile in den preußischen Staat keine so gründliche sein wie die Westpreußens unter dem großen König, da der Frieden von Tilsit 1806 die polnischen Gebietsteile im wesentlichen Umfange Preußen wieder entriß. Auf dem Wiener Kongreß 1814 erhielt Preußen die Provinz Posen wieder zurück. Prinz Radziwill, also ein waschechter Pole, aber ein Verwandter des Hauses Hohenzollern, wurde Statthalter, der mit außerordentlicher Selbständigkeit ausgestattet war. Unter ihm blühte „polnische Wirtschaft“. Als 1830/31 in Russisch-Polen ein polnischer Aufstand mit Heeresmacht niedergeworfen werden mußte, gährte es auch im Posenschen. Die Generale v. Gneisenau und v. Grolman und dann auch der Oberpräsident von Flotwell — nach Abberufung des Prinzen Radziwill und dem Aufhören der Statthalterschaft — griffen scharf durch. Der polnische Adel und römische Geistlichkeit stürzten v. Flotwell.

*) 1900 hatte die Generalstabsreise stattgefunden, bevor ich nach Glogau versetzt war.

Friedrich Wilhelm IV., der mit der römischen Kirche Frieden schloß, rief ihn ab. Es folgte nun ein Regiment der Schwäche gegenüber dem polnischen Adel und der römischen Geistlichkeit, hinter denen beiden naturgemäß der Jesuitengeneral und der römische Papst standen. Beide formten die polnische Bewegung. Die Schwäche gegenüber der polnischen Anmaßung war so groß, daß Polen bei der Revolution in Berlin 1848 eine führende Rolle spielen und im Posenschen bewaffnete Horden bilden konnte, die dank der Unfähigkeit des preußischen Generals v. Willisen eine Zeitlang bestanden.

Erst in den sechziger Jahren ging dann wieder einmal ein Oberpräsident die Bahnen Flotwells. Bismarck selbst verband mit seinem Kampf gegen die Anmaßung der römischen Kirche eine Zurückweisung des immer schärfer vordringenden Polentums, das sich immer mehr und mehr auf die Geldmacht des römischen Papstes und des Jesuitengenerals stützen konnte. Der Erzbischof von Posen und Gnesen Graf Ledochowski — der heutige Jesuitengeneral entstammt demselben Geschlecht — hetzte gegen den Staat. Er wurde abgesetzt und zu Gefängnis verurteilt, wie auch andere römische Geistliche. Aber das wirtschaftlich erstarkende Polentum wurde von der Geistlichkeit organisatorisch zusammengefaßt. Auch die Einführung des allgemeinen Wahlrechtes förderte polnische Bestrebungen. Die Deutschen in Polen und nun auch in Westpreußen wurden immer mehr in die Verteidigung gedrängt, sowohl auf dem Lande wie in den Städten, wo ein polnisches Bürgertum entstand. 1886 schuf Bismarck die Ansiedlungkommission für beide Provinzen. Sie sollte namentlich polnische Güter ankaufen und mit Deutschen Siedlern besetzen; aber sie kaufte schließlich vielmehr Deutschen Grundbesitz auf, da die Polen durch die beiden Weltkapitalisten, den römischen Papst und Jesuitengeneral, gestützt wurden. Während dieses wirtschaftlichen Kampfes führte Bismarck auch einen Kampf für die Beschränkung der polnischen Sprache in den Volksschulen sowohl wie in den höheren polnischen Schulen und griff hier scharf durch. Der Reichskanzler Caprivi baute aber die Polenpolitik Bismarcks entscheidend ab. Der Kaiser wollte den polnischen Hochadel und so, wie Caprivi, die polnische Fraktion des Reichstages für die Heeresvorlage gewinnen. Namentlich auf dem Gebiet der Schule steckte der Reichskanzler v. Caprivi völlig zurück. Polnischer Sprachunterricht wurde im weitesten Umfange wieder zugelassen, da ja die Kinder in ihrer Muttersprache Religionunterricht haben müßten. So meinten wenigstens die Beamten der römischen Kirche zur Schwächung des Deutschtums. Heute denken sie nicht mehr daran und lassen Kindern angesessener Deutscher in polnischer Sprache Religionunterricht erteilen! Daß das für Deutsche Kinder vielleicht heilsam ist, weil sie von der Lehre weniger aufnehmen, ist eine Sache für sich.

Das Nachgeben Caprivis rief nun endlich die Deutschen der Provinz Posen selbst auf den Plan. Sie gründeten den Ostmarkenverein zur Wahrung der Deutschen Belange in Posen und Westpreußen. Er fand aber keinerlei Unterstützung durch die Regierung und war bald „verschrieen", wie das den für Erhaltung des Volkstums eintretenden Personen und Vereinen im Deutschen Volk zu gehen pflegt.

Die folgenden Reichskanzler versuchten nun die Polenpolitik wieder in das Fahrwasser des Fürsten Bismarck zurückzulenken. Aber unendlich viel war vertan. Das war der Zeitpunkt, zu dem ich als Generalstabsoffizier zur 9. Division und später als I a nach Posen kam *).

Es war ein Weg der Irrungen gewesen und mußte ein Weg der Irrungen sein, weil die preußische Regierung, auch Bismarck, das Wesen der überstaatlichen Mächte und namentlich der christlichen Lehre nicht erkannt hatten. Nicht beachtet war das Wort, das der Jesuit Freiherr von Buß bald nach der Revolution 1848 ausgesprochen hat:

„Mit einem Netz von katholischen Vereinen werden wir den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und Westen her umklammern und so den Protestantismus erdrücken, die katholischen Provinzen, die der Kirche zum Hohn der Mark Brandenburg zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen."

Im Frühjahr 1901 hatte ich für Einquartierungzwecke während der Manöver die Belegungsfähigkeit der Ortschaften der Kreise Koschmin, Pleschen, Jarotschin festzustellen, d. h. in Verbindung mit den örtlichen Behörden und auf dem Lande mit den örtlichen Besitzern zu ermitteln, wieviel Offiziere, Soldaten und Pferde in den einzelnen Ortschaften untergebracht werden könnten. Hierbei gewann ich den erschütternden Eindruck, daß innerhalb von 3—4 Generationen angesiedelte Deutsche Familien durch polnische Einheirat unter dem Druck der mit Höllenverängstigung arbeitenden Kirchenbeamten völlig verpolt und ganz entdeutscht waren. Der Deutsche, protestantische Siedler hatte eine Polin geheiratet, die Kinder wurden bereits häufig römischgläubig, lernten die polnische Sprache und vergaßen die Deutsche. Die Enkel waren ganz polnisch, und die Urenkel wurden in der „Muttersprache" im römischen Glauben unterrichtet und

*) Ergänzend füge ich hinzu, daß der Kampf zur Abwehr der polnischen Anmaßungen und Bestrebungen seinen Höhepunkt im Jahre 1908 hatte, als der Reichskanzler Fürst Bülow im Preußischen Landtag das Gesetz erwirkte, nach dem die Ansiedlungkommission polnische Güter zwangsweise enteignen konnte. Soweit ich mich entsinne, ist dieses Gesetz indes wohl kaum in Anwendung gekommen. Der Reichskanzler Fürst Bülow mußte ja 1909 abtreten. Herr v. Bethmann wurde Reichskanzler. Er lenkte in die Polenpolitik Caprivis ein und gab ja auch dem römischen Papst auf allen Gebieten nach. Daß er hierbei lediglich Weisungen vollstreckte, die zur Vernichtung Deutschlands ausgedacht waren, ahnte ich damals noch nicht. Unter diesen Umständen mußten natürlich auch alle die sonst guten Maßnahmen auf kulturellem Gebiet, namentlich auch in der Stadt Posen das Deutschtum zu stärken, erfolglos bleiben.

„waren preußische Untertanen polnischer Zunge“. So war der übliche Weg. Katholisch und polnisch stand protestantisch und Deutsch gegenüber.

Meine Aufnahme bei den verschiedenen polnischen Besitzern, bei denen ich Quartier nehmen mußte, war ungemein zurückhaltend, wenn auch durchaus formvoll. In einem altadeligen Hause wurde mir noch mit einem gewissen Stolz der Vater in der Uniform des Preußischen Garde-Kürassierregiments gezeigt. Dort diente der höhere polnische Adel gern sein Jahr ab. Es hat viel Wasser in das Meer fließen, die römische Priesterschaft und Jesuitengeld haben viel Arbeit leisten müssen, bis die Kluft zwischen Polen und Deutschen so vertieft wurde, wie es damals schon war. Die Bewirtschaftung der polnischen Güter war überall gut. Von „polnischer Wirtschaft“ war keine Rede. Es ist heute nicht verwunderlich, wenn durch den jetzigen polnischen Staat noch die alte preußische Grenze geht und östlich und westlich derselben zwei kulturell völlig verschiedene Gebietsteile liegen.

Um kein falsches Bild hier entstehen zu lassen, sei noch ausgeführt, daß die Truppen mit vorwiegend polnischem Ersatz sich 1866, 1870/71 wie auch im Weltkriege gut geschlagen haben, ebenso war die Aufnahme unserer Truppen im Manöver durchaus freundlich, obschon der polnische Ersatz im weiten Umfange den Regimentern anderer Gebietsteile zugeführt wurde, also der Pole auf dem Lande nicht etwa dem Polen in der Truppe Unterkunft gewährte. Die Ereignisse in Posen im Herbst 1918 und die Erfolge der sogenannten polnischen Freiheitbewegung waren das Werk Deutscher Schwäche und römisch-freimaurerischer Arbeit, insonderheit das Werk der Beamten der römischen Kirche. Es waren dieselben Kräfte, die den „Korridor“ schufen und nun hier den preußischen Staat zu schwächen halfen.

Ich bin scheinbar den Ereignissen vorausgeeilt und etwas vom Thema abgewichen; aber ich muß es nun schon einmal aussprechen, daß ich die schwankende Haltung der Preußischen Regierung den Polen gegenüber stets als einen schweren Fehler empfunden habe, und sich hierüber die militärischen Stellen völlig einig waren, die auch dieses Problem ernst beschäftigte.

Generalstabsoffizier bei einer Division zu werden, war für den jungen Generalstabsoffizier das erstrebte Ziel. Hier konnte er sein Wissen und Können zum besten der Truppe einsetzen und beweisen, sowie beides für höhere Aufgaben fördern.

In dem Arbeitbereich des Divisions-Generalstabsoffizier lag als eine der vornehmsten Aufgaben die Bearbeitung der Divisionsmanöver. Bekanntlich hatte die Truppe des alten Heeres nach der damals gültigen Felddienstordnung in der Regel 3—4 Tage Brigademanöver, die, von dem Brigadekommandeur geleitet, die durch Kavallerie und Artillerie verstärkten

Infanterieregimenter der Brigade gegeneinander führten. Hieran schlossen sich 4—5 Tage Divisionsmanöver, die der Divisionskommandeur leitete. Die durch andere Waffen verstärkten Infanterie-Brigaden kämpften gegeneinander. Dann kamen 2—3 Korpsmanövertage, geleitet vom kommandierenden General. Die Division focht gegen Division oder auch gegen einen markierten Feind. War Kaisermanöver für die Truppe, so wurden deren andere Manöver beschränkt.

Für diese Divisionsmanöver, für die die Division vom Generalkommando einen gewissen Geländeteil zugewiesen erhielt, hatte der Divisionsgeneralstabsoffizier die Kriegslage zu entwerfen, falls der Divisionskommandeur das nicht selbst tun wollte. Ich hatte im August 1900 eine fertige Manöveranlage zu übernehmen, da die Manövervorarbeiten bei meinem Eintreffen in Glogau bereits abgeschlossen waren. Dagegen konnte ich die Divisionsmanöver 1901 in den Kreisen Koschmin, Jarotschin, Pleschen ganz selbständig bearbeiten. Mein Divisionskommandeur, Generalleutnant Hahn, ließ mir völlig freie Hand. Er nahm im Sommer 1901 seinen Abschied. Sein Nachfolger war General v. Eichhorn, als er eintraf, ging es ihm so, wie mir etwa ein Jahr vorher. Er mußte sich mit dem abfinden, was ich vorbereitet hatte und tat es auch gern. General v. Eichhorn selbst war ein alter Generalstabsoffizier, sehr befähigt und von großem Betätigungdrang. 1902 konnte ich nicht so selbständig arbeiten. Doch war General v. Eichhorn viel zu vornehm und klug, um bei eigener Tätigkeit bei seinen Generalstabsoffizieren das Gefühl entstehen zu lassen, daß er auch in wichtigen Dingen ihre Arbeit und ihren Rat irgendwie entbehren wolle. So war denn auch mit ihm die Zusammenarbeit eine ungemein harmonische. Sie zeigte mir, wie ein Vorgesetzter selbst tätig sein kann, ohne seine Untergebenen unzulässig einzuengen und ihre Arbeitfreudigkeit zu beschränken.

An Truppen standen die Truppen der Division zur Verfügung, nämlich die 17. Infanteriebrigade — Glogau — mit den Infanterieregimentern 19, — Görlitz — und 59 — Glogau und Fraustadt.
Die 18. Infanteriebrigade — Liegnitz — mit dem Grenadierregiment König Wilhelm I. Nr. 7 — Liegnitz — und dem Infanterieregiment 154 — Jauer.
Die 9. Kavalleriebrigade — Glogau — mit dem Dragonerregiment Nr. 4 — Lüben — und dem Ulanenregiment 10 — Züllichau,
die 9. Feldartilleriebrigade — Glogau — mit dem Feldartillerieregiment 5 — Sprottau und Sagan — und dem Feldartillerieregiment Nr. 41 — Glogau.

Hierzu traten noch für die Manöver Pionierkompanien aus Glogau.

Die Manöver innerhalb der Division hatten Offizieren vom Regimentskommandeur aufwärts Gelegenheit zu geben, Abteilungen gemischter Waf-

sen zu führen, so dem Regimentskommandeur zur Führung eines gemischten Regiments, dem Brigadekommandeur einer gemischten Infanteriebrigade.

Gleichzeitig sollten die Truppen in diesen gemischten Verbänden in einem ihnen fremden und wechselvollen Gelände taktisch sich bewegen und kämpfen lernen.

Zwei Parteien kämpften gegeneinander. Der Führer jeder Partei, in der Regel ein Kommandeur der eben genannten Verbände, erhielt auf Grund einer festgestellten Kriegslage seinen bestimmten Auftrag. Die Kriegslage mußte so festgelegt werden, daß sie den Führern Gelegenheit zu selbständigen Entschließungen bot, sowohl für das Inmarschsetzen der Parteien gegeneinander, als auch im Gefecht. Die Führer waren in ihren Anordnungen völlig selbständig. Andererseits aber mußten die Parteien zu einem taktischen Zusammenstoß in einem Gelände gebracht werden, das für die Ausbildung der einzelnen Waffengattungen günstig war und das Zusammenwirken der Waffen gestattete, dabei aber Flurschäden in zu großem Umfange ausschloß. Ein welliges und durchschnittenes Gelände war natürlich anregender als ein völlig ebenes, Stoppelfelder waren besser als noch mit hohen Kulturen bestandene.

Bei der Bearbeitung der Kriegslage handelte es sich nun nicht darum, für einen Tag eine Kriegslage zu entwerfen und für den zweiten Tag eine neue zu nehmen, sondern es mußte die gleiche Kriegslage mehrere Tage hindurch so durchgeführt werden, daß die Truppen auch in den vor Manöverbeginn festgelegten und vorbereiteten Quartieren Unterkunft beziehen konnten. Diese mußten so liegen, daß sie der Kriegslage entsprachen, d. h. rückwärts der von beiden Parteien in der Kriegslage ausgestellten kriegsmäßigen Sicherungen. Die Rücksicht auf die Quartiere bedingte nun noch besonders, daß die Manöver fest in der Hand der Leitung ruhten, sonst hätte es ja vorkommen können, daß die eine Partei in den Unterkunftbezirken der anderen Partei gestanden hätte. Das hätte naturgemäß zu einem unglaublichen Wirrwarr geführt. Kriegslage und vorbereitete Unterkunft mußten in Übereinstimmung gebracht werden. Die Gefechtsfelder lagen im allgemeinen zwischen der Unterkunft der beiden Parteien am Morgen oder waren aus ihr kriegsmäßig zu erreichen, z. B. durch Rückmarsch einer Partei in eine Stellung. Nach Abbruch des Gefechtes mußten die Truppen wieder kriegsmäßig getrennt und in ihre neuen Unterkünfte geführt werden, die während der Nacht kriegsmäßig gesichert werden konnten und für den nächsten Tag die Weiterführung der Manöver in der angegebenen Art und Weise gestatteten. Die Parteien mußten also nach dieser nun einmal vorbereiteten Unterkunft hin- und hergeschoben werden, die Kriegslage mußte dem Rechnung tragen. Nun war aber der Sieg doch recht häufig bei der Partei, die nach ihrer Unterkunft aus dem Gefecht z. B. hätte zurück-

marschieren müssen, während ihr taktischer Erfolg z. B. einen Vormarsch zugelassen hätte. Da mußten nun Meldungen usw. vorbereitet sein, die beim Sieger den kriegsmäßigen Entschluß zum Zurückgehen veranlaßten usw.

Aus dem Vorstehenden wird hervorgehen, wie eng die Bearbeitung der Kriegslage und die Vorbereitung der Unterkunft ineinander übergriffen. Konnten die Parteien biwakieren, so war natürlich die Kriegslage einfacher zu gestalten. Da nun auch mit der Größe des Verbandes die Unterbringungschwierigkeit wuchs, behielt das Generalkommando von den zur Verfügung stehenden Biwaksgebührnissen *) erhebliche Teile für sich, so daß die Parteien während der Divisionsmanöver im allgemeinen nur ein bis zweimal biwakieren konnten. Für biwakierende Truppen wurden nur Notquartiere mit engster Belegung vorgesehen, die bei ganz schlechtem Wetter, auf besondere Weisung hin, bezogen wurden.

Bei der Bearbeitung der Unterkunft, wie ja bei der ganzen Manöveranlage, war nun auch sorgfältig zu bedenken, daß die Anstrengung der Truppe in dem richtigen Maß gehalten wurde. Von den Brigademanövern an bis zum Kaisermanöver sollten die Leistungen fortschreitend erhöht werden, aber doch nie zur Überanstrengung der Truppe führen. So durften denn auch die Märsche nach dem Gefecht in das Quartier keine übermäßigen sein. Die Quartiere selbst mußten so verteilt sein, daß ein und dieselbe Truppe nicht nur „gute“, die andere „schlechte“ Quartiere erhielt, was ja oft vorauszusehen war. Gute und schlechte Quartiere mußten wechseln. Sie mußten auch an Sonn- und Ruhetagen weitläufiger sein, wie an Gefechtstagen. Es war das Augenmerk darauf zu richten, daß die biwakierende Truppe nach dem Beziehen des Biwaks ihre Biwaksbedürfnisse (Verpflegung, Holz und Stroh) und ihre Bagagen mit dem sehr einfachen Offiziergepäck usw. und sonstigem Gerät der Truppe, wie Manövermunition, Verpflegungzuschüsse usw. sehr bald zugeführt erhielt. Es bedurfte für den Generalstabsoffizier, denn hierum bekümmerte sich der Kommandeur im allgemeinen nicht, sehr sorgsamer Überlegung, wo Magazine zur Ausgabe von Biwakbedürfnissen an die Truppen einzurichten, wo Wagen für den Empfang der Biwakbedürfnisse bereitzustellen, wie sie, ebenso wie die Bagagen zu bewegen seien, ohne daß sie irgendwie den kämpfenden Truppen im Wege wären, aber doch rechtzeitig in den Biwaks einträfen. Neben der kriegsmäßigen Ausgestaltung der Manöver

---

*) Wenn ich mich richtig entsinne, hatte das Generalkommando zu seiner Verfügung 4⅓ Biwaksgebührnisse pro Kopf, d. h. es konnte jeder Mann 4⅓mal biwakieren. Das mußte natürlich auf die Truppe umgerechnet werden. Biwakierten z. B. im Divisionsmanöver beide Parteien in einer Nacht, so ging ein Biwaksgebühr für diese Truppen voll auf.

hatte also der Generalstabsoffizier der Division umfangreiche Fürsorge für die Truppe zu betätigen. Wehe dem Generalstabsoffizier, der sich auf letzterem Gebiet Versehen oder Unterlassungen hätte zuschulden kommen lassen! Es war richtig, daß von allen Stellen auch hier der Fürsorge der Truppe eine so entscheidende Bedeutung beigelegt wurde. Dieses Gefühl der Fürsorge konnte nicht weit genug gehen, durfte dabei aber nicht zu einer Unterlassung von Forderungen an die kriegsmäßige Ausgestaltung der Manöver und an die Leistung der Truppe führen. Die Schulung, die ich als junger Rekrutenoffizier genossen hatte, als ich die Quartiere der Mannschaften anzusehen hatte, ehe ich mein Quartier aufsuchte, Erfahrungen als Kompaniechef, ließen mich auch hierin die richtigen Wege gehen, ganz abgesehen davon, daß sie meinem Verantwortungbewußtsein entsprachen.

Die Manöverlage 1901 habe ich später, als ich im Herbst 1906 bis 1908 Lehrer des dritten Jahrganges der Kriegsakademie war, auf Kriegsakademie vorgetragen und in einem Buch veröffentlicht. Es war dies das erste Buch, das von mir erschien.

Waren nun alle Vorbereitungen für die Manöver im Geschäftszimmer getroffen, dann gingen die Anmeldungen der Unterkunft an die Landräte. In Verbindung mit der Intendantur wurden Magazine eingerichtet und die Bereitstellung der Wagen angeordnet, ebenso mußte noch der Anschluß von einem Manöverabschnitt in den anderen und Eisenbahntransporte für den Antransport usw. der Truppen aus dem Standorte in das Manövergelände oder entsprechende Fußmärsche und der Rücktransport usw. aus dem Manövergelände in die Standorte in bestimmter Reihenfolge, wie es die Praxis ergeben hatte, bearbeitet werden.

Die Leitung der Manöver selbst verursachte viel Anspannung und bedurfte großer Beweglichkeit und Urteilskraft.

Als Gehilfen der Leitung waren sogenannte Schiedsrichter bestimmt, die nie in die Leitung des Gefechtes eingreifen durften, wohl aber unnatürliche Gefechtsbilder zu verhindern und taktische Entscheidungen zu fällen hatten, auf die natürlich die Leitung der Manöveridee zuliebe keinerlei Einfluß nahm. Sie hatte sich immer mit den Entscheidungen des Schiedsrichters abzufinden und auf Grund dieser Entscheidung in die Erscheinung zu treten. Natürlich konnte die Leitung auch selbst örtlich taktische Entscheidungen je nach der Gefechtslage fällen *).

*) Die Entscheidung in einem Gefecht des Ernstfalls bringt die Waffenwirkung. Die Schiedsrichter hatten nur die Aufgabe, die Waffenwirkung der beiden gegeneinander kämpfenden Parteien einzuschätzen, wobei sie naturgemäß auch die taktischen Formen in Betracht zu ziehen hatten, in denen sich die eine Partei der Waffenwirkung der anderen aussetzte. Das war naturgemäß keine leichte Aufgabe, zumal die Ausstattung der Truppen mit Platz-

Für die Kritik (Besprechung der Führerentschlüsse und der taktischen Formen der Truppe) wurde die Gefechtshandlung durch Signal unterbrochen. Der Kritisierende wählte seinen Standort so, daß er das Gefechtsfeld möglichst überschauen, und auch die Infanterieoffiziere zu Fuß ihn erreichen konnten. Über die Kritik habe ich mich schon ausgesprochen. Zu meiner Genugtuung waren meine beiden Divisionskommandeure, wie auch später der kommandierende General, der General v. Stülpnagel, so vornehme Soldatennaturen, daß sich niemand durch Kritik verletzt fühlen konnte. Klar und deutlich war sie natürlich, sonst hätten die Manöver ihren Belehrungzweck verfehlt. Nach der Kritik wurde die Kampfhandlung auf ein neues Signal fortgesetzt. Um die Parteien wieder auseinander zu bringen, wurden die neuen Weisungen, wie sie in der Kriegslage vorbereitet waren, ausgegeben, wenn das erforderlich geworden war. Die Parteien hedderten sich nun mit Eingreifen der Schiedsrichter auseinander, gewannen voneinander Abstand und konnten dann aus den eingeleiteten Bewegungen heraus in die Unterkunft oder in das Biwak rücken und zwar unter kriegsmäßiger Sicherung von Vorposten, die beide Parteien aufstellten. Nach Abreiten der Vorposten, die natürlich nachts über standen, konnte dann auch die Leitung ihr Quartier aufsuchen *). Hier trafen nun bald darauf die Befehle der Führer des nächsten Tages ein. Diese mußten bearbeitet und geprüft werden, um Sicherheit zu haben, daß auch der Verlauf des nächsten Tages in der entworfenen Kriegslage voll gesichert war.

Ich war also auch im Quartier erheblich dienstlich beansprucht. Hierzu kamen noch gesellschaftliche Verpflichtungen den Quartiergebern gegenüber, die nie die dienstlichen Aufgaben Schaden leiden ließen, oft aber als recht zeitraubend von mir empfunden wurden.

Führte der Divisionskommandeur nun selbst seine Division, so mußten die Befehle ausgearbeitet und den Truppen gegeben werden. Naturgemäß waren die Tage, an denen der Divisionskommandeur selbst führte, für die Urteilskraft, aber auch die Entschlußkraft des Generalstabsoffiziers von besonderer Bedeutung und forderten von ihm klarste Beurteilung taktischer Lagen, wenn er seinem Divisionskommandeur als brauchbarer Gehilfe zur Seite stehen wollte. Auch hier war zwischen den beiden Divisionskommandeuren, unter denen ich stand, ein wesentlicher Unterschied. General Hahn

---

patronen, d. h. mit Patronen, die im allgemeinen gefahrlos für den Gegner verschossen werden konnten, da das Holzgeschoß der Patrone gleich nach Verlassen des Laufes „zerplatzte", — und mit Manöverkartuschen nur gestattete, einzelne Gefechtsmomente zur Darstellung zu bringen, z. B. wenn der Gegner gute Ziele bot oder die eigne Truppe zum entscheidenden Angriff vorgeführt wurde.

*) Vor Ruhetagen wurden die Vorposten abends eingezogen, am Morgen nach ihnen wieder ausgestellt.

überließ mir wohl alles, General v. Eichhorn verfuhr auch hier, wie ich schon schilderte.

Das Kaisermanöver im Jahre 1902 brachte zwar sehr lehrreiche und anregende Lagen mit nicht leichten Entschließungen, aber es litt ganz besonders durch das Entgegenkommen des Generals Graf v. Schlieffen den Wünschen des Obersten Kriegsherrn gegenüber, so daß auch dieses Kaisermanöver aus diesem Grunde nicht zu den erfreulichsten Erinnerungen meines Soldatenlebens gehört.

Ich glaube im Vorstehenden dargetan zu haben, wie wichtig die Manöver für die Ausbildung der höheren Führer und Generalstabsoffiziere waren. Gleich wichtig waren sie aber auch für die niederen Führer und die Truppe selbst. Sie waren und werden immer die seit vielen, vielen Jahrzehnten bewährteste Schulung von Führer und Truppe für den Ernstfall sein.

Mit den Brigademanövern hatte die Division wenig zu tun, sie bearbeitete und leitete der Brigadekommandeur durchaus selbständig, ihm waren nur gewisse Anhaltspunkte zu geben, z. B. der Raum, in dem er die Übungen abzuhalten hätte, und wo sie zu beenden wären, damit die Division für den Beginn der von ihr im Anschluß hieran abzuhaltenden Divisionsmanöver ihre beiden Brigaden in die von ihr gewählte Kriegslage bringen konnte. Wohl aber wohnte der Divisionskommandeur mit seinem Generalstabsoffizier den Manövern seiner Brigaden bei und beurteilte Anlage und Manöververlauf.

Bei Brigadebesichtigungen, die das „Exerzieren" der Infanteriebrigaden und der Kavalleriebrigade der Division und die Scharfschießübungen ihrer Feldartilleriebrigade abschlossen, hatte der Divisionskommandeur die Aufgaben zu stellen, die ausgesprochen dem Wesen dieser Waffen Rechnung trugen. Da aber die Exerzierplätze oft sehr beschränkt waren, so bedurfte die Aufgabenstellung und die Verwendung des markierten Feindes oft peinlichst genauester Regelung. Auf den großen Truppenübungplätzen war das einfacher.

Viel Freude hat es mir gemacht, wenn sowohl bei den Divisionsmanövern wie auch bei den Brigadebesichtigungen die Vorgesetzten aus Posen zuweilen recht kritisch über die Anlage dachten, dann sich aber überzeugten, wie einfach und durchdacht alles war.

Außer Brigadebesichtigungen führten die Regiments-, Bataillons-, ja auch Kompanie- und Eskadronsbesichtigungen, sowie die Besichtigungen der Feldartillerieabteilungen der Division mich zur Truppe. Da Glogau nur eine kleine Garnison war, bot sie keine Gelegenheit zur Teilnahme an größeren Übungen. Es stand aber dort auch ein Pionierbataillon, an dessen Besichtigungen ich teilnahm.

Im Jahre 1902 vor dem Kaisermanöver war Kaiserparade des V. Armee-

korps bei Posen. Ich habe den Parademarsch nie abgelehnt und bin auch stets ein Freund von Paraden, auch der Kaiserparade, gewesen. Jeder Vorgesetzte, erst recht der Oberste Kriegsherr, muß Gelegenheit haben, während der Paradeaufstellung dem Mann in die Augen zu sehen und sein Auge von seinen Untergebenen suchen zu lassen. Er hat auch die Truppe in äußerster Anspannung und Manneszucht an sich vorbeimarschieren zu lassen, wobei sie wieder sein Auge sucht. Ein guter Parademarsch war für mich immer ein Prüfstein, ob die Truppe im gegebenen Augenblick sich zusammenreißen und ihr Bestes hergeben kann. So war die Parade auch für mich stets bedeutungvoll für die Beurteilung der Truppe für das Gefecht, eine ordentliche und gründliche Gefechtsausbildung vorausgesetzt.

Der Kaiser wohnte damals im Generalkommando in Posen, d. h. in der Dienstwohnung des kommandierenden Generals. Es waren recht erhebliche Umbauten angeordnet, um Kaiser und Kaiserin für ein bis zwei Tage in Posen aufzunehmen! Das erschien mir recht unnötig.

Am Paradetage selbst waren die Stabsoffiziere zum Paradediner in das Generalkommando in Posen befohlen. Der kommandierende General und der Oberste Kriegsherr wechselten kurze Reden. Nach der schönen Parade am Vormittag waren wir Offiziere im Generalkommando in Posen in gehobener Stimmung.

Für die kriegsmäßige Ausbildung der Generalstabsoffiziere sorgte neben dem Manöver und Truppenübungen aller Art die jährlich abzuhaltende Korps-Generalstabsreise, die vom Chef des Generalstabes des Armeekorps geleitet wurde; ich erwähnte sie schon und will sie hier ausführlicher behandeln. Die Truppe war gedacht. Es war ein Manöver im großen ohne Truppen, es war Krieg ohne Blutvergießen. Die Führer der Parteien, die auf dem Papier und auf dem Gelände gegeneinander kämpften, gaben Befehle wie im Ernstfall. Diesen Befehlen entsprechend bewegten sich die gedachten Armeeverbände und führten ihre Schlachten. Im Gelände wurde dann an Ort und Stelle ein Ausschnitt aus der Schlacht oder den Gefechten durchgespielt. Der Leitende ließ sich von den in Betracht kommenden Führern im Gelände Befehle geben und ihre Maßnahmen für die Truppenführung erläutern. Er beurteilte hiernach den Ausgang des Kampfes. So wurde die Kriegshandlung fortgeführt. Führer der Parteien waren die Divisionsgeneralstabsoffiziere, wenn nicht der Ia des Generalkommandos ihnen übergeordnet war. Unterführer waren besonders für diese Generalstabsreisen ausgesuchte Offiziere aus der Front, die auf ihre Geeignetheit zur vorzugsweisen Verwendung in besonderen Stellungen geprüft werden sollten. Das Führen machte Freude. Eine ganze Armee befehligen zu können, entwickelte ein Hochgefühl. Die Reisen waren allerdings ungemein anstrengend. Langem Kriegsspiel im Gelände mit langen Ritten folgten

viele Stunden Arbeit im Quartier vor und nach der gemeinsamen Abendmahlzeit, bei der leider der Alkohol damaliger Gepflogenheit entsprechend noch eine Rolle spielte. Meine Führung brachte mir 1901 sehr viel Anerkennung. 1902 konnte ich die Lösungen des Chefs des Generalstabes nicht finden. Wir kamen auch auf der Reise nicht einander näher. Ich habe immer meine ausgesprochen eigenen Gedanken gehabt. 1903 war es wieder wie 1901. Dem Gesamtergebnis der Generalstabsreisen, deren Verlauf mit der Beurteilung der teilnehmenden Offiziere dem Chef des Generalstabes des Heeres nach Berlin gesandt wurden, habe ich es, wie meinen Manöveranlagen, zuzuschreiben, daß ich im März 1904 die schon erwähnte Versetzung in den großen Generalstab erhielt.

Ich habe mit Vorstehendem im wesentlichen meinen äußeren Dienst als Divisionsgeneralstabsoffizier geschildert. Der „innere" Dienst bestand in Mobilmachungvorarbeiten, bei denen der Generalstabsoffizier allerdings oft nur eine Durchgangsstelle der Weisungen des Generalkommandos an Truppen und Bezirkskommandos war; aber er hatte auch eigene Arbeit zu leisten.

Ferner mußte er Berichte über vorliegende taktische Fragen usw., die im Geschäftsbereich des Generalstabsoffiziers lagen, anfertigen und viele andere mehr oder scheinbar weniger bedeutungvolle Angelegenheiten behandeln, von denen auch schließlich die geringste eine Notwendigkeit war, um den Heeresorganismus aufrecht zu erhalten und die Truppe kriegsverwendungfähig zu machen.

Hierzu traten noch die Arbeiten, die der Chef des Generalstabes des Armeekorps im Winter seinen Generalstabsoffizieren auf strategisch-taktischem *) oder verpflegungtechnischem Gebiet stellte. An Arbeit also fehlte es nicht, aber auch nicht an Beurteilung.

Die Beurteilung (Qualifikation), die über einen Generalstabsoffizier abgegeben wurde, war eine doppelte. Auf dem Truppendienstweg urteilten Divisionskommandeur und kommandierender General dem Militär-

---

*) Das Wort „Strategie" umfaßt die Maßnahmen der Kriegführung im Großen, die die Vernichtung des Gegners zum Ziel haben und darin gipfeln, die Armeen so zu führen, daß mit geringen eigenen Verlusten der Gegner entscheidend geschlagen wird. So hatten wir ja in der Schlacht von Tannenberg z. B. 12000 Mann eigene Verluste an Toten und Verwundeten, während der Gegner 120000 Mann an Toten und Gefangenen hatte. Die Strategie führt die Truppen zur taktischen Berührung mit dem Gegner. Taktik soll das ernten, was Strategie vorbereitet hat. Taktik im weiteren Sinne ist der Einsatz der Truppen in ein Gefecht, um die Gefechtskraft des Feindes durch örtliche Maßnahmen zu brechen. Im engeren Sinne bedeutet sie auch die Gefechtsform, in der die verschiedenen Waffengattungen kämpfen und sich gegenseitig unterstützen. Ich spreche davon noch.

In der Politik ist das Wort „Taktik" verhunzt, wie nur zu oft das verhunzt wird, was mit Politik zu tun hat.

kabinett gegenüber. Eine andere Beurteilung ging von dem Chef des Generalstabes des Armeekorps unmittelbar an den Chef des Generalstabes in Berlin. Diese Beurteilung öffnete dann den Weg zu weiterer Verwendung im Generalstabe.

Aus dieser knappen Schilderung wird entnommen werden können, wie berechtigt das Streben des jungen Generalstabsoffiziers war zu einer Division zu kommen. Sie gab ihm ein Tätigkeitfeld, wie es schöner nicht gedacht werden kann, es sei denn, daß er in der Person des Divisionskommandeurs oder des Chefs des Generalstabes des Armeekorps Hemmnisse aller Art fand. Die Stellung war wie geschaffen als Vorbereitung für den Kriegsfall. Gelang es dem Generalstabsoffizier durch Fürsorge für die Truppe auch das Vertrauen der Truppen zu gewinnen, so war in der Tat eine schönere Stellung wohl nicht zu ersinnen. Der Divisionsgeneralstabsoffizier mußte hinter seinem Divisionskommandeur bleiben. Er war auch nicht Chef des Stabes, der bestimmungmäßig im Kriege eine gewisse Mitverantwortung trägt. Er war Untergebener seines Kommandeurs. Von seinem Taktgefühl, seinem Wissen und Können und seinem warmen Herzen und seiner Menschenkenntnis hing seine Stellung seinem Vorgesetzten und der Truppe gegenüber ab. Ich erfreute mich des Vertrauens meiner Vorgesetzten und der Truppe.

Neben dem Generalstabsoffizier stand innerhalb des Divisionsstabes der Adjutant. War er im Dienst älter, so war er auch „Bürochef“ und mußte die eingehende Post bearbeiten und das Büropersonal beaufsichtigen. Das war natürlich nicht angenehm für den Generalstabsoffizier, auf dem das Schwergewicht der Arbeit lag. Bis auf die ersten Monate meiner Zugehörigkeit zur 9. Division war ich an Dienstrang älter als der Adjutant, der Rekrutierung, Personalien usw. zu bearbeiten hatte. Außer Generalstab und Adjutant gehörten zum Divisionsstabe, wie zu einem Generalkommando Sanitätsoffiziere, Militärjustiz- und -Intendanturbeamte, sowie Militärgeistliche, sie waren dem Generalstabsoffizier keineswegs unterstellt, sondern ihm gleichgeordnet, trotzdem war er doch im Stabe leitend.

Glogau selbst war wie Posen Festung, ohne aber auch nur den geringsten Wert zu besitzen. Es war eine sehr enge Stadt, die Umgebung reizlos. Da die Garnison klein war, und es „Spitzen“ von Behörden in Glogau nicht gab, war der gesellige Verkehr nur gering. Ich aß mit den nicht regimentierten Offizieren und anderen Herren in einem Hotel, war auch Sonntags zuweilen in Berlin bei meinen Eltern. Liebe Erinnerungen verknüpften mich lange mit Glogau.

Am 19. September 1901 war ich auch Major geworden. Es waren zwei militärisch ungemein abwechslungreiche Jahre, die ich in meiner Stellung als Generalstabsoffizier der 9. Division in Glogau verlebte. Sie boten mir

ganz anderes als die Jahre meiner Kompaniechefzeit in Thorn. Zusammengehalten zeigen sie, wie gründlich die Schule zum höheren Truppenführer der preußischen Armee war, durch die auch ich gehen durfte. Die Schule war gut. Wer auf Grund eigener Leistung das Höchste von einer Truppe zu verlangen hatte, hatte auch für sie zu sorgen und mit ihr zu fühlen.

Ia des Generalkommandos V. Armeekorps in Posen.

Dunkle politische Wolken ballten sich immer mehr über Deutschland zusammen. Zar und Kaiser hatten sich zwar oft gesehen, aber das russisch-französische Bündnis bestand sichtbar in voller Wirkung. In England hatte König Eduard VII. am 22. Januar 1901 den Thron bestiegen. 1903 konnte kein Zweifel mehr sein, daß England und Frankreich sich näherten, mit welchem Zwecke, wurde durch die Einrichtung des starken Flottenstützpunktes am Firth auf Forth an der Ostküste Schottlands, die dann im Weltkriege eine so große Rolle spielen sollte, klar. Ein Sichfinden Englands und Rußlands war keine Unmöglichkeit mehr, auch wenn die „hohe Politik" im fernen Osten auf einen Krieg Rußlands, das sich der Mandschurei bemächtigt hatte, und Japans hintrieb, das dem nicht ruhig zusehen konnte, und England sich dabei immer mehr auf seiten Japans stellte.

Auch der Balkan schien sich wieder zu einem Kriegsherd zu entwickeln. 1903 wurde der König Alexander von Serbien und seine Frau Draga ermordet. Peter Karageorgjewitsch bestieg den Thron. Serbien wurde damit von Österreich-Ungarn weg an Rußlands Seite geführt. Das konnte die Verhältnisse im Südosten Europas noch gefahrdrohender für den Weltfrieden gestalten. Daß bei dem Morde der Freimaurer die Hand im Spiel hatte, und es in der Absicht überstaatlicher Mächte lag, einen Weltkrieg zu entfachen, der Mord nur ein Schritt dazu war, überblickte ich damals noch nicht.

Das war in großen Zügen der politische Hintergrund für die Zeit meiner eineinhalbjährigen Tätigkeit als I a in Posen.

Das kaiserliche Schloß war damals noch nicht gebaut. Die Stadt war noch nicht verschönt, wie das später zur Gewinnung der Bevölkerung geschah. Sie war eine größere Provinzstadt. Der Stadtteil mit dem Sitz des Erzbischofs trug rein polnischen Charakter. Wir kamen kaum in ihn. Zwischen Bahnhof und Generalkommando war das Straßenbild Deutsch, ebenso war es in der Vorstadt nach dem zoologischen Garten zu, in der auch ich eine recht kalte Wohnung fand. Da diese Vorstadt damals vor den Wällen lag und im Mobilmachungfall unter Umständen zu beseitigen war, waren die Häuser ganz besonders leichter Bauart. Nur mit dieser Einschränkung war überhaupt im Vorgelände der Festungen in bestimmten „Rayons" ein Anbau von Häusern erlaubt. Ich richtete mir die Wohnung

freundlich ein. Ich hatte mir bereits in Glogau von Ersparnissen eine Möbeleinrichtung gekauft und war nun kein „möblierter Zimmerherr“ mehr, womit ich sehr zufrieden war.

Die Stellung des I a war ein Rückschritt gegen meine Stellung als Generalstabsoffizier einer Division. Der I a stand nicht mehr als erster, sondern unter dem Chef, also an zweiter Stelle, im Stabe. Er stand seinem Kommandeur nicht mehr so nahe wie der Generalstabsoffizier der Division. Ich nannte schon den kommandierenden General v. Stülpnagel und kann nur wiederholen, daß ich in ihm eine gerade Soldatennatur und anständigen Charakter achtete. Auch war er ein guter Soldat und der Truppe gegenüber wohlwollend. Sie freute sich seiner Anwesenheit bei Besichtigungen, fuhren wir zu solchen und begleitete uns zudem der Divisionskommandeur und sein Generalstabsoffizier oder Adjutant, so wurde sofort in der Eisenbahn ein Skatspiel begonnen. Das war anders als die stummen Fahrten mit meinem kommandierenden General als I b in Magdeburg.

Meine Chefs waren tüchtige Generalstabsoffiziere, vielleicht keine „Schwalbenfänger“. Doch nicht hierauf, sondern auf den Charakter kommt es an, selbstverständlich ein gewisses Können und Wissen vorausgesetzt. Auch mit den anderen Mitgliedern des Stabes war persönlich ein gutes Auskommen, auch dann, wenn ich den Chef zu vertreten hatte. Gesellschaftlich wurden erhebliche Anforderungen an mich gestellt, bei meiner großen Arbeitlast war dies oft störend und ungemein anstrengend.

Die Stellung des I a war, jedenfalls in den Wintermonaten, wohl eine der arbeitreichsten des alten Heeres.

Der I a hatte die Mobilmachung des Armeekorps zu bearbeiten und zwar durchaus selbständig. Kommandierender General und Chef mußten ihm und seiner Gewissenhaftigkeit voll vertrauen. Im übrigen lag mir die Bearbeitung der großen Truppenübungen, wie Benutzung des Truppenübungplatzes Posen für Brigade- und Regimentsübungen und für die Schießübungen der Feldartillerie ob, ebenso wie die Anordnungen für die Herbstübungen und im besonderen die Anlage für die Korpsmanöver. Hierauf will ich nicht mehr eingehen. Die Anordnungen waren insofern einfach, als durch Zurückhaltung von Biwaksgebühr eine Unterbringung der Truppen der Division während des Manövers bis auf die Zuweisung von Notquartieren im großen Rahmen, nicht geboten war, sondern allein die Eisenbahnstationen zur Zurückführung der Truppen in die Standorte Fesseln waren, die den Korpsmanövern angelegt wurden. Die einmal angemeldeten Eisenbahnstationen und Abfahrzeiten waren einzuhalten. Die Manöver hatten also nur räumlich und zeitlich entsprechend zu endigen, im übrigen konnten sie viel mehr auslaufen als die kleineren Manöver, die der Divisionskommandeur zu leiten hatte.

Die Arbeiten für die Mobilmachung eines Armeekorps waren ungemein umfangreich und verlangten peinlichste Genauigkeit, keine „Genialität" oder „Geistesblitze" wie etwa eine schöne Manöveranlage oder Entschließungen als Parteiführer auf einer Generalstabsreise, aber sie legten dem Bearbeiter, also mir, eine ungeheure Verantwortung auf, nicht nur gegenüber dem Heere, sondern auch gegenüber dem Volke, ja dem einzelnen Deutschen. Die Mobilmachung des Heeres war ja die erste Kriegshandlung und bildete die Grundlage für dessen Kriegsverwendung. Von ihrer rechtzeitigen Beendigung hing der rechtzeitige Beginn des Aufmarsches und hiervon wieder der der Operationen ab, die über Sieg oder Niederlage und damit über das Wohl und Wehe des Volkes entscheiden sollten. Daß es nur hierum in einem Kriege ginge, war mir im Gegensatz zu Anderen recht klar.

Das lebende Geschlecht hat eine recht unklare Vorstellung von der Mobilmachung, es sei denn, daß es sie noch erlebt hat. Aber auch diese Deutschen können sich von der Bedeutung und dem Umfang derselben und all den Vorarbeiten, die im alten Heere geleistet wurden, nur schwer und selten ein richtiges Bild machen. Sie sehen richtig in der Mobilmachung eine erhebliche Vermehrung, ja eine Vervielfachung des Friedensheeres aus Mannschaften des Beurlaubtenstandes und denken daran, wie im Mobilmachungfall Gestellungordres von den Bezirkskommandos an die Einzuberufenden gingen, diese dann zu den Truppen eilten und hier eingekleidet wurden, und wie dann die Truppen „hast Du was kannst Du" in kürzester Frist an die Grenze in das Aufmarschgebiet gefahren wurden, um von hier aus an den Feind geführt zu werden.

Es ist nicht einfach, dem militärisch Unkundigen ein richtiges Bild von der Bedeutung der Mobilmachungvorarbeiten — so ist der technische Ausdruck — zu geben, und doch ist es nötig, damit das Volk militärisch geschult wird.

Die Mobilmachung bestand in der Überführung der im Frieden bestehenden Kommandobehörden und Truppen aus der Friedensstärke, die in den meisten Fällen geringer war als die Kriegsstärke, in diese und ihre Ausstattung mit Munition, Kriegsgerät und Kriegsbedürfnissen aller Art, wie Kriegsverpflegung, eiserne Portionen und Rationen *), Sanitätsausrüstung **), Pferde- und Fahrzeuge ***) usw.

*) Die Truppen führten stets bei sich drei eiserne Portionen und eine eiserne Ration, die nur im äußersten Bedarfsfall angebrochen werden durften. Die Truppe war damit für die Schlacht unabhängig von einer Verpflegung aus dem Lande oder von der Verpflegung aus Truppenfahrzeugen und Kolonnen.

**) Die Sanitätsausrüstung des einzelnen Mannes bestand aus Verbandpäckchen mit den nötigen Verbandstoffen und der Erkennungmarke.

***) An Fahrzeugen führte die Truppe mit: Verpflegungfahrzeuge, Patronen- oder Munitionswagen, Sanitätsfahrzeuge, Packwagen und Feldküchen, auch Schanzzeugwagen usw.

Die Mobilmachungvorarbeiten erstreckten sich ferner auf die Aufstellung von sehr zahlreichen Neuformationen, durch die erst eine kriegsmäßige Verwendung der Friedenstruppen des Armeekorps ermöglicht werden sollte. Soweit wird das Wissen über das alte Heer noch reichen, daß es einer großen Anzahl von Munitionskolonnen für alle Waffen, von Sanitätskompanien und Feldlazaretten, von Verpflegung- und Feldbäckereikolonnen usw. bedurfte, um kämpfen, Verwundete versorgen und sich verpflegen zu können, daß aber solche Einrichtungen in dem Friedensstand des Armeekorps nicht vorhanden waren — s. Anlage 2 im Vergleich zu Anlage 1 —.

Außerdem waren noch zahlreiche Truppenbehörden und Truppenverbände an Reserve-, Landwehr- und Landsturmformationen und überdies noch Etappen-, Eisenbahn-, Belagerung- und Festungformationen mobil aufzustellen, aber auch Formationen für das in der Heimat verbleibende Besatzungheer, aus Militärbehörden und Ersatztruppenteilen bestehend, zu bilden.

Es mußten nun sämtliche Kommandobehörden und Truppen und zwar die Feldtruppen (so wurden die aus dem Feldheer hervorgehenden Truppenkörper genannt) am 5. und 6., die Reservetruppen am 6. und 7., die Landwehrtruppen und die anderen Formationen sämtlich bis zum 12. Mobilmachungtage, für den Grenzschutz beschleunigt mobil zu machende Infanteriebrigaden und Kavallerieregimenter sowie Feldartillerieabteilungen, auch Kavallerieregimenter und reitende Feldartillerie, die zur Kavalleriedivision traten, schon wenige Stunden nach Ausspruch der Mobilmachung zum Abtransport bereitgestellt werden. Entsprechend mußten die Behörden des Besatzungheeres, von denen ich noch sprechen werde, ihre Aufstellung beendet haben.

Außerdem war nun noch die Armierung der Festung vorzubereiten, um sie hierdurch in verteidigungfähigen Zustand zu setzen *).

Die Bedeutung der Mobilmachungvorarbeiten wird nun auch dem Unkundigen klarer geworden sein. In der Tat auf sorgsamer Mobilmachung

---

*) Die Festungen waren im Frieden im allgemeinen nicht im Verteidigungzustand, und zwar um so weniger, je ferner sie der Grenze und den voraussichtlichen ersten Operationen lagen. Erst durch die „Armierung“ wurden sie verteidigungfähig, d. h. es wurden — unter Umständen mit Benutzung von vorgeschobenen Werken (Forts) — eine zusammenhängende Verteidigunglinie mit Schützengräben, Hindernissen und bombensicheren Unterständen geschaffen, Batteriestellungen erbaut und in sie Geschütze und Munition geschafft, und das hinter dieser Stellung gelegene Gelände durch Anlage von Eisenbahnen, Wegen, Fernsprechleitungen usw. und rückwärtigen Stellungen als Kampffeld eingerichtet. Das erforderte die Zusammenziehung von vielen Tausenden von Arbeitern und Pferden.

Die Werke, die unmittelbar an der Grenze lagen, wie z. B. einige Forts von Metz waren natürlich stets in verteidigungfähigem Zustande.

beruhte die Kriegsbereitschaft der Truppen, ja des ganzen Heeres. Sie war auch die Grundlage für den Beginn der gewaltigen Eisenbahntransportbewegung, mittels der die Truppen aus dem ganzen Reich an den Grenzen zusammengezogen wurden. Die Mobilmachung mußte „wie am Schnürchen ablaufen“, wenn der Befehl des Kaisers und Obersten Kriegsherrn im Kriegsfall das Heer aufrief zur Verteidigung des Volkes und des Vaterlandes mit den so einfachen und doch so inhaltschweren Worten:

Der ...te Tag ist der erste Mobilmachungtag.

Schwieriger ist es dagegen den Umfang der Mobilmachungvorarbeiten verständlich zu machen, die von mir mit meinem vortrefflichen Schreiber zu bewältigen waren, denn auch die Schreibarbeit war groß. Es fehlen mir heute nach 30 Jahren verschiedene Einzelheiten, wenn auch das Reichsarchiv in seinem Werk „Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft“, das es dankenswerter Weise 1930 herausgab, manches mir wieder vergegenwärtigt hat. Ebenso schwierig ist es aber auch für einen nicht geschulten Leser, aus einem ihm völlig fremden Stoff das zu entnehmen, was ich ihm verdeutlichen möchte und muß.

Wenn ich in Nachstehendem, vielleicht recht „trocken“, eine kurze Darstellung der Vorarbeiten gebe, so geschieht ja dies, um in unserer Zeit der Wehrlosigkeit die Erinnerung an das, was in unserem Deutschen Heere geleistet wurde und an den Wert der allgemeinen Wehrpflicht lebendig zu erhalten. Immer wird die Arbeitart des Deutschen Generalstabes und anderer Behörden für jede Wehrmacht vorbildlich sein, mögen auch die Grundlagen im einzelnen sich ändern. Das Deutsche Volk, dem diese Arbeit galt, soll so Einblick erhalten in das, was es an dem Vorkriegsheere hatte, aber zugleich auch den heutigen lebenden Geschlechtern den Blick dafür schärfen, was es heute für seine Sicherheit zu entbehren hat.

Bei den Angaben, die ich über die Mobilmachung des Armeekorps mache, halte ich mich an die Mobilmachung, zu der am 1. August 1914 der Mobilmachungbefehl des Obersten Kriegsherrn mit der Weisung erging, daß der 2. August der 1. Mobilmachungtag sei. Zwar wurden in meiner zurückliegenden I a-Zeit weniger Formationen, namentlich an Reserve- und Verkehrstruppen von dem V. Armeekorps aufgestellt, doch war das Arbeitfeld im wesentlichen das gleiche. Dem Leser geben natürlich die Angaben aus dem Jahre 1914 mehr Anregung, als aus den Jahren 1902/04.

Diese Worte könnten vielleicht den Schein erwecken, als ob die Mobilmachungvorarbeiten aus einem Mobilmachungjahr in das andere einfach übernommen werden könnten. Selbstverständlich bieten die Arbeiten des einen Jahres einen gewissen Anhaltpunkt für die Arbeiten des nächsten Jahres, das Heer war aber ein lebendiger Organismus, der wuchs und

sich veränderte, boten doch allein schon in den Zahlen der zu verwendenden Mannschaften und Pferde bei der fortschreitenden Entwicklung der Armee und der sich dauernd verändernden Bevölkerungzahlen verschiedener Gegenden so viele Verschiedenheiten, daß die sämtlichen Arbeiten in jedem Jahr neu aufgestellt werden mußten.

Die Mobilmachungvorarbeiten begannen Mitte November und mußten so gefördert sein, daß bis Ende März folgenden Jahres auch von Truppen und Bezirkskommandos die letzten vorbereitenden Maßnahmen getroffen waren. Am 1. April traten dann die neuen Mobilmachungvorarbeiten für eine im Laufe des begonnenen Jahres bis zum 31. März des nächsten ausgesprochene Mobilmachung in Kraft. Die bisher gültigen Mobilmachungvorarbeiten fielen der Vernichtung anheim. Berge von Akten peinlichster Arbeit gingen dann in den Schornstein. Mit dieser Aussicht arbeiteten die I a, Stäbe und Truppen seit 1871, so auch ich 1902/04 in Posen und mit mir die übrigen I a, wenn auch bereits in immer drohender werdenden politischen Lage. Wir leisteten mit den anderen Behörden in aller Stille in nicht rastendem Fleiß und großer Gewissenhaftigkeit eine Arbeit, von der das Deutsche Volk nie erfuhr.

Den Mobilmachungvorarbeiten lag der auf viele Jahre hinaus gültige „Mobilmachungplan nebst Stärkenachweisungen" zugrunde. Er gab für jede einzelne Kommandobehörde und Truppe und jede Formation, ob sie im Frieden bestand oder erst in der Mobilmachung aufgestellt wurde, war gleich, genaue Anweisung über die Zusammensetzung und Stärken bis ins einzelne, die Einberufung der Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes, die Abgaben des Friedensstandes, die Aushebung von Pferden und Fahrzeugen und über Bekleidung, Bewaffnung und Kriegsausrüstung. Nichts war außer acht gelassen, was irgendwie die Kriegsverwendungfähigkeit der Behörden und Truppen in ihrer reichen Mannigfaltigkeit zur Lösung auch für Sonderaufgaben im Getriebe der Kriegführung nur im Entferntesten berührte.

Dem Generalkommando standen nun grundsätzlich für die Mobilmachung die zu ihm gehörenden und in seinem Bezirk garnisonierenden Truppen zur Verfügung. Ich habe in der Anlage 1, Friedensgliederung des V. Armeekorps, angegeben, welche Truppen das waren. In ihrem unteren Teil sind die Truppen aufgeführt, die dem Generalkommando nicht unmittelbar, sondern den in Frieden bestehenden Generalinspektionen unterstanden. Sie waren aber auch von dem Generalkommando und zwar im Benehmen mit diesen Generalinspektionen usw. mobil zu machen.

Ferner verfügte das Generalkommando über Offiziere und Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes seines Bezirks, die

von den Bezirkskommandos namentlich kontrolliert und in Listen geführt wurden, ohne die sehr zahlreichen Unabkömmlichen *).

Wir besaßen damals in dem Reserve- und Landwehroffizierkorps und in inaktiven d. h. aus dem Friedensstande verabschiedeten Offizieren einen, wenn auch nicht ausreichenden Offiziersbestand, um die Offiziersstellen der mobilen und sog. immobilen Formationen zu besetzen. Es waren bei der Offizierbesetzung bestimmte Vorschriften zu erfüllen, z. B. waren die Reserveformationen, die so wie Feldtruppen verwandt wurden, auch mit aktiven Offizieren auszustatten, die über mehr Erfahrung verfügten, als sie den Reserveoffizieren, jedenfalls zu Beginn eines Krieges, eigen sein konnte.

An Mannschaften standen damals 25 Jahrgänge zur Verfügung. Bekanntlich begann die Dienstpflicht des militärtauglichen Deutschen mit vollendetem 20. Lebensjahr. Er hatte

2 Jahre im aktiven Heere,
5 Jahre in der Reserve,
5 Jahre in der Landwehr I,
7 Jahre in der Landwehr II,
6 Jahre im Landsturm

zu dienen. So wirkte sich die allgemeine Wehrpflicht aus. Bei der Mobilmachung am 2. August 1914 verfügten wir also über die Jahrgänge seit 1889.

Natürlich kamen die Reservisten in die Feld- und Reservetruppen, in diese auch Landwehr I, da der Bestand an Reservisten nicht ausreichte, in Landwehrformationen Landwehr I und II. Die Landsturmbataillone setzten sich aus Landwehr II und Landsturm zusammen.

Außer den Gedienten hatte das Generalkommando für Ersatzzwecke noch den ungedienten Landsturm vom 17. bis 20. Lebensjahr und alle nicht ausgebildeten vom 20. bis 45. Lebensjahr unter verschiedenen Namen, die hier nichts zu tun haben, zu seiner Verfügung.

Abzugeben hatte das Generalkommando grundsätzlich die Mannschaften an das Gardekorps nach Berlin und Potsdam, die Mannschaften an die Marine nach Danzig, Kiel und Wilhelmshaven und die Mannschaften der Verkehrstruppen (vornehmlich die der Eisenbahnregimenter) nach Berlin, soweit sie in diesen Verbänden gedient hatten.

An Pferden verfügte das Generalkommando über den Pferdebestand aller Wirtschaftzweige, also auch der Landwirtschaft seines Bezirkes. Er wurde in größeren Zeitabschnitten durch besondere Kommissionen fest-

---

*) Die Unabkömmlichen sind ein dunkles Kapitel. Ihre Zahl hätte beschränkt werden müssen, es waren ja reichlich Nichtausgebildete vorhanden.

gestellt und in verschiedene Untergruppen geteilt, so in die Pferde kaltblütigen Schlages für schwere Artillerie, von Stangenpferden für die Feldartillerie, von Pferden für die schweren Kavallerieregimenter (z. B. Kürassiere und Jäger zu Pferde) und für solche für leichte Kavallerieregimenter (z. B. Dragoner). Bei der Aushebung mußte bedacht werden, daß die Volkswirtschaft natürlich weiter zu gehen hätte. Die Aushebungen mußten also nach diesem Gesichtspunkt hin über den ganzen Bezirk verteilt, zahlreiche Pferdeaushebungkommissionen gebildet und Personal zur Übernahme und Transport der ausgehobenen Pferde bereitgestellt werden.

An Fahrzeugen kamen für die Aushebung lediglich die auf dem Lande üblichen Leiterwagen in Betracht, sie waren in hinreichender Menge vorhanden.

Endlich verfügte das Generalkommando über die für sämtliche Formationen bereitgehaltenen Waffen, Kriegsausrüstungen und Fahrzeuge. Es ist natürlich, daß die im Frieden vorhandenen Truppen ihre eigenen Waffen und ihr eigenes Kriegsgerät verwalteten. Waffen und Kriegsgerät für die neuaufzustellenden Formationen befanden sich zum Teil in Verwaltung der Truppen, die diese Formationen aufzustellen hatten, oder auch, um die Truppe hiervon zu entlasten, in besonderen Artillerie- und Traindepots unter Beaufsichtigung besonderer Behörden.

Im November jeden Jahres gab nun das Kriegsministerium nach Rücksprache mit dem Chef des Generalstabes der Armee seine „Mobilmachungbestimmungen" heraus, die den Vorarbeiten für die Mobilmachung des nächsten Jahres zu Grunde lagen. Diese Bestimmungen enthielten die Weisung, welche Formationen das Armeekorps an Feld-, Reserve-, Landwehr-, Landsturm- und Ersatztruppen in allen Waffengattungen, welche Kommando und Etappenbehörden, welche Eisenbahn-, Festung-, Belagerung- und Etappenformationen usw. mobil zu machen oder sonst als immobil aufzustellen hätte, sei es allein oder unter Mitwirkung der Generalinspektionen usw.

Außerdem enthielten die „Mobilmachungbestimmungen" Angaben darüber, wieviele Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes einzelner Waffengattungen außer den Garde- und Marinemannschaften usw. und Pferde an andere Armeekorps abzugeben oder von anderen Armeekorps zu empfangen wären. Diese Maßnahme war nötig, weil z. B. bei der starken Anhäufung der Armeekorps im Westen und Osten des Reiches und der geringeren Bevölkerungzahl dieser Gegenden, die Grenzarmeekorps ihren eigenen Bedarf nicht aufbringen konnten, während z. B. das III. Armeekorps aus Berlin, das VII. Armeekorps aus dem Ruhrbezirk über einen Überschuß an Ergänzungmannschaften verfügten. So war ja auch die Zuführung der Rekruten im Frieden gehandhabt.

Ich hatte nun festzustellen, welche Formationen das Armeekorps mobil zu machen hatte.

Natürlich war das an erster Stelle das mobile Armeekorps selbst. Ich habe die Kriegsgliederung desselben beigelegt — Anlage 2 — und bitte nochmals, diese mit der Friedensgliederung zu vergleichen.

Ohne weiteres ist der Unterschied beider Gliederungen zu erkennen. Sie stimmen nur im wesentlichen soweit überein, als Infanterie, Kavallerie und Feldartillerie in Frage kommen. Ich sage „im wesentlichen", denn ich komme gleich auf bemerkenswerte Unterschiede. In der Kriegsgliederung sehen wir aber dann „unter" der Feldartillerie zahlreiche Formationen angeführt, die in der Friedensgliederung nicht enthalten aber für die Verwendungfähigkeit des Armeekorps im Kriege unentbehrlich sind und daher aufzustellen waren. So finden wir z. B. Brückentrains mit Gerät für einen Brückenschlag, damit Flüsse die Truppen nicht aufhalten können. Die Truppe brauchte Munition zum Kampf. Auf ihren Wagen konnte sie außer Infanteriemunition, die der Mann trug, nur geringe Mengen mitnehmen, die Marschkolonnen der Truppen wären anderenfalls durch die Eingliederung von so zahlreichen Munitionfahrzeugen zu lang geworden. Sie mußten in besonderen Kolonnen zusammengefaßt werden, die den fechtenden Truppen — so bezeichnet man im allgemeinen Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Pioniere und Verkehrstruppen usw. — auf den Marschstraßen folgten. Entsprechend war es auch mit der Verpflegung, auch sie mußte in besonderen Kolonnen folgen. Endlich waren die verwundeten Soldaten ärztlich zu versorgen. Das geschah bereits auf dem Schlachtfelde selbst durch Sanitätskompanien und nachher in Feldlazaretten. All des bedurfte das Armeekorps, um kriegsverwendungsfähig zu sein.

Betrachten wir im besonderen die Zuteilung der Kavallerie in der Friedens- und Kriegsgliederung, so sehen wir, daß die 9. Kavalleriebrigade, aber auch die reitende Abteilung Feldartillerieregiment 5 in der Kriegsgliederung der 9. Infanteriedivision nicht vorkommen. Sie wurden, ebenso wie das Jägerbataillon Nr. 5, das in der Friedensgliederung des V. Armeekorps unter den im „Korpsbezirk unter besonderen Waffeninspektionen" befindlichen Truppen steht, mit Kavalleriebrigaden anderer Armeekorps zur Bildung einer Kavalleriedivision verwandt. Das Deutsche Heer hatte bekanntlich, mit Ausnahme der Gardekavalleriedivision, keine Kavalleriedivision im Frieden, was ein Unglück nicht war. Sie wurden im Frieden nur für das Kaisermanöver und zu anderen Übungen gebildet.

Betrachten wir weiter die Friedens- und Kriegsgliederung des V. Armeekorps, so ist in der Kriegsgliederung die 77. Infanteriebrigade weggefallen, da den Kriegsarmeekorps damals grundsätzlich die Stärke von nur 24 Bataillonen, bei der Zuteilung eines Jägerbataillons, sofern solches bei

einer Kavalleriedivision nicht verwendet wurde, von 25 Bataillonen gegeben wurde.

Diese 77. Infanteriebrigade finden wir nun bei dem V. Reservekorps wieder, dessen Kriegsgliederung ich ebenfalls in einer besonderen Anlage 4 wiedergegeben habe. Aus dieser Übersicht geht hervor, was nach den „Mobilmachungbestimmungen" des Kriegsministeriums vom Generalkommando an Reservetruppen des V. Reservekorps mobil zu machen war. Es waren dies außer den höheren und Regimentsstäben 16 Reservebataillone, 6 Reserveeskadrons, 12 Reservebatterien, nebst 4 leichten Munitionkolonnen und die anderen dem V. Reservekorps zugeteilten Reserveformationen. Hierzu kamen an mobil zu machenden Reserveformationen noch die Reserveformationen der Fußartillerie und Pioniere, die außerhalb der Kriegsgliederung des V. Reservekorps als Kriegsbesatzungen und in anderen Verbänden Verwendung fanden. Ich lenke schon jetzt die Aufmerksamkeit der Leser darauf, daß das Reservekorps an Feldartillerie, Munitionkolonnen und Trains schlecht ausgestattet war und keine schwere Artillerie in seiner Kriegsgliederung hatte, obschon an die Reservekorps im Kriegsfall die gleichen Anforderungen zu stellen waren, als an die im Frieden bestehenden Armeekorps.

Für jedes Reserve-Infanterieregiment wurde überdies ein Ersatzbataillon mit Rekrutendepot gebildet. Die Reserve-Kavallerieregimenter erhielten ihre Ersatzeskadrons, dagegen waren die Reserve-Feldartillerieregimenter in Ersatzgestellung auf die Ersatzabteilungen der Feldartillerie angewiesen, wie ja auch die Ersatzgestellung der Trains aus der einen im Korpsbezirk befindlichen Trains-Ersatzabteilung zu erfolgen hatte.

Außerdem waren vom Generalkommando an Landwehrtruppen aufzustellen:

4 Brigadestäbe,
6 Regimenter zu je 3 Bataillonen, also 18 Bataillone und dazu noch 6 Ersatzbataillone nebst Rekrutendepots und
3 Landwehreskadrons,
1 Landwehr-Fußartilleriebataillon,
2 Landwehr-Pionierkompanien.

Landwehr-Feldartillerieformationen fehlten.

An Landsturm waren zu bilden:

17 Infanteriebataillone,
4 Eskadrons,
2 Batterien (Feldartillerie),
1 Fußartilleriebataillon und Pionierkompanien.

Hierzu traten noch die zahlreichen Formationen, die sonst noch mobil zu machen waren, so auch das Oberkommando, das später im Osten Ver-

wendung fand, und dessen Chef ich nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht von Gumbinnen, d. h. vor der Schlacht von Tannenberg wurde. Ich unterlasse es, die einzelnen Etappenformationen usw. aufzuführen. Ihre Zahl war wie gesagt erheblich. Jede einzelne Formation erforderte naturgemäß die gleich sorgsame Bearbeitung.

Endlich waren noch vom Generalkommando für die Armierung der Festungen Posen und Glogau immobile Sonderformationen aufzustellen.

Den Schluß bildete die Aufstellung der sogenannten stellvertretenden aber immobilen Behörden. Da war das stellvertretende Generalkommando, die stellvertretenden Infanterie-Brigadekommandos und die stellvertretenden Inspekteure der Ersatzabteilungen der Feldartillerie und der Ersatzeskadrons. Es war klar, daß nach Abtransport des Kommandierenden Generals, ein anderer, stellvertretender Kommandierender General, die Befugnisse desselben zu übernehmen hatte. Wir wissen aus dem Weltkriege, wie sie für die Durchführung des Belagerungzustandes in der Heimat verantwortlich waren, wie sehr sie aber auch zu Anfang des Krieges von dem Reichskanzler von Bethmann-Hollweg mißbraucht wurden *) und — gegen Ende nur zu oft versagten.

Den stellvertretenden kommandierenden Generalen und den stellvertretenden Infanterie-Brigadekommandeuren lag die Überwachung der Rekrutenaushebung während des Krieges und der Ersatzzuführung an die Ersatzformationen ob. Außerdem hatten sie, wie die Inspekteure der Ersatzabteilungen und Ersatzeskadrons, die Ausbildung der Rekruten bei den Ersatzformationen zu leiten und die Mannszucht dieser Formationen zu überwachen.

Es war selbstverständlich, daß die im Frieden bestehenden Stäbe und Truppen ihre Mobilmachungvorarbeiten selbst zu machen hatten. Die Mobilmachung sämtlicher anderen, erst im Mobilmachungfall aufzustellenden Kommandobehörden und Truppen und sonstigen Formationen mußte von den im Frieden bestehenden Stäben, Truppen und Bezirkskommandos vorbereitet und entsprechend die Mobilmachungvorarbeiten durch Aufstel-

*) Bei Eintritt der Mobilmachung im August 1914 ging bekanntlich die vollziehende Gewalt auf die kommandierenden Generale und nach deren Abtransport auf die stellvertretenden kommandierenden Generale über. Diese hätten also völlig selbständig handeln müssen. Sie bekamen aber nur zu oft Weisungen vom Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, die wohl dessen Gesinnung, aber nicht der ernsten Lage entsprachen. Im Volke wurden nun die stellvertretenden kommandierenden Generale verantwortlich gemacht, während Herr v. Bethmann tatsächlich die Verantwortung trug. Auf dem Gebiete der Kriegszensur im besonderen hat Herr v. Bethmann in den Bereich der kommandierenden Generale, zu denen der Oberbefehlshaber in den Marken in Berlin gehörte, zum Schaden des Volkes empfindlich eingegriffen.

lung von Terminkalendern für die Mobilmachung sichergestellt werden. Das erforderte auch von diesen Stellen viel Arbeit und viel Gewissenhaftigkeit.

Bei der Verteilung der im Mobilmachungfall aufzustellenden Neuformationen auf die vorhandenen Behörden und Truppen galt als allgemeiner Grundsatz, daß Stäbe von den Stäben, die Reserve-Infanteriebataillone von den Bezirkskommandos, die Landwehrformationen von den im Frieden bestehenden Regimentern, die Landsturmtruppen von diesen und den Bezirkskommandos mobil gemacht wurden.

Die Feldartillerieregimenter hatten sämtliche Artillerieformationen einschließlich der Infanterie- und Artillerie-Munitionkolonnen des Korpsbezirks mobilzumachen, Fußartillerie, Pioniere und Verkehrstruppen, ihre Formationen, die Trainabteilungen, die Kolonnen und Trains, die im Armeekorpsbezirk aufgestellt wurden. Doch wurden zu ihrer Entlastung auch andere Stellen damit beauftragt.

Die Lagerung von Kriegsbeständen im Frieden schloß natürlich einen willkürlichen Wechsel der Mobilmachungorte aus, da ein solcher Wechsel zur Umlagerung der Bestände geführt haben würde.

War im Gange der Mobilmachungvorarbeiten so Klarheit über die aufzustellenden Formationen und über die Stellen gewonnen, die die Mobilmachung durchzuführen und daher auch zu bearbeiten hatten, so erfolgte die Regelung der Abgaben bestehender Formationen an mobil zu machende, soweit das im „Mobilmachungplan" vorgeschrieben war, und die Zuweisung von Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes, von Pferden und Fahrzeugen an die Truppen. Und zwar erhielten die einzelnen Bezirkskommandos auf Grund der von ihnen eingereichten, zahlenmäßigen Bestandsnachweisungen, in denen auch nicht ein Mann fehlen durfte, genaue Angaben, welche Offiziere und Mannschaften sie an bestimmten Tagen zu sich zu beordern und transportbereit zu stellen, welche Truppen die Transportkommandos zu stellen hätten. Hierbei erhielten die Bezirkskommandos auch die Weisung für die Abgaben an das Gardekorps, die Marine, die Verkehrstruppen und an andere Armeekorps, falls das in den Mobilmachungbestimmungen angeordnet war.

Den Stellen, die die Mobilmachung des Truppenteils im Mobilmachungfall durchzuführen hatten, wurde soviel Ergänzung zugewiesen, daß sie auf den Kriegsstand gebracht wurden. Es war natürlich, daß für die im Frieden bestehenden Truppen, da sie ja einen Bestand an Offizieren, Unteroffizieren, Mannschaften und Pferden hatten, weniger Ergänzung aufzubringen waren, als für die Formationen, die sozusagen aus dem Nichts aufgestellt werden mußten. Die schwachen Abgaben aus dem Friedensstande, die namentlich die Reserveformationen und vor allem die Ersatz-

truppenteile erhielten, ändern das Bild nicht. So war der Ergänzungbedarf für die Infanteriebataillone und die Maschinengewehrkompanien des Friedensstandes erheblich geringer als für die Reserve-, Landwehr- und Landsturmbataillone, die in gleicher Kriegsstärke völlig neugebildet wurden. Ebenso wurden für die Ersatzbataillone der Infanterie-, Reserveinfanterie- und Landwehrinfanterieregimenter nebst ihren Rekrutendepots Ergänzungen im vollen Umfange bereitgestellt, letzteren grundsätzlich nur unausgebildete Mannschaften zugeführt.

Die im Frieden aus 5 Eskadrons bestehenden Kavallerieregimenter rückten zu 4 Eskadrons aus; eine wurde Ersatzeskadron. Die Kavallerieregimenter brauchten so außer Rekruten nur geringe Ergänzungen. Die neu aufzustellenden Reserve-Kavallerieregimenter mußten außer Abgaben aus dem Friedensstande, wie die Landwehr und Landwehreskadrons, ebenfalls den ganzen Bestand aus dem Beurlaubtenstande und alle Pferde erhalten.

Den Feldartillerieregimentern war sehr viel zuzuweisen. Sie hatten mehr Fahrzeuge zu bespannen, als im Frieden vorhanden waren, und vor allem die für jede Abteilung gehörende leichte Feldartillerie-Munitionkolonne und dazu sämtliche Feldartillerie-Munitionkolonnen des Korpsbezirks und alle Munitionkolonnen außer denen der Fußartillerie aufzustellen. Das erforderte große Zahlen an Mannschaften und Pferden.

Die Zuweisung an die Pioniere gestaltete sich etwa so wie bei der Infanterie. Bei den Verkehrstruppen lagen im allgemeinen die Verhältnisse ähnlich.

Im Verhältnis noch umfangreicher als bei der Feldartillerie war der Ersatzbedarf bei der Fußartillerie. Sie besaß im Frieden kaum Pferde, das Bataillon eine schwache Bespannungabteilung und trat im Kriegsfall im ähnlichen Maße wie die Feldartillerie als bespannte Waffe auf, sofern die Formationen nicht als Kriegsbesatzungen verwandt wurden. Die gewonnenen Anschauungen über die Notwendigkeit, die Truppen auch im Bewegungkampf mit schwereren Geschützen auszustatten, hatten noch nicht zu organisatorischen Maßnahmen geführt.

Noch viel unglücklicher lagen die Verhältnisse beim Train. Hier war aus einem noch größeren „Nichts" eine große Fülle von Formationen zu schaffen.

Ich habe noch eine besondere Übersicht als Anlage 5 beigefügt, die die Friedens- und Kriegsstärke von Truppenteilen wiedergibt und unter Bemerkung Angaben über die Mobilmachung der einzelnen Waffen enthält, die die Schwierigkeiten noch mehr verdeutlichen. Es ist Sache des Lesers, sie gelegentlich zu studieren.

Nun war bei der Zuweisung der Ergänzungen an die im Frieden be-

stehenden oder neu zu bildenden Formationen gemäß den Stärkenachweisungen zu beachten, daß diese zur Ergänzung der Truppenteile bestimmte Gruppen, ja einzelne Spezialisten vorsah, da einmal innerhalb einer Truppe Mannschaften mit verschiedener Ausbildung vorhanden waren und andererseits für das Leben der Truppe bestimmte Funktionen von Einzelnen vorgenommen werden mußten, um den Soldaten das Leben zu erleichtern. So mußte das Infanteriebataillon Sanitätsmannschaften, Train-Soldaten, Büchsenmacher, Köche und Schneider, die Feldartillerie, z. B. Fahrer und Kanoniere, die Trainformationen Fahrer vom Bock und vom Sattel erhalten. Zu dem Dragonerregiment durften keine früheren Kürassiere eingezogen werden. Diese durften nur zu dem Jägerregiment zu Pferde und zu den Ulanenregimentern kommen. Kurz und gut, es waren eine Unsumme von Verteilungen vorzunehmen.

Nicht anders war es mit den Pferden. Die schwere Artillerie in Posen mit ihren zahlreichen Kolonnen daselbst mußte kaltblütige Pferde erhalten, sie mußten aus Niederschlesien dorthin geführt werden. Die Feldartillerie bedurfte als Stangenpferd einen anderen Schlag denn als Reitpferd usw. Man mache sich nur einmal ein Bild davon, was geschehen wäre, wenn z. B. das Dragonerregiment schwere, nicht rittige Pferde und die Fußartillerie Pferde leichten Schlages, oder die Feldartillerie zu viel Fahrer und zu wenig Kanoniere erhalten hätte, oder ihr Fahrer vom Bock an Stelle von Fahrern vom Sattel zugewiesen wären.

Aus der in der Anlage 3 wiedergegebenen Skizze der Standorte der Stäbe und Truppen, sowie der Bezirkskommandos V. Armeekorps, in denen ja auch die Mobilmachung sämtlicher Formationen, die das Armeekorps aufzustellen hatte, vor sich ging, ist nun ersichtlich, nach welchen Orten hin Ergänzungmannschaften und Pferde innerhalb des Armeekorps zu beordern waren. Je mehr Truppen der Standort im Frieden hatte, desto mehr Formationen wurden in diesem Standort mobil gemacht und neu aufgestellt, desto größer war also auch der Zusammenfluß von Ergänzungmannschaften und Pferden. Er mußte also in der Festung Posen besonders groß sein.

Zu den hieraus entstehenden Bewegungen, dem Hinströmen von Offizieren und Mannschaften zu den Bezirkskommandos und dem Weiterführen in die Mobilmachungorte und den Märschen der Pferdetransporte, trat nun noch als zweite Bewegung das Wegführen von Mannschaften nach Berlin, Wilhelmshaven und Kiel von sämtlichen Bezirkskommandos aus, sowie die Zuführung von etwaigen Abgaben anderer Armeekorps in bestimmte Standorte. Da waren naturgemäß Zehntausende von Menschen und Pferden im Korpsbezirk in Bewegung!

Diese Bewegung mußte bis ins einzelne hinein bearbeitet werden.

Wurden Pferde häufig, soweit das rechtzeitige Eintreffen es möglich machte, auf Fußmarsch angewiesen, so wurden Offiziere und Mannschaften tageweise zu Eisenbahntransporten zusammengefaßt, die zur Vermeidung von vielen Einzeltransporten sorgfältig bearbeitet und dann durch das Generalkommando der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes angemeldet wurden. Die Eisenbahnabteilung ordnete dann die Bereitstellung der Eisenbahnzüge oder Waggons an und teilte die entsprechenden Zeitangaben dem Generalkommando mit, das diese Zeitangaben wiederum den Stellen mitteilte, die die Transporte bereitzustellen und an dem Eisenbahnendpunkt in Empfang zu nehmen hatten *).

Vergegenwärtigt sich der Leser diese Transportbewegung auf der Eisenbahn und auch die, die aus dem Transport der mobilgemachten Truppen an die Grenze entsteht, so wird ihm die Bedeutung des Eisenbahnschutzes, die auch hier der I b bearbeitete, wie ich das s. Zt. in Magdeburg getan habe, völlig klar.

Es war selbstverständlich, daß ich mich über alle Mobilmachungmaßnahmen, die den Geschäftsbereich des Korpsgeneralarztes, des Korpsstabsveterinärs oder des Korpsintendanten berührten, und das waren doch immerhin zahlreiche, mit den betreffenden Dienststellen in Verbindung setzte, wie auch diese sich an mich wandten, bevor die entsprechenden Weisungen an die Kommandobehörden und Truppen gingen. Z. B. besetzte der Korpsgeneralarzt die Stellen der Sanitätsoffiziere, der Korpsintendant hatte die Verpflegung zur Beladung der Verpflegungkolonnen bereitzustellen und die im Frieden vorhandenen eisernen Portionen zu verwalten usw.

Aus der von mir nur skizzenhaft gegebenen Darstellung wird immerhin entnommen werden können, welche Arbeit von den mobil zu machenden Truppen zu bewältigen war.

Wie ich für die Mobilmachung des Generalkommandos selbst einen genauen „Terminkalender“ aufzustellen hatte, so natürlich auch die anderen Behörden und Truppenteile und zwar für jede einzelne Formation, die von ihnen mobil zu machen oder immobil aufzustellen war. Diese „Mobilmachungterminkalender“ mußten eine genaue Stärkenachweisung enthalten und Angaben, wie diese durch einzuberufende Ergänzungen oder durch Abgaben aus dem Friedensstand zu erreichen sei, wann diese Ergänzungen an Offizieren, Beamten, Unteroffizieren und Mannschaften einträfen, ob da-

*) Mußten z. B. u. a. am 3. Mobilmachungtage je 120 Ergänzungmannschaften von Görlitz, Bunzlau, Liegnitz, Lissa nach Posen befördert werden, so mußten hierfür je 3 Wagen in jedem dieser 5 Orte so bereitgestellt werden, daß sie mit den Mannschaften von Görlitz her in einem Zuge vereinigt werden konnten. An diesen Zug wären nun andere Wagen z. B. von Hirschberg, Sprottau, Rawitsch heranzuführen gewesen usw.

bei auch die „Spezialisten“ vorhanden seien. Die Offiziere und die höheren Beamten waren namentlich in eine Rangliste einzutragen.

Es mußte nun angegeben werden, wo die Bestände der Munition, der Kriegsausrüstung, der Bekleidung usw. lagerten.

Es war dann für den einzelnen Tag anzugeben und zwar im Anschluß an die Eintreffezeiten der Ergänzungmannschaften und Pferde und Fahrzeuge, was mit ihnen vorzunehmen sei, welche Maßnahmen für Unterkunft, Verpflegung, ärztliche Untersuchung und Einkleidung, für Empfang und Ausgabe der Waffen der Kriegsausrüstung, der Erkennungmarken, der eisernen Verpflegungbestände, der Anlegung der Kriegsstammrollen, den Verbleib der Zivilkleidung der Mannschaften des Beurlaubtenstandes und für anderes zu treffen seien.

Die Kommandanten der Festungen Posen und Glogau hatten entsprechend einen „Armierungterminkalender“ für die Durchführung der Armierung nach gleichen Gesichtspunkten aufzustellen.

Stichtag für sämtliche Maßnahmen war der 1. Mobilmachungtag. Bei der Mobilmachung im August 1914 wurde am 1. August gegen 6 Uhr abends der 2. August als erster Mobilmachungtag bezeichnet. In diesem Fall war also der 2. August der Stichtag für die Mobilmachung des Heeres.

Dem Mobilmachungbefehl 1914 ging die Weisung voraus „Drohende Kriegsgefahr“. Sie war auch schon 1902/04 vorgesehen und bedeutete, alle Vorkehrungen, die für den Mobilmachungfall vorgesehen waren, sofort einzuleiten, an der Grenze Sicherungmaßnahmen nach den schon im Frieden herausgegebenen Weisungen des Chefs des Generalstabes der Armee aufzustellen und bestimmte Eisenbahnkunstbauten und auch wichtige Sprengstofflager zu sichern.

Ich habe hiermit ein Bild der Mobilmachungarbeiten gegeben. Welche Arbeit sie beanspruchten, kann der nur wissen, der viele Wintermonate und in ihnen sämtliche Wintertage und an den einzelnen Tagen bis tief in die Nacht diese Arbeit geleistet hat.

Der Deutsche, der die Mobilmachung 1914 erlebt hat, kann nun erst recht dankend der Friedensstellen des Heeres gedenken, die so fürsorgend viele, viele Jahre hindurch die gleiche Arbeit für ihn geleistet haben, ohne daß er auch nur ein Wort davon erfuhr, bis nach über 40 Jahren Friedenszeit die Arbeit dieser Heeresstellen durch den Kriegsausbruch auf ihre Zuverlässigkeit geprüft und als bewährt befunden wurde. Das lebende Geschlecht aber wird nach seiner Sicherung rufen und ernste Blicke auf die lenken, die ihm bei Eingehen des Waffenstillstandes und des Friedens, die den Weltkrieg abschlossen, diese Sicherheit leichtfertig nahmen.

Außer den Mobilmachungbestimmungen des Kriegsministeriums erhielt das Generalkommando des V. Armeekorps auch die Weisungen des Chef

des Generalstabes der Armee für den Grenzschutz gegen Rußland. Dieser Grenzschutz mußte 6 Stunden nach Eingang des Mobilmachungbefehls, oder des Kennwortes „Drohende Kriegsgefahr“ bezogen werden.

Der Grenzschutz war sehr einfach, da stärkere russische Truppen nicht an der Grenze standen. Es genügte, von Ostrowo, Pleschen und Wreschen aus, Bataillone an die Grenzen vorzuschieben und sie mit Kavallerie auszustatten.

Ich habe die Mobilmachung des V. Armeekorps zweimal bearbeitet und habe in dem Jahre 1903 zahlreiche Mobilmachung- und den Armierungterminkalender für die Festungen Posen und Glogau eingehend geprüft und namentlich bei dem Kalender der Kommandantur Posen darauf gesehen, wie denn die Unterbringung und Versorgung der zahlreichen in Posen aufzustellenden Formationen gewährleistet war. Ich konnte überall genaues Arbeiten feststellen und hatte zu meiner Freude kaum Gelegenheit, durch den kommandierenden General tadelnd, doch aber häufig verbessernd und vereinfachend einzugreifen.

Der Überblick, den ich in Posen über die Mobilmachung eines Armeekorps gewann, sollte mir in meiner Stellung, die ich alsbald erhielt, recht dienlich sein.

Natürlich war die Hoffnung eines I a, daß er auch einmal Chef des Generalstabes eines Armeekorps würde. Diese Hoffnung sollte sich in meinem Leben nicht erfüllen. Mir standen andere, gewaltigere Aufgaben bevor. Zunächst wurde ich im März 1904 als Sektionschef in die Aufmarschabteilung des Großen Generalstabes versetzt, was im allgemeinen als ein Vorzug galt; jedenfalls beglückwünschten mich kommandierender General und Chef dazu.

Ich ging mit gespannten Erwartungen nach Berlin. Ich konnte ja dort Einblick in unseren Aufmarsch gewinnen. Selbst ein Generalkommando sah über die Absichten des Chefs des Generalstabs der Armee nicht klar.

Die politische Gesamtlage hatte sich durch den Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und Japan verschärft. Am 10. Februar 1904 hatten japanische Kriegsschiffe russische ohne Kriegserklärung auf den Meeren des Fernen Osten angegriffen und versenkt. Der Krieg war da, den auch Rußland schon lange zu führen beabsichtigt hatte. Ein kriegerisches Festlegen Rußlands im Fernen Osten erleichterte unsere so ernste militärische Lage zwischen Rußland und Frankreich in den Jahren 1904 und 1905*).

*) Ich erwähne den Krieg noch kurz auf S. 98. Die Entscheidung brachte der japanische Seesieg in der Meeresenge von Tschusima über die von Europa nach den dortigen Meeren entsandte russische Flotte. Japans Überlegenheit im fernen Osten war damit festgestellt. Rußland war damit der Zugang zum Großen Ozean abgeschlossen. Es wandte seine Augen schärfer auf den Indischen Ozean und wieder auf die Dardanellen. Damit stieg die Kriegsgefahr in Europa. Rußland mußte Österreich-Ungarns und Deutschlands Einfluß auf der Balkanhalbinsel hemmen.

In der Aufmarsch= — 2. Deutschen — Abteilung und Lehrer an der Kriegsakademie

Sektionschef in der Aufmarschabteilung

Mit einer Unterbrechung vom Herbst 1906 bis April 1908, in der ich Taktik- und Kriegsgeschichtlehrer des 3. Jahrganges der Kriegsakademie war, war ich von Ende März 1904 bis Januar 1913 in der Aufmarsch- — 2. Deutschen — Abteilung des Großen Generalstabes, in dem ersten Zeitabschnitt als Sektionschef der 1. Sektion und im letzten und zwar weit über vier Jahre als Abteilungchef; richtig heißt die Abteilung die 2. Deutsche Abteilung. Sie hatte in ihrer 1. Sektion alle das Deutsche Heer berührenden Fragen zu bearbeiten, soweit sie seine kriegsmäßige Entwicklung in Friedenszeiten, z. B. also seine Ausbildung, Bewaffnung, Ausrüstung und Organisation oder seine Mobilmachung betrafen. Weiterhin erstreckte sich ihr Arbeitgebiet auf den Grenzschutz und den Aufmarsch des Heeres im Mobilmachungfall — beides nach den ihr zugehenden Weisungen des Chef des Generalstabes.

Das Arbeitgebiet der 2. Sektion umfaßte alle Fragen, die sich auf die Verteidigungfähigkeit und Armierung Deutscher Festungen bezogen.

Später, als ich Abteilungchef war, trat noch die „Technische Sektion" hinzu, der das weite Gebiet der sich immer stärker entfaltenden Militärtechnik zu bearbeiten oblag.

Außerdem waren von einem besonderen Arbeiter Zusammenstellungen über die zu erwartenden Kriegsschauplätze anzufertigen, so über das Land östlich der Weichsel, d. h. über Ost- und Westpreußen, im Westen von den Rhein=, Mosel- und Saarübergängen und den Brücken über die Flüsse in Frankreich und den dortigen Telegraphenanlagen usw.

Wie umfassend dieses Arbeitgebiet war und wie unendlich viele Fragen meiner Beurteilung im Laufe der Zeit, namentlich als ich Abteilungchef war, unterstellt wurden, wird aus der weiteren Darstellung wenigstens teilweise ersichtlich werden.

Diese 2. Abteilung unterstand mit der Eisenbahnabteilung, die vornehm-

lich Manöver-, Mobilmachung- und Aufmarschtransporte zu bearbeiten hatte, einem Oberquartiermeister, dem O.Q. I, einem Generalmajor oder Generalleutnant.

Andere Abteilungen hatten die Politik und Wehrmacht der übrigen Staaten der Erde aus der Presse, Militär- und diplomatischen, sowie Agentenberichten zu beobachten und über beides stets auf dem laufenden zu sein. So bearbeitete die 1. Abteilung Rußland, die 3. Frankreich und England, also unsere voraussichtlichen Gegner, die 4. die Festungen dieser Staaten, die 5. Italien, Österreich-Ungarn; die 6. war die Manöverabteilung zur Veranlagung der Kaisermanöver. Daneben gab es kriegsgeschichtliche Abteilungen und solche, die die Korps-Generalstabsreisen usw. zu bearbeiten hatten, sowie die Landesaufnahme. Diese hatte das Land trigonometrisch und topographisch zu vermessen, Karten anzufertigen und auf dem laufenden zu erhalten und von den voraussichtlichen Kriegsschauplätzen in den Feindländern — in der Kartographischen Abteilung — Kartenmaterial zu sammeln und zu vervielfältigen. Auch hier faßten Oberquartiermeister je zwei Abteilungen zusammen, die Landesaufnahme stand unter ihrem eigenen Oberquartiermeister.

Die Stellung eines Abteilungchefs war in bezug auf Selbständigkeit und Verantwortung nicht der des Chefs eines Generalkommandos gleichgeordnet. Die Verantwortung lag im Großen Generalstabe außer beim Chef des Generalstabes selbst, in dem alle Arbeiten gipfelten, beim Oberquartiermeister. Je nach dessen Veranlagung hatte der Abteilungchef freies Betätigungfeld. Mag sich das auch im täglichen Leben nicht als bedeutungvoll ausgedrückt haben, so waren doch nun einmal in diesem Tatbestande, bei den im Heere herrschenden Anschauungen bei Vorgesetzten und Unterstellten, Schwierigkeiten für diesen gegeben, seine Ansichten durchzusetzen. Der Sektionschef hing völlig vom Abteilungchef ab.

Chef des Generalstabes der Armee war bis zum 31. Dezember 1905 General Graf v. Schlieffen. Dann wurde es General v. Moltke, der schon vorher zu seiner Einarbeitung Oberquartiermeister I geworden war.

Über die außerordentliche Befähigung des Generals Graf v. Schlieffen und seinen vornehmen Charakter ein Wort zu verlieren, hieße Eulen nach Athen tragen. Er war ein Lehrmeister der Strategie, wie er besser kaum gedacht werden konnte und oft von einem wundervollen Sarkasmus. In seinem Streben nach Ausbildung der Generalstabsoffiziere in richtigen strategischen Gedankengängen, die auf die Vernichtung des Feindes hinausliefen, vernachlässigte er indes taktische Fragen. Schon im Herbst 1914 hatte ich Anlaß, die Generalstabsoffiziere der unterstellten Armeen darauf hinzuweisen, sie sollten der taktischen Durchführung der Gefechte mehr Aufmerksamkeit schenken. Es fehlte hier an geschultem Blick. Der General-

stabsoffizier wollte infolge seiner Ausbildung im Frieden lieber „Strategie" treiben und vergaß darüber die Taktik, d. h. in diesem Fall das sorgsame Ansetzen der Truppen in ein Gefecht unter Ausnutzung von Geländevorteilen und örtlichen Schwächen des Gegners. Es war schon im allgemeinen richtig, was einst der kommandierende General v. Werder des I. Armeekorps einem Divisionskommandeur, der ihm bei der Kritik mit strategischen Gedanken zur Begründung seiner Entschließungen kam, sagte:

„Seine Majestät hält sich nur einen Strategen, das sind weder Sie noch ich."

Als ich im Frühjahr 1918 bei der Vorbereitung des Angriffs im Westen aus dem Stellungkrieg heraus mit Absicht aussprach, die Taktik wäre über die Strategie zu stellen, „versündigte" ich mich bewußt gegen herrschende Ansichten, die auf den General Graf v. Schlieffen zurückzuführen sind. Wie bei freien Operationen des Bewegungkriegs der taktische Angriff die Strategie krönt, war es umgekehrt im Stellungkrieg. Aus ihm heraus war nur durch einen gelungenen taktischen Angriff — durch den Durchbruch — zur Operation zu kommen, d. h. sich Bewegungfreiheit jenseits der feindlichen Stellungen zu verschaffen. Konnte dieser taktische Angriff in der strategisch gegebenen Richtung liegen, so war das das Beste. War das nicht möglich, so mußten eben andere Angriffsfronten gewählt werden, die auch noch Operationen zuließen. Natürlich war ein Angriff gegen solche Abschnitte, deren Lage Operationen ausschlossen, untunlich.

General Graf v. Schlieffen wollte selbst Klarheit über die von ihm im Kriegsfall durchgeführten Operationen gewinnen und legte entsprechend die Generalstabsreisen oder im Winter „Kriegsspiele"*) an. Sie waren von höchstem Reiz. Leider aber rechnete er dabei mit Truppen, über die wir noch gar nicht verfügten, und deren Aufstellung noch in recht weiter Ferne lag. Damit bewies er zwar strategische Theorien und die Richtigkeit seines mit dieser Truppenstärke gewählten Aufmarsches, aber er gab der Kriegführung damit keine sichere Grundlage.

General Graf v. Schlieffen hat nicht am Feinde geführt. Das Größte und Verantwortungreichste, was einem Offizier zufallen kann, ist ihm nicht beschieden gewesen, deshalb ist es eine müßige Frage, wie der Krieg verlaufen wäre, wenn er an Stelle des Generals v. Moltke geführt haben würde. General Graf v. Schlieffen hat mein strategisches Denken bereichert und gefestigt, doch bin ich meine eigenen Wege gegangen, als ich die ganze Last der Verantwortung sowohl als Chef im Osten, wie als erster Generalquartiermeister vor mir selbst und dem Heere trug.

General v. Moltke war weniger Theoretiker als General Graf v. Schlieffen. Er war nicht so gedankenreich, dafür nüchterner. Er hatte aber auch

*) Das war ein häßliches Wort für so ernstes Prüfen.

einen vortrefflichen, strategischen Blick und ein sehr feines Begreifen strategischer Lagen. Er hätte ein ganz großer Soldat werden können, wenn er einen harten, unbeugsamen Willen gehabt hätte. Der Entschluß des Kaisers im Jahre 1905, den General v. Moltke zum Chef des Generalstabes zu bestimmen, überraschte allgemein. General v. Moltke war Adjutant seines Großen Oheims, sonst aber nicht im Generalstabe tätig gewesen. Später wurde er Adjutant und Generaladjutant des Kaisers. Wie der Kaiser auf die Wahl des Generals v. Moltke zum Chef des Generalstabes der Armee gekommen ist, muß dahingestellt bleiben. Heute ist erwiesen, daß der General v. Moltke schon sehr frühzeitig in occulten Bann geriet, was nebenbei der Umgebung des Kaisers unmöglich verborgen geblieben sein kann. Schon 1899, 10 Jahre nach dem Entschluß zum Weltkriege in Paris auf dem berüchtigten Freimaurerkongreß der Hundertjahrfeier der blutigen französischen Revolution des Jahres 1789 und 15 Jahre vor Kriegsausbruch, also in Zeitangaben, die dem abergläubischen Juden wichtig sind, hatte, wie im Januar 1933 die jüdische Presse ausschwatzte, und in vielen Einzelheiten als wahr durch Nachprüfung festgestellt wurde, das occulte Medium Lisbeth Seidler dem General v. Moltke in Potsdam den Krieg für 1914 vorausgesagt, ganz in Übereinstimmung mit den Absichten ihres Herrn und Gebieters, der überstaatlichen Mächte. Die Möglichkeit, den General v. Moltke occult zu beeinflussen und zu leiten, hat ihn wohl den Geweihten Jahwehs als Chef des Generalstabes des Deutschen Heeres im Frieden und Krieg besonders geeignet erscheinen lassen. So werden sie auch in dem Kaiser durch Einflüsterungen aus seiner Umgebung den Entschluß, General v. Moltke zum Chef des Generalstabes zu ernennen, zum mindesten recht sehr gefördert und ihn 9 Jahre vor dem Weltkriege, also wieder in einer den Geweihten Jahwehs heiligen Zahl, zur Ausführung gebracht haben. Es sollte nicht bei der occulten Beeinflussung durch das Medium Lisbeth Seidler bleiben. Auch der Hochgradbruder Steiner trat in den Moltkeschen Kreis. Wohl waren die occulten Neigungen der Frau v. Moltke bekannt, nicht minder ihr Einfluß auf ihren Mann, nicht aber, wie weit er sich ihnen unterwarf. In welchem Umfang das indes der Fall war, sollte ja erst den Deutschen durch frechen Judenhohn bekannt werden, der die Geheimnisse um Lisbeth Seidler, die „Heeressybille“ genannt, lüftete, sie dabei zugleich lobte, daß sie ihrer Schweigepflicht bis zum letzten Atemzuge genügt habe. Aus diesen occulten Zusammenhängen ist die innere Haltlosigkeit und Gebrochenheit des Generals v. Moltke nur zu sehr erklärlich. Sie mußte sich steigern, je mehr er sich dem Occultismus unterwarf, und das mußte wiederum eintreten, je schwieriger die politische Lage, je anlehnungbedürftiger General v. Moltke daher wurde, und den Höhepunkt erreichen, als dieser verderbliche Mann im Hauptquartier in Koblenz die Geschicke des Deut-

schen Volkes in der Hand hatte und sich auch dort unter occulten Einfluß seiner Frau, der Lisbeth Seidler und Steiners stellte *). Über das furchtbare Wirken des Occultismus war ich mir vor dem Weltkriege neben Millionen Deutscher nicht klar. Es ist ein eigenartiger Zufall gewesen, daß während ich die Heeresvorlage betrieb, meine jetzige Frau den Kampf gegen den Occultismus aufgenommen hat. Hätte die Wissenschaft meine Frau damals unterstützt, vielleicht wären vielen Deutschen auch in der Umgebung des Kaisers die Augen über das Verbrechen aufgegangen, das unbewußt durch die Ernennung eines occulten Chefs des Generalstabes am Deutschen Heere und am Deutschen Volke vollzogen war.

Im Frieden gab sich General v. Moltke zunächst ganz in die Hand des Generals v. Stein, der 1904—06 mein Abteilungchef und später, als ich 1908 an seiner Stelle Abteilungchef wurde, Oberquartiermeister I, also mein Oberquartiermeister war. Er führte sozusagen General v. Moltke in den Dienst ein und erlangte dabei einen ausschlaggebenden Einfluß auf den innerlich so gebrochenen Mann.

Oberst und später General v. Stein — er wurde geadelt — galt als ein besonders befähigter Offizier, er war ungemein fleißig, mit einem Zuge zur Pedanterie. Er empfand als nicht angenehm, wenn Untergebene an ihn mit Vorschlägen herantraten, die ihm neu waren. Er lehnte sie meist ab. Nach Wochen erschienen sie, wenn er sie durchdacht hatte, als seine eigenen. Er glaubte vieles selbst tun zu müssen und hatte nicht das Geschick, wie General v. Eichhorn, mitarbeiten zu lassen. Er hatte scheinbar ein sehr bestimmtes Wesen, doch war er, namentlich dem Kriegsministerium gegenüber, in

---

*) Es steht fest, daß Frau v. Moltke als Krankenschwester im August 1914 nach Koblenz in das Große Hauptquartier berufen wurde. General v. Moltke hatte völlig die Nerven verloren, wie ich bei meinem kurzen Aufenthalt im Großen Hauptquartier am 22. August 1914 mit tiefem Schreck feststellen mußte. Wie aus den „Leipziger Neuesten Nachrichten" vom 12. Januar 1933 hervorgeht, hat Frau v. Moltke das Medium Liesbeth Seidler ebenfalls als Krankenschwester mit sich geführt. Frau v. Moltke hatte auch bereits von Berlin aus die „Weissagung" der Lisbeth Seidler mitgeteilt, daß die Operationen unglücklich verlaufen würden. Zur vermehrten Einwirkung auf General v. Moltke war auch der berüchtigte occulte Steiner in Koblenz eingetroffen. Ob er hier oder in Ehrenbreitstein gewohnt hat, ist wirklich ganz gleichgültig. Er hat Zusammenkünfte mit Moltke gehabt. Im übrigen begleitete Frau v. Moltke ihren Gatten auch in das Hauptquartier nach Luxemburg.

Auch der wissende Jude und Philosoph Fritz Mauthner bestätigt in seinem Werk „Der Atheismus und seine Geschichte im Abendlande" und zwar im 4. Bande die verhängnisvolle Einwirkung Rudolf Steiners auf General v. Moltke. Er nennt den „für die Heerführung verantwortlichen obersten General" „Freund und Vertreter des Theosophen". Er stellt Rudolf Steiners Einwirken auf General v. Moltke dem Handeln des occulten Schwindlers Grafen Cagliostro gleich, durch dessen Machenschaften nach dem Willen des Juden und Freimaurers das Königtum in Frankreich vor und während der blutrünstigen Revolution am Ausgang des 18. Jahrhunderts die vernichtenden Schläge erhielt. — S. Nachschrift S. 161.

entscheidenden Besprechungen, sobald es mit der Unmöglichkeit von Ausgaben in Rücksicht auf die vermeintlich schlechte Finanzlage des Reichs arbeitete, von überraschender Nachgiebigkeit. Ich kann mir das heute nur dadurch erklären, daß er Einflüsse auf sich zuließ und dann auch ihrer Wirkung unterstand, die ich damals noch nicht übersehen konnte. Auch das strategische Urteil des Generals v. Stein wurde für General v. Moltke, der auch hierin Anlehnung suchte, maßgebend. Er nahm ihn bei Generalstabsreisen und Operationstudien zur Leitung.

Als ich 1908 Chef der 2. Abteilung wurde, schenkte mir General v. Moltke sehr bald vollstes Vertrauen, auch in mein strategisches Urteil, sobald ich ebenfalls während der Generalstabsreisen zur Leitung gerufen ward, wie auch in mein Streben, die Schwächen des Deutschen Heeres, die ich mit großen Sorgen in immer weitergehendem Maße erkannte, zu beseitigen. Hierzu bekam ich allerdings erst den Weg völlig frei, als General v. Stein am 1. September 1912 das Kommando über eine Division erhielt. Solange war er ein Hemmnis für den Ausbau der Friedensorganisation des Heeres, die er bei seinen Beziehungen zum Kriegsministerium als seine Domäne betrachtete. Doch davon noch später.

Sehr erschwerend für meine Tätigkeit und für mein Wirken für das Deutsche Heer war überdies die durchaus unklare Stellung des Chefs des Generalstabes zum Kriegsminister. Ursprünglich war der Generalstab eine Abteilung des Kriegsministeriums gewesen. Das war bei seiner Bedeutung aber nicht mehr möglich geblieben. General Graf v. Moltke, der Chef des Generalstabes König Wilhelms I., der Sieger der Kriege 1864, 66, 70/71, erhielt eine „Immediatstellung", d. h. er hatte wie der Kriegsminister unmittelbares Vortragsrecht beim Kaiser. Der Generalstab wurde damit neben das Kriegsministerium gestellt. Nun hatte aber der Kriegsminister für alle Geldausgaben für das Heer die verfassungmäßige Verantwortung. Er hatte daher in allen Fragen, die irgendwelchen Geldaufwand bedurften, die Entscheidung und glaubte dabei die Ansichten des Reichskanzlers, des Reichsschatzamtes, sowie des Reichstages in unerhörtem Umfange berücksichtigen zu müssen, der in seiner Zusammensetzung und bei dem zunehmenden Zurückweichen der Regierung vor ihm ein Hemmnis jeder gesunden Heeresentwicklung war und, da das Volk von der Regierung in Ahnunglosigkeit erhalten wurde, auch bleiben konnte. Auf der anderen Seite aber war der Chef des Generalstabes für die Kriegsführung verantwortlich. Was das heißt, machten sich damals außer mir nur wenige klar. Aus diesen Zuständigkeiten allein ergab sich, daß Reibungen eintreten mußten, der Chef des Generalstabes mußte für die gesicherte Kriegsführung Forderungen stellen, die der Kriegsminister in seiner Abhängigkeit von politischen Faktoren und aus rein fiskalischen Gründen sich nicht zu eigen machte und nur zu oft ablehnte.

Der Kaiser hätte ja nun zwischen Chef des Generalstabes und Kriegsminister vermitteln und entscheiden sollen. General v. Moltke erzählte mir, daß er mit dem Kriegsminister v. Heeringen vereinbart habe, daß sie das Ohr des Obersten Kriegsherrn nicht in Sondervorträgen in strittigen Fragen gewinnen, sondern stets in gemeinsamen Vorträgen die Entscheidung des Kaisers herbeiführen wollten. General v. Heeringen hat sich hieran nicht gehalten. General v. Moltke war da nicht der Mann, nun seinerseits noch nachträglich unter vollem Einsatz seines Amtes, seine Ansichten mit aller Bestimmtheit, so wie die Lage es erforderte, und ich es ihm auch riet, zu vertreten. Der Kaiser aber wich vor dem stärksten Widerstande zurück. Der lag bei dem Kriegsminister und anderen politischen Faktoren. Sie bekamen recht.

Die Reichskanzler hätten ja nicht minder die Pflicht gehabt, sich in der Wehrmacht ein Instrument ihrer Friedenspolitik zu schaffen, aber sie waren dazu zu wenig einsichtig und militärisch geschult. Nur einmal wollte Fürst v. Bülow eingreifen, da aber versagte der Kriegsminister.

Solche Verhältnisse veranlaßten schon den General Graf v. Schlieffen, von drängenden Forderungen für die Ausgestaltung des Heeres im Frieden Abstand zu nehmen, vielleicht rechnete er damit, vieles im Kriegsfall improvisieren zu können, doch das hätte zu einer schweren Enttäuschung geführt. Nicht anders sollte sich später General v. Moltke verhalten. Er hielt sich zunächst in völliger Übereinstimmung mit General v. Stein an sein „Ressort“, was das Reichsarchiv in seinem so wichtigen Buch „Kriegsausrüstung und Kriegswirtschaft“ feststellt. Erst mein Drängen sollte ihn zwar später über sein „Ressort“ hinausheben, aber er blieb im occulten Banne, wie ich jetzt weiß. Er wurde von mir gedrängt, hatte dann aber die Schwäche, sich mündlich in ganz anderem Sinne durch den Kriegsminister festlegen zu lassen, der wohl wußte, wie wenig Kampfnatur General v. Moltke war.

Es war schon nötig, jetzt hierauf einzugehen, weil schon meine Arbeit als Chef der 1. Sektion unter diesem „Horoskop“, d. h. unter Hemmnissen stand, die von den unsichtbar bleibenden, überstaatlichen Mächten und ihren Hörigen ausgingen, ohne daß sich alle Beteiligten dessen bewußt waren.

Als ich Anfang April 1904 in die 2. Abteilung kam, war der Beschluß über die Heersvermehrung in dem Quinquennat *) von 1905—1910 bereits gefaßt. General Graf v. Schlieffen hatte bereits um die Jahrhundertwende bei den umfassenden Flottengesetzen von seiten des Kriegsministers

*) Ich lenke auch hier die Aufmerksamkeit auf Anlage 6. Die Heeresstärke wurde für einen gewissen Zeitraum festgelegt unter Bismarck für 7 Jahre, von Caprivi ab für 5 Jahre. Diese Zeitabschnitte nannten sich „Septennat“ und „Quinquennat“. Doch davon noch später.

v. Goßler völlige Ablehnung erfahren. Der Kriegsminister v. Einem hatte ihm 1904 geschrieben:

„Ich sehe die Entwicklung des Heeres, nach der Seite neuer Verbände und der Errichtung neuer Truppenteile, im wesentlichen als abgeschlossen an. Die Frage, ob die Zahl unserer Kadres für das Kriegsbedürfnis genügt, kann im großen und ganzen bejaht werden und ebenso die weitere Frage, ob die Präsenzziffer ausreicht zu einer angemessenen Bestandsstärke der bestehenden Kadres und zur Ausbildung der genügenden Anzahl Mannschaften, um für den Kriegsfall erforderliche Reserve- und Landwehrformationen aufstellen zu können."

Er hatte deshalb auch keinerlei Bedenken, das Heeresgesetz, das im Jahre 1904 ablief, einfach um ein Jahr zu verlängern und für das neue „Quinquennat" von 1905 bis 1910 nur 9000 Mann Heeresvermehrung zu beantragen, womit der Reichstag und alle deutschfeindlichen Mächte recht zufrieden waren.

Durch sein Schreiben vom 14. März 1904 hatte der Chef des Generalstabes, General Graf v. Schlieffen, keine wesentlichen Einwendungen gegen diese Absichten erhoben. Inwieweit der Generalstab mit dem bekannten Satz vorher abgefertigt worden war:

„Die finanzielle Lage des Reiches erlaubt keine größere Heeresvermehrung"

vermag ich nicht anzugeben. Doch ist solche abweisende Stellungnahme der Kriegsminister und anderer politischer Stellen auf Jahre hinaus ausschlaggebend, auch für die verantwortlichen Stellen des Generalstabes, gewesen.

Mein tatsächliches Arbeitgebiet als Chef der 1. Sektion erstreckte sich vornehmlich auf mehr „technische" Arbeiten für die Mobilmachung des Heeres und des Aufmarsches, anderes hatte sich der Abteilungchef vorbehalten. Es gab mir aber eine reiche Fülle Arbeit und umfassenden Einblick in Dinge und Verhältnisse, die mir nach vielen Richtungen hin im wesentlichen neu waren. Dieser Einblick wurde um so bedeutungvoller für mich, als mir die Anwartschaft gegeben wurde, einst Chef der Abteilung zu werden. Zunächst empfand ich rein menschlich meine Stellung als einen Rückschritt. Als Sektionschef hatte ich keinen Vortrag beim Chef des Generalstabes, wie als I a beim kommandierenden General. Ich hatte nicht einmal Vortrag beim Oberquartiermeister General v. Hausmann, der mir sehr wohlwollend entgegenkam, sondern allein bei dem Abteilungchef, Oberst Stein, dessen enge Arbeitweise ich schon charakterisierte. Natürlich war es mein Wunsch, auch der wirklich entscheidenden Stelle vortragen zu können.

Unter mir arbeiteten einige Hauptleute des Generalstabes und eine größere Anzahl kommandierter Offiziere, deren taktische Ausbildung mir oblag. Für die richtige Bearbeitung der der Sektion zugewiesenen Aufgaben hatte ich allein die volle Verantwortung.

Es war eine andere Tätigkeit als die des I a, sie verlangte aber nicht

minder peinlichste Pflichterfüllung. Die „technischen“ Arbeiten, die von mir und meinen Offizieren zu leisten waren, waren sehr umfangreich, allein schon das Entwerfen, Zeichnen, Vervielfältigen und das Zusammenkleben der Kriegsgliederungen und die Fertigstellung des weiteren Inhalts der Aufmarschmappen, von denen gleich die Rede sein wird, war eine erhebliche Arbeit. Viel Leim und Leinewand mit Kartenmaterial wurde dabei verbraucht.

Zunächst arbeitete ich mit Spannung den für das Mobilmachungjahr 1904/05 gültigen Aufmarsch, nebst dem gültigen Grenzschutz durch.

Der Aufmarsch sah einmal die Versammlung des gesamten Deutschen Heeres an der Westgrenze vor, während an der Ostgrenze nur ganz schwacher Grenzschutz zurückgelassen wurde. Zugleich sicherte er aber auch die Möglichkeit, unter Schwächung des Westheeres stärkere Kräfte im Osten zu versammeln. Solche Aufmarschvorbereitung war ein Zeichen, daß General Graf v. Schlieffen mit der Möglichkeit rechnete, daß Rußland trotz seines Bündnisses mit Frankreich nicht Deutschlands Gegner sei. Für den Fall, daß aber nach Westen und Osten aufmarschiert werden solle, waren für den Westen nach meiner Erinnerung bestimmt:

40 Infanterie-,
15 Reserve-,
7 Kavalleriedivisionen,
17 Landwehrbrigaden.

Während im Osten neben dem österreich-ungarischen Heere und außer der Armee des verbündeten Rumäniens

6 Infanterie-,
10 Reserve-,
4 Kavalleriedivisionen,
15 Landwehrbrigaden

also eine noch sehr starke Macht — eingesetzt waren.

An der Westgrenze stand der rechte Flügel des Heeres — auch für den Fall, daß allein gegen Westen aufmarschiert wurde — weit südöstlich Lüttich noch in der Höhe des Großherzogtums Luxemburg hart an der Grenze. Die Front des Aufmarsches verlief über Metz, an der französisch-lothringischen Grenze entlang in Richtung Straßburg bis in das Oberelsaß hinein. In und hinter dieser Linie waren die Truppen aufs engste versammelt.

Im Osten sollten die Truppen eintretendenfalls der Hauptsache nach in Ostpreußen vereinigt werden.

Für jede der 8 Armeen war eine besondere Aufmarschmappe angefertigt. Sie enthielt allgemeine Anweisungen für die Truppen im Aufmarschgebiet, aber auch die bedenkliche Bestimmung, sparsam mit Munition zu sein,

ferner Angaben über die belgische, französische bzw. russische Armee, die Kriegsgliederung der Armee einschl. der Zuweisung von Etappenformationen, die Bezeichnung des ersten Armee-Hauptquartiers und des Quartiers der Etappeninspektion, sowie die Abgrenzung der Unterbezirke der Armeen gegeneinander. In diesen Unterkunftbezirken waren die Unterkunfträume der Armeekorps usw. und Kavalleriedivisionen mit ihren Hauptquartieren eingetragen.

Diese Aufmarschmappen wurden durch die Aufmarschtransportlisten ergänzt, die die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes bearbeitet hatte und bereit hielt.

Für die Armeekorps und Reservekorps waren entsprechende Auszüge angefertigt, in die auch das Eintreffen von Verpflegungzügen und Backanstalten in dem Aufmarschgebiet besonders eingetragen war.

Im Mobilmachungfall sollten diese Mappen abgeholt werden. Armeeoberkommandos und die Generalkommandos konnten hiernach handeln und durch frühzeitige Absendung von Quartiermachern in das Aufmarschgebiet die Unterkunft und Verpflegung der Truppen an Ort und Stelle vorbereiten.

Die Grenz-Armeekorps hatten Weisungen für den Grenzschutz erhalten, je nach der Gefährdung, derart, wie ich es im vorgehenden Abschnitt behandelt habe. Den Grenz-Armeekorps im Westen in Lothringen und im Elsaß — dem XVI. und XV. — waren hierzu beschleunigt mobil gemachte gemischte Infanteriebrigaden einiger der im Westen aufmarschierenden Armeekorps zur Verfügung gestellt, die die Truppen der Grenzkorps abzulösen hatten, da diese in dem Aufmarschbezirk ihres Armeekorps nach und nach, je nach dem Eintreffen der Grenzschutzbrigaden und von Kavalleriedivisionen zusammenzuziehen waren und so den Grenzschutz, den sie zunächst ausübten, aufgaben. Für das VIII. Armeekorps der Rheinprovinz war das Einrücken in Luxemburg von Trier aus vorgesehen, um die Benutzung der dortigen Eisenbahn sicherzustellen.

Im Osten war von Oberschlesien bis nach Thorn hin dünner Grenzschutz aufgestellt. Östlich der Weichsel, wo die Hauptkräfte der Ostarmee sich versammelten, und von wo die reichen Pferdebestände der Provinz zurückgeführt werden sollten, hatten die Grenz-Armeekorps, die beim Ostaufmarsch in der Provinz verblieben, ihren Bezirk zu decken. Sie hatten eines Einfalls der russischen Kavalleriemassen, die hart jenseits unserer Grenze untergebracht waren, zur Störung der Mobilmachung und Aufmarschtransporte gewärtig zu sein und waren von General Graf v. Schlieffen angewiesen, diese einbrechenden Kavalleriedivisionen dann nun auch zu vernichten. Unternehmungen der an der Grenze stehenden russischen Grenzwachen war nur örtliche Bedeutung zugesprochen.

So also war die erste Verwendung des Deutschen Heeres gedacht, wenn es für die Erhaltung des Lebens des Deutschen Volkes eingesetzt wurde. Ernst und sinnend betrachtete ich die Karten und Kriegsgliederungen.

Auf Italien und seine Zusage, drei Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen an den Oberrhein zu entsenden, wozu es sich bereit erklärt hatte, rechnete General Graf v. Schlieffen ernstlich nie.

General Graf v. Schlieffen wollte die Entscheidung gegen das französische Heer suchen, selbst auf die Gefahr hin, daß weite Teile des östlichen Preußens in russischen Besitz fallen könnten, und die österreich-ungarische Armee in schwierige Lage käme. Die Kriegslage im Osten war wieder herzustellen, nachdem das französische Heer geschlagen und darnach für den östlichen Kriegsschauplatz Truppen in genügender Stärke frei gemacht und mit der Eisenbahn nunmehr nach dem Osten gefahren werden konnten, um für die zweite Entscheidung des Krieges, für den Entscheidungschlag gegen Rußland, eingesetzt zu werden.

Der Vorgänger Generals Graf v. Schlieffens, General Graf v. Waldersee, hatte die Entscheidung zu Beginn des Krieges zuerst gegen Rußland suchen wollen. General Graf v. Schlieffen ist mit Recht davon abgegangen. Die Entscheidung gegen Rußland mußte ja, und das hatten auch viele Studien und Generalstabsreisen bestätigt, sehr viel Zeit kosten. Es mußte sehr lange dauern, ehe nach den sich hier lang hinziehenden Operationen Kräfte nach dem Westen zu der Entscheidungschlacht gegen die in Deutschland eingefallene französische Armee gefahren werden konnten. Wohl hätten schwächere Deutsche Kräfte Lothringen und das Elsaß, gestützt auf die großen Festungen Metz und Straßburg und unter Ausnutzung der Oberrheinbefestigungen wie Neu-Breisach eine Zeitlang verteidigen und damit der französischen Armee auch Aufenthalt bereiten können. Diese war aber jederzeit in der Lage, die Deutschen Truppen in Lothringen und im Elsaß durch Belgien zu umgehen und damit die Deutschen Truppen zum Rückzug hinter den Rhein zu zwingen. So viel Kräfte konnten im Westen nicht zurückbleiben, daß dies verhindert werden konnte. Der französischen Armee wäre es im weiteren Verlauf gelungen, nach Zurücklassung von Belagerungkorps vor Metz, Straßburg und den veralteten Rheinfestungen Mainz, Koblenz und Köln, noch mit sehr starken Teilen den Rhein zu überschreiten. Die wichtigsten Industriegebiete Deutschlands wären in feindlichen Besitz gekommen. Auch die Kraftquellen des Deutschen Heeres an der Ostfront wären damit unterbunden gewesen. Demgegenüber waren vorübergehende Verluste auch weiter Gebiete im Osten, so hart dies auch für die betroffene Bevölkerung und für die Ernährung des Volkes war, doch nur von geringerer Bedeutung.

General Graf v. Schlieffen erstrebte aus diesem Westaufmarsch heraus

die Entscheidung. Er rechnete damit, daß das französische Heer über die überaus stark befestigte Linie Belfort, Epinal, Toul, Verdun, die das Deutsche Heer mit den zur Verfügung stehenden Angriffsmitteln überhaupt nicht, günstigstenfalls nur nach langem Festungkrieg nehmen konnte, und nördlich an Diedenhofen vorbei, gleich nach beendeter Mobilmachung vorgehen würde. In diesem Vormarsch wollte General Graf v. Schlieffen das französische Heer vernichtend treffen und dessen Trümmern westlich der genannten Festunglinie den Rückzug in das Innere des Landes verlegen. Mit einem solchen frühen Angriff des französischen Heeres war zu rechnen. Es war zahlenmäßig dem Deutschen voll gewachsen, obschon Frankreich nur rund 40 Millionen, Deutschland 60 Millionen Einwohner hatte. Ein russischer Vormarsch nach Deutschland hinein schloß überdies eine andere Verwendung der französischen Armee auch geradezu aus. Die Verbündeten konnten nur durch beiderseitigen Vormarsch zum Zusammenwirken kommen, den wir dann ja auch 1914 erlebten. Erfolgte nun ein französischer Vormarsch wider Erwarten nicht, dann mußte das Deutsche Heer die starkbefestigte Front Verdun-Belfort angreifen oder nordwärts zu umgehen trachten. Das war aus dem Deutschen Westaufmarsch heraus ungemein schwierig auszuführen.

Ich hatte Gelegenheit, mich sehr bald in diese Gedankengänge gründlich einzuleben. Auf der großen Generalstabsreise im Juni 1905 führte mein Oberquartiermeister, General v. Hausmann, aus etwas verändertem Aufmarsch heraus das Deutsche Heer. Er nahm mich zu sich in die Leitung des Deutschen Heeres und hatte die Genugtuung, den Gegner, der mit seiner Hauptmacht in Lothringen eingefallen war, durch Ausnutzung der Festungen Metz und Straßburg, wie dies General Graf v. Schlieffen ja auch immer wieder auf Generalstabsreisen und Kriegsspielen zur Darstellung brachte, entscheidend zu schlagen. Aus diesem Siege heraus wäre ein Weiterführen der Operation, d. h. der Weitermarsch in das Innere Frankreichs zur völligen Vernichtung des französischen Heeres, und sehr bald der Abtransport sehr starker Kräfte nach dem Osten möglich gewesen.

Die Ansichten des Generals Graf v. Schlieffen über die Gestaltung der Verhältnisse im Osten zu Beginn eines Krieges liegen meiner Erinnerung nach im einzelnen nicht fest, da schrieb ja auch der Russe zu sehr das Gesetz vor. General Graf v. Schlieffen rechnete aber z. B. damit, daß im Westen freiwerdende Truppen in der Linie Posen-Thorn-Weichsel abwärts bis Danzig aufzumarschieren hätten, um den mit der Hauptmacht bereits über die Weichsel Thorn aufwärts vorgehenden Gegner in seiner nördlichen Flanke umfassend anzugreifen und dabei zunächst die abwärts Thorn an dem befestigten Strom eingetroffenen, schwächeren russischen Heeresteile

zu schlagen, worauf dann der Weg in Flanke und Rücken der russischen Hauptmacht frei war.

Im Sommer 1905 prüfte General Graf v. Schlieffen auf der Generalstabsreise einen neuen Aufmarsch. Ich weiß nicht, wie weit ihn die veränderte politische Lage hierzu veranlaßt hat, oder ob es nur strategische Erwägungen waren. Rußland hatte im Jahre 1904 und im Frühjahr 1905 in der Mandschurei sehr erhebliche Schlappen erlitten. Es hatte immer stärkere Kräfte nach Ostasien fahren müssen. Die im Januar 1905 in Petersburg ausgebrochene Revolution schwächte überdies das Zarenreich aufs Tiefste. Es war jedenfalls in einer nächsten, kurzen Spanne Zeit kein ganz vollwertiger Gegner, Kaiser und Zar hatten ja auch im Juli 1905 in Björkö ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den beiden Völkern geschlossen, wobei der Deutsche Kaiser bei den Verhältnissen in Rußland der sehr Gebende war. Dieser Bündnisabschluß zwischen den beiden Kaisern blieb von Bedeutung, auch wenn die russische Regierung es unter dem Druck Frankreichs nicht vollzog und, wie heute wohl jedes Kind weiß, nach dem Willen der überstaatlichen Mächte nicht vollziehen durfte. Es wurde auch weiter damit gerechnet, daß der Zar „deutschfreundlich" und dem Kriege gegen Deutschland abgeneigt sei. General Graf v. Schlieffen konnte bei der Gestaltung der politischen Lage wieder um so mehr daran denken, zunächst wieder auf der Generalstabsreise die ganze Heeresmacht im Westen einzusetzen, und auch annehmen, daß ein französischer Angriff trotz der zahlenmäßigen Stärke der französischen Armee weniger wahrscheinlich sei, als er noch 1904 angenommen hatte, da es mit einer russischen Offensive nur sehr schlecht bestellt sein konnte, und es auch mit der Munitionausrüstung der französischen Armeen, wie sich herausgestellt hatte, schlecht stand. Das konnte das französische Heer veranlassen, die Landesgrenzen zu verteidigen. Wie schwach sich Frankreich fühlte, ging auch daraus hervor, daß die französische Regierung den Vertrauensmann des Freimaurerkönigs Eduard VII. von England, den Freimaurer Delcassé, aus seiner Stellung als Minister des Auswärtigen entließ, als dieser Deutschland in Marokko wegen des Besuches des Deutschen Kaisers in Tanger überaus stark gereizt hatte. In einer derartigen, günstigen politischen Lage hielt General Graf v. Schlieffen im Sommer 1905 seine Generalstabsreise ab und legte damit einen neuen Aufmarsch fest, den er aber, wie man wohl annehmen kann, auch festgehalten sehen wollte, nachdem sich die politische Lage durch Erstarkung Rußlands und die umfassendsten Rüstungen Frankreichs wieder durchschlagend zum Nachteil Deutschlands geändert hatte.

Ich möchte hier anführen, daß das Gerücht, General Graf v. Schlieffen habe 1905 auf einen Krieg gegen Frankreich gedrängt, sich nicht bestätigt haben soll. Militärisch wäre solche Absicht jedenfalls richtig gewesen, wie

das ja der furchtbare Gang der Weltgeschichte bei dem Willen der Feinde, uns zu vernichten, bewiesen hat.

Der neue Aufmarsch des Deutschen Heeres an der Westgrenze bot nach Ansicht des Generals Grafen v. Schlieffen mehr Sicherheit für die Herbeiführung eines schnellen Sieges, selbst über die etwa vereinigten, belgischen, englischen und französischen Armeen, als der bisherige. Das Heer marschierte ja derart auf, daß es die befestigte Grenzsperre Epinal-Verdun völlig im Norden umging und mit seinem rechten Flügel sehr weit ausholte.

Der rechte Flügel des Deutschen Heeres reichte jetzt über Lüttich hinaus, während der linke mit ganz schwachen Kräften unter Anlehnung an Metz in Lothringen aufmarschierte. Aus diesem Aufmarsch heraus sollte der Vormarsch in Form einer Linksschwenkung unter Anlehnung an die befestigte Linie Diedenhofen-Metz derart angetreten werden, daß der rechte Flügel mit sehr starken Kräften nördlich der Linie Lüttich-Namur durch Belgien vormarschieren und dabei für das Herumschwenken des Heeres nach Süden richtunggebend sein sollte, während der überaus schwache linke Flügel aus Lothringen auf Nancy angriff. Wohl sperrte die belgische Festung Lüttich dem rechten Heeresflügel den Vormarsch. Doch hoffte General Graf v. Schlieffen diese Festung schnell durch ein abgekürztes Angriffsverfahren zu Fall zu bringen, das etwa mit dem 12. Mobilmachungtage einsetzen sollte. Unter dem Feuer starker Artillerie, darunter zur Zerstörung der Panzerforts Lüttichs Geschütze stärksten Kalibers, die allerdings nur in beschränktestem Umfange da waren, sollten Truppen durch die Zwischenräume zwischen diesen Panzerwerken hindurch in das Innere der Festung eindringen und sie so zu Fall bringen.

General Graf v. Schlieffen rechnete damit, daß gegenüber dieser, durch das nördliche Belgien umfassenden, Deutschen Heeresbewegung das französisch-englische Heer, dessen linken Flügel er weiter südlich annahm, zur Schlacht unter den ungünstigsten Verhältnissen und zum Rückzuge in südlicher Richtung gezwungen würde. Diese Annahme war zweifellos berechtigt, wenn General Graf v. Schlieffen, wie er es auch tun konnte, nicht mit einem Gegenangriff in Lothringen rechnete. Diese Annahme traf aber dann m. E. nicht mehr zu, falls der Franzose, wie 1914 und wie auf der Generalstabsreise 1904 auch durchgeführt, mit starken Kräften in Lothringen angreifen würde, und das mußte er, wenn die Entente, zum Kriege bereit, ihn herbeiführte. Der Franzose stand in Lothringen mit überlegenen Kräften viel eher im Rücken unseres Heeres, als wir bei unserem Durchmarsch durch Belgien in seinem. Das war nicht nur eine Nervenprobe, sondern die kriegerischen Tatsachen hätten dahin geführt, daß der linke Deutsche Heeresflügel, wenn er auch noch durch Landwehr verstärkt würde, schon erhebliche Schlappen erlitten haben mußte, bevor unser rechter in

7*

taktische Berührung mit dem feindlichen linken Heeresflügel getreten war. Das gab zu denken. Noch ernster wurde die Lage dadurch, daß das Deutsche Heer im Falle eines Rückzuges unter diesen Verhältnissen kaum mehr oder doch nur mit geringen Teilen nach Deutschland zurückgekommen wäre, während das französische nach dem Süden Frankreichs ausweichen konnte.

Im November 1905 erteilte Graf v. Schlieffen kurz vor seiner Verabschiedung die Weisungen für den Aufmarsch 1906 auf Grund der auf den Generalstabsreisen 1905 gewonnenen Erfahrungen. Vgl. Anlage 7.

Das gesamte Heer sollte an der Westgrenze aufmarschieren mit dem rechten Flügel nordöstlich Lüttich. Der linke Heeresflügel in Lothringen erhielt eine Stärke von 8—9 Infanterie- und Reservedivisionen, sowie 2—3 Kavalleriedivisionen. Im Osten sollte nur ganz schwacher Grenzschutz aufgestellt werden.

Für den Fall, daß wider Erwarten auch gegen Rußland Heeresteile aufmarschieren müßten, war deren Stärke auf 6 Infanteriedivisionen, 4 Reservedivisionen, 2 Kavalleriedivisionen, 7 Landwehrbrigaden bemessen, die naturgemäß dann aus dem Westaufmarsch auszufallen hätten.

Nach diesen Weisungen wurde der Aufmarsch 1906/07 von mir bearbeitet.

Ich habe die große Generalstabsreise 1905 nicht mitmachen können. Ich war damals zum Admiralstabe und im Anschluß daran auf vier Wochen zur Flotte kommandiert. Ich kam wieder nach Kiel, wo ich als junger Leutnant gestanden hatte. Gewaltig war die Entwicklung der Stadt, noch gewaltiger die Entwicklung der Flotte und der Schiffstypen gewesen. Ich war auf das Panzerschiff „Kaiser Wilhelm II." kommandiert. Das war ein anderes Schiff als die „Baden", es entsprach aber in Armierung, Panzerung und Torpedoausrüstungen den damals herrschenden Ansprüchen schon nicht mehr vollkommen. In der Tat, die Marine konnte dem Kaiser für ihre Entwicklung dankbar sein und mit ihr Volk und Heer, wenn der Oberste Kriegsherr auch so für das Heer gesorgt hätte. Wegen der Entwicklung der Marine durfte, so wie es geschehen, das Heer nicht vernachlässigt werden. Unsere Lage war inmitten Europas eine derartige, daß wir unsere gesamte Volkskraft, sowohl an Menschen wie an Geld, hätten einsetzen müssen, um uns das Leben zu erhalten. Wenn wir das nicht taten, und der Kaiser und die leitenden Staatsmänner es nicht durchsetzten, so war das eine schwere Versündigung am Volke. Sie lag aber tatsächlich niemals in der Vergrößerung der Marine begründet.

Das Kommando zur Marine gab mir zugleich einen tiefen Einblick in ihre ungemein schematische, taktische Ausbildung, die mir schon aufgefallen war, als ich Leutnant im Seebataillon war. Sie bestand in Gefechtsbilderfahren, d. h. sie übte besondere Kampfordnungen ein. Welche Kampf-

ordnung geübt wurde, wurde signalisiert. Vielleicht entsprach das dem Zeitpunkt der Flottenausbildung im Jahr; aber bei meiner Unterhaltung mit höheren Seeoffizieren fand ich wenig Neigung zu freiem Manöver, sie meinten, das Schiffsmaterial wäre zu kostbar. Das mag schon sein. Es war nicht meine Aufgabe darüber nachzusinnen, welche Manöverregeln aufzustellen wären, um auch den Manövern zur See kriegsmäßige Entwicklung zu geben, ohne das Schiffsmaterial zu gefährden.

Ich bin in dieser Darstellung der Zeit vorausgeeilt. Als ich im April 1904 mein Amt als Sektionschef in der 2. Abteilung antrat, mich über den Aufmarsch unterrichtet, und durch die laufenden Arbeiten immer mehr einen Einblick in mein neues Arbeitfeld gewonnen hatte, wandte ich mich im besonderen der Neubildung und kriegsmäßigen Ausstattung der Reserveformationen zu. Schon auf der ersten großen Generalstabsreise war es ja ganz klar, daß General Graf v. Schlieffen die Reservetruppen gar nicht anders wie die Feldtruppen verwandte und das auch bei der Entfaltung der Heeresmächte der Feindstaaten und der Schwäche unseres Friedensheeres tun mußte. Aber die Ausrüstung der Reservetruppen entsprach an vielen Stellen dem nicht. Ebensowenig waren die Reserveverbände, über die General Graf v. Schlieffen auf Generalstabsreisen verfügte, vorhanden. „Reservekorps" als solche gab es noch nicht. Ich habe besonders darauf hingewiesen, daß ich meinen Betrachtungen über meine Tätigkeit als I a in Posen die Verhältnisse der Mobilmachung von 1914 zugrunde gelegt und habe auch gezeigt, warum ich das tat. Es gab eine Reihe von Reservedivisionen verschiedenartiger Zusammensetzungen, dabei einzelne mit „verstärkten" Stäben, einem ganz ungenügenden Ersatz von Generalkommandos, die über den Divisionen stehen, während die verstärkten Stäbe halb Generalkommando, halb Divisionskommando, also eine unglückselige Halbheit waren. Damit war eine einheitliche Führung zweier Divisionen nicht gesichert. Auch auf die mangelhafte Ausstattung der Reservetruppen mit Kolonnen und Trains wies ich hin. Sie entsprach in keiner Weise ihrer zu erwartenden, kriegsmäßigen Verwendung.

Die Landwehrbrigaden, die General Graf v. Schlieffen auch in die Schlacht einsetzte, wie das ja auch durch mich im Weltkriege geschah, hatten keine Feldküchen, keine Feldartillerie, es sei denn zuweilen eine Abteilung oder eine Batterie, keine Sanitätsformationen, keine Kolonnen und Trains.

Die mobilen Ersatzkorps des Generals Graf v. Schlieffen existierten überhaupt nicht.

Es kam noch hinzu, daß die Reserve- und Landwehrverbände in den Jahresklassen des Beurlaubtenstandes völlig verschieden zusammengesetzt waren. So bestanden einige Reservetruppen nur aus Reservisten, d. h. aus Mannschaften bis zum 28. Lebensjahr, andere zu sehr erheblichen Tei-

len aus Jahresklassen der Landwehr I, also aus Mannschaften bis zu 32 Jahren. Bei den Landwehrformationen war dies ähnlich. Einige hatten nur Landwehr I, andere sehr starke Teile Landwehr II, also Mannschaften bis zum 39. Lebensjahr.

Es war für mich ein sorgenvolles Bild der Verworrenheit, das sich mir bot und mir zeigte, wie wenig gleichgestaltet die Kriegsformationen des Heeres waren, während der Feldherr die Forderung zu stellen hat, daß er über in Zusammensetzung und Ausrüstung gleichwertige Einheiten verfügt. Verschiedenheiten bleiben dann noch genug bestehen.

General Graf v. Schlieffen hatte um die Jahrhundertwende mit dem Kriegsminister von Goßler und auch dann noch mit dem Kriegsminister von Einem harte Kämpfe auch um die Ausgestaltung und die gleichmäßige Zusammensetzung der Reserve und Landwehrformationen gekämpft; aber auch hier war ihm Erfolg nicht beschieden gewesen. Er hatte leider den Kampf aufgegeben, ohne seine ganze Person einzusetzen. So war er denn eben dahin gekommen, mit Verbänden zu rechnen, die überhaupt nicht existierten und sich überdies mit solchen zufrieden zu geben, die die schweren Mängel zeigten, von denen ich soeben gesprochen habe. Ich konnte in meiner bescheidenen Stellung nun tatsächlich nichts weiter machen, als bohren und immer wieder bohren. Die Neubildung von Kriegsformationen war zum 1. April vom Generalstabe beim Kriegsministerium zu beantragen. Auch mußte ich mündlich „feilschen", ohne Wesentliches zu erreichen. Hinter chronischem Geldmangel verschanzte sich das Kriegsministerium, wenn es die Anträge ablehnte, denn natürlich kostete die Beschaffung von Waffen, Bekleidung und sonstiger Kriegsausrüstung für die im Mobilmachungfall aufzustellenden Formationen, sowie die Lagerung der Kriegsbestände nicht unerhebliche Mittel. Die Zeit um den 1. April 1905 und den 1. April 1906 war eine besonders schwere. Ich erkannte die ungeheure Vernachlässigung der Wehrhaftmachung unseres Volkes, konnte nichts daran ändern und hörte Einwände, die von unglaublicher Kurzsichtigkeit zeugten und mich um so mehr empörten, je mehr meine Sorge für Volk und Heer wuchs.

Die Vorschläge für eine Mobilmachung der Ersatzformationen wurden abgelehnt. Das Kriegsministerium hielt die Frage der Ersatzgestellung für wichtiger als die Ausstattung des Heeres mit Verbänden, die eine schnelle Beendigung des Krieges möglich und damit weitgehende Ersatzgestellung unnötig gemacht haben würde.

Es gelang mir nur, eine gleichmäßige Zusammensetzung der Reserve und Landwehrformationen aus gleichen Jahresklassen zu erreichen. Das kostete kein Geld. Es war nur eine sorgfältige Überweisung von Mannschaften des Beurlaubtenstandes aus einem Armeekorpsbezirk in den anderen durch die Mobilmachungbestimmungen des Kriegsministeriums er-

forderlich. Der Übelstand vermehrter Mobilmachungtransporte war geringer als die Schäden einer ungleichmäßigen Zusammensetzung der Formationen.

Allmählich gewann ich immer mehr und mehr die Überzeugung, daß wir ja noch nicht einmal sämtliche vorhandenen ausgebildeten Mannschaften im Mobilmachungfall verwendeten. Hunderttausende wurden nicht eingestellt *). Eingehend trug ich das dem Abteilungchef vor und machte Vorschläge zur Abhilfe. Das war der Anlaß, daß General Graf v. Schlieffen den Antrag stellte, im Mobilmachungfall aus diesen Mannschaften „überplanmäßige“ Formationen aufzustellen. Es heißt in dem Schreiben:

„Schon im Feldzuge 1870/71 konnte es vorkommen, daß der Kriegsminister einen Stillstand der Operationen und Beschränkung der Zahl der Gefangenen forderte, weil er den Nachschub an Mannschaften und eine ausreichende Bewachung der Gefangenen nicht sicherstellen zu können glaubte. Damals stand nur ein Gegner gegenüber, heute haben wir mit mehreren zu rechnen. Auch der ostasiatische Krieg (der Krieg Japans und Rußlands) hat gezeigt, daß eine tüchtige und siegreiche Armee auf die Vernichtung des Feindes verzichten muß, wenn durch die Verluste des Feldzuges und die zunehmende Entfernung von der Heimat die Erhaltung der Kraft nicht mehr möglich ist. Für uns liegen die Verhältnisse ungleich ungünstiger, wir dürfen uns nicht mit einem Erfolg begnügen, sondern müssen den Feind vernichten. Dazu ist es notwendig, daß die Feldtruppen für den Kampf ungeschwächt bleiben. Alle Nebenaufgaben, die für die Durchführung der Operation keineswegs nebensächlich sind, müssen durch andere Truppen erfüllt werden. Zur Besetzung eroberten Gebietes und genommener Festungen, für Sicherung der Verbindungen und Aufrechterhaltung der Ordnung im eigenen Lande dürfen den Truppen der mobilen Feldarmee keine Kräfte entzogen werden.“

Es folgt nun der Antrag, gleich bei der Mobilmachung überplanmäßige Formationen in Garnisonausrüstung aufzustellen, um so die Kosten möglichst herabzudrücken. Aber auch dieser Antrag fand verschlossene Ohren. Im Kriege 1914 waren wir bereits im August gezwungen, neue Armeekorps im Innern des Landes, also auch „überplanmäßige“ Formationen aufzustellen. Erhebliche Schwierigkeiten waren dabei zu überwinden, weil nichts vorgesehen war. Es blieb immer bei der gleichen Einstellung des Kriegsministeriums allen Forderungen des Generalstabes gegenüber.

So war Vieles für mich in meiner Stellung als Sektionschef in der 2. Abteilung recht unbefriedigend, andererseits hat sie meine militärische Schau sehr erheblich erweitert und gab mir auch nach anderer Richtung viel.

Ich lernte auf den Generalstabsreisen das Deutsche Grenzgebiet von Basel bis nach Aachen kennen und erfreute mich der großen Naturschönheiten der Vogesen, des Schwarzwaldes und der Eifel, der Mosel- und des Rheintals. Es ist schön unser Deutsches Heimatland.

Im Sommer entsprach ich der Bitte, an den Schlußübungreisen der Kriegsakademie teilzunehmen und während der Reisen einer Gruppe von

---

*) Nach Buat wurden 600000 Ausgebildete nicht verwandt.

12—14 Herren Aufgaben zu stellen und sie zu beurteilen. Aus dem Geprüften des Jahres 1893 war nun ein Prüfender geworden. Die Reisen führten mich nach Thüringen zu beiden Seiten des Thüringer Waldes. Wie schön ist die Landschaft auch dort! Immer mehr lernte ich das Deutsche Land kennen und lieben.

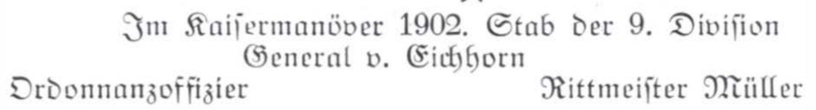
Bei einer dieser Schlußübungreisen kam ich auch über das Schlachtfeld von Jena und fand so erneut Anlaß, mich mit dem Feldzuge Napoleons gegen Preußen 1806 eingehender zu beschäftigen. Viel Rätselhaftes trat mir entgegen. Erst später sollte ich die freimaurerischen Verbrechen kennen lernen, die Napoleon den Sieg über das preußische Heer zuschanzten und es vernichteten.

In den Kaisermanövern wurde ich in Schiedsrichterstäben verwandt. Sie fanden 1904 in Mecklenburg-Schwerin südlich Wismar, 1905 zwischen Koblenz und Frankfurt/Main und 1906 bei Liegnitz statt.

Die Ausbildung, die ich mir selbst gab und erhielt, war also eine ungemein vielseitige, eine gründlichere ist kaum zu denken.

Es war für mich eine große Freude gewesen, daß ich mit meiner Versetzung nach Berlin nun wieder Eltern und Geschwistern nahe war. Ich habe, wenn es der Dienst erlaubte, auch weiterhin bei ihnen Mittag gegessen und habe nun, als nicht mehr junger Mensch, die treue Fürsorge von Vater und Mutter für meine jüngeren Geschwister noch mehr schätzen gelernt als schon in jüngeren Jahren. Im Januar 1906 starb mein Vater. Meine Mutter und wir Kinder verloren in ihm viel. In meiner Erinnerung lebt er als das Vorbild eines Deutschen Menschen, Gatten und Vaters. Er war ein Kind seiner Zeit. Die großen Erkenntnisse, die ich heute gewonnen habe, waren ihm fremd, genau so, wie sie mir auch damals fremd waren.

Der Tod meines Vaters und der Wunsch, meiner Mutter nahe zu bleiben, war einer der Gründe, die mich veranlaßten, im Herbst 1906 das Kommando als Lehrer des 3. Jahrganges der Kriegsakademie in Taktik und Kriegsgeschichte zu erbitten und damit auf die vorübergehende Zurückversetzung in die Front als Bataillonskommandeur zu verzichten, die sonst „programmäßig" erfolgt wäre. Ich erwartete von meiner Lehrertätigkeit an der Kriegsakademie für mich ein erhöhtes Wissen für die mir zugesagte Stellung als Chef der 2. Abteilung, namentlich auf kriegsgeschichtlichem Gebiet. Das mußte förderlich sein, falls ich in einem Kriege Chef der Operationabteilung des Großen Hauptquartiers werden würde. Die Stellung an der Kriegsakademie bot außerdem den Vorteil, daß ich Regimentskommandeur-Gebührnisse sehr frühzeitig erhielt. Auf die Stellung des Bataillonskommandeurs glaubte ich verzichten zu können, da in ihr wirklich nicht viel zu lernen war. Das Schwergewicht bei der Infanterie liegt nun



×
Im Kaisermanöver 1902. Stab der 9. Division
General v. Eichhorn
Ordonnanzoffizier Rittmeister Müller Ordonnanzoffiziere



×
Auf der Schlußübungreise der Kriegsakademie 1907

einmal im Kompaniechef und im Regimentskommandeur. Wie der Kompaniechef seine Kompanie auszubilden hatte, so war der Regimentskommandeur verantwortlich für die Ausbildung des gesamten Regiments und des Offizierskorps im besonderen. Der Bataillonskommandeur war lediglich bei der Ausbildung eine Zwischenstellung und auch nur nötig für die Führung im Gefecht. Hier aber glaubte ich eine weitere Schulung wohl entbehren zu können. So bekam ich denn zum 1. Oktober 1906 die gewünschte Dienststellung.

Lehrer an der Kriegsakademie.

Ich war also „Lehrer", und mit Beginn dieser Tätigkeit fühlte ich den ganzen Ernst dieses Amtes, wie einst als junger Rekrutenoffizier und als Kompaniechef. Ich fühlte die ernste Verantwortung, meinen Zuhörern das Beste zu geben und sie auf die höheren Wirkungbereiche vorzubereiten, die sie doch zu erreichen strebten. Sie folgten mir auch mit gespannter Aufmerksamkeit, und ich fühlte mich bald persönlich mit ihnen verbunden. Ich gab ihnen mein Wissen in möglichst einfacher Darstellung und hatte die Freude zu sehen, wie sich bei vielen ihre militärische Schau erweiterte und vertiefte. Ich erkannte, wie richtig meine Erwartungen auch für meine Weiterbildung durch den Unterricht in der Kriegsgeschichte gewesen waren.

Ich hatte, und zwar in zwei Hörsälen, Unterricht in Taktik nebst Generalstabsdienst bzw. in der Kriegsgeschichte zu geben und zwar auf Grund der Vorschriften, nach denen ich ihn vor 13 Jahren selbst erhalten hatte.

In der „Taktik" trug ich die Operationen eines Armeekorps vor und behandelte dabei den Generalstabsdienst. Ich besprach auch eingehend mit den Zuhörern die Anlage von einfacheren Truppenübungen in kleineren Verbänden und zeigte ihnen dabei meine Manöveranlage aus dem Jahre 1901. Häufig ließ ich auch Arbeiten schreiben. Das sorgfältige Prüfen und Durchdenken von 50 verschiedenen Lösungen taktischer Aufgaben stellte nicht geringe Anforderungen, aber es mußte sein, um ein richtiges Urteil über die Leistung des Einzelnen zu gewinnen, hing doch von diesem Urteil so unendlich viel für den einzelnen Zuhörer ab. Ich bildete es mir ja nicht nur auf der Schlußübungreise, sondern aus meinen Gesamtbeobachtungen. Diese Schlußübungreise hielt ich im Jahr 1907 in Niederschlesien ab und denke gern an den Eifer zurück, den die jungen Offiziere dort betätigten, und an den Geist guter Kameradschaft, der nicht durch „Strebertum" oder sogenannte „Schusterei", die ich auf das Schärfste abgelehnt hätte, irgendwie litt. Natürlich nahm ich an den Übungtagen –– neben den Sonntagen wurden auch noch Ruhetage zu gemeinschaftlichen, kameradschaftlichen Ausflügen eingeschaltet — nur einen Bruchteil der jungen Kameraden zur

Prüfung zu mir. Die anderen waren in vier Gruppen Generalstabsoffizieren anvertraut, die ich zur Teilnahme an der Schlußübungreise gebeten hatte, wie ich darum in den Jahren vorher gebeten war.

In der Kriegsgeschichte verzichtete ich darauf, den Feldzug Preußens und Österreichs gegen Dänemark im Jahre 1864 vorzutragen. Ich hatte später auf einer großen Generalstabsreise Gelegenheit, die Gefechtsfelder dieses Krieges kennen zu lernen. Der Sturm auf die Düppeler Schanzen am 18. April und der Übergang auf die Insel Alsen am 29. Juni 1864 waren stolze Kriegstaten, aber doch nicht für kriegsgeschichtliche Vorträge geeignet. Die Verhältnisse dieses Krieges waren zu enge geblieben. Ich wandte mich gleich dem lehrreichen Kriege 1866 Preußens gegen Österreich und verschiedene andere Deutsche Staaten wie Hannover, Bayern, Württemberg und Baden zu und wählte zunächst als Vortragsthema den getrennten Einmarsch der preußischen Armeen aus der Richtung Reichenbach und Görlitz über Gitschin und aus der Grafschaft Glatz in Böhmen und ihre Vereinigung auf dem Schlachtfelde von Königgrätz am 3. Juli, eine Schlacht, die so leicht zu „einem Sedan" gegen die österreichische Armee hätte werden können. Den Rest des Feldzuges, d. h. den Vormarsch der preußischen Armee auf Wien und die Kämpfe und die Niederlagen des uns verbündeten italienischen Heeres in Oberitalien, so die Schlacht von Custozza, behandelte ich nur ganz kurz.

Als weiteres Thema aus dem Feldzuge 1866 wählte ich den Feldzug der preußischen Main-Armee nach dem Gefecht bei Langensalza am 27. Juni gegen die Hannöversche Armee, die von preußischen Truppen umstellt, die Waffen hatte strecken müssen. Der Zug der Mainarmee durch die Rhön, die Kämpfe an der fränkischen Saale und bei Aschaffenburg, ihr Einzug in Frankfurt/Main und dann ihr Vormarsch südlich des Mains, ihre Kämpfe an der Tauber bis zum Kampf bei Würzburg und der Einmarsch anderer preußischer Truppen in Nürnberg, gaben eine Fülle besonders anregender taktischer Lagen.

Damals nahm ich an, daß der Krieg von 1866 durch den schweren Entschluß Bismarcks entstanden sei, die Deutsche Frage durch den Ausschluß Österreichs aus dem Deutschen Bunde zu lösen, und Bismarck in allen Sachen der Treibende war. Heute weiß ich, daß die römische Politik des Hauses Habsburg die Kriegsursache war, da Rom durch Österreich dem protestantischen Preußen und damit auch dem Protestantismus den Garaus machen wollte. Bismarck hatte also allein in berechtigter Selbstverteidigung seines Landes das Geschick sozusagen am Schopfe gepackt und mit Hilfe Moltkes gemeistert. In weiten Teilen Süd- und Westdeutschlands war ja damals eine planmäßige Vernichtung und Ausraubung der protestantischen Bevölkerung durch die Römischgläubigen im Fall des Sieges

des Hauses Habsburg vorgesehen. So war das Blutsbewußtsein innerhalb des Deutschen Volkes durch die Christenlehre vernichtet worden.

Der Feldzug 1866 war ein lehrreiches Beispiel für die Kriegführung zweier Verbündeter, denn zwischen Preußen und Italien waren die schwerwiegendsten Reibungen an der Tagesordnung. Es lehrte aber dieser Krieg, wohin selbst eine tapfere, aber schlecht ausgerüstete und geführte Armee gegen einen zahlenmäßig schwächeren Gegner kommen kann. Die schwächere Preußische Armee war durch Zündnadelgewehr, Taktik und Ausbildung der österreichischen Armee und den Truppen der süddeutschen Staaten weit überlegen. Das völlige taktische Versagen, namentlich dieser Truppen auf den Gefechtsfeldern, trotz tapferer Haltung des einzelnen Soldaten, war der schlagendste Beweis für die Notwendigkeit des Zerschlagens des Deutschen Bundes *) durch Bismarck und der Gründung des Reiches, die nur unter Ausschluß Österreichs, so lagen damals die Verhältnisse, erfolgen konnte. Das Deutsche Volk kam unter Preußens Führung durch die Siege seines Heeres 1870/71 zur Einheit und Wohlfahrt.

Aus diesem Kriege wählte ich nach kurzer Besprechung des Vormarsches des Deutschen Heeres auf Metz, der Schlachten um Metz, am 14., 16. und 18. August 1870 und der Einschließung von Metz den Weitermarsch der noch verfügbaren Deutschen Armeekorps auf Paris und aus ihm heraus ihren Rechtsabmarsch auf Sedan bis zur Schlacht am 1. und 2. September, der ein Zusammenballen der Deutschen Armeekorps brachte, das den Erfolg stark gefährdete.

Bei der Darstellung der Kriegshandlung versuchte ich mich, wie meine Zuhörer, nach fleißigen Studien immer verständnisvoller und gründlicher in die Lage der Führer hineinzudenken, deren Feldzüge ich besprach, mir ein Bild von den zahlreichen Reibungen und auch von den Verhältnissen und den Nachrichten vom Feinde zu machen, unter denen die Führer ihre Entschließung zu treffen hatten und Klarheit über die Wirkung zu ge-

*) Im Jahre 1806 hatte Kaiser Franz aus dem Hause Habsburg die Deutsche Kaiserkrone abgelegt, damit hatte das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" aufgehört zu bestehen. Die Freiheitkriege unter Preußens Führung brachten dem Deutschen Volke nicht ein einheitliches Reich, wie es die besten Deutschen erhofft hatten. Das Haus Habsburg unter dem Einflusse Roms war dagegen, und auch die andere überstaatliche Macht, der Jude, wünschte im Herzen Europas keine Machterweiterung des von ihm so gefürchteten Deutschen. So entstand denn aus verschiedenen Gründen, unter denen die Selbstsucht von Dynastien nicht zu vergessen ist, der Deutsche Bund, d. h. die Deutschen Staaten bildeten einen Bund gleichberechtigter Staaten unter dem Vorsitz Österreichs, zu dem aber wesentliche Teile Österreichs und Preußens wiederum gar nicht gehörten. Die Heeresverfassung dieses Bundes war eine Spottgeburt an Vielgestaltigkeit nach jeder Richtung. Sein Verschwinden und zugleich das Aufgehen von Deutschen Ländern in Preußen war eine Voraussetzung für die Einigung Deutschlands.

winnen, die der Krieg auf die Truppe ausübte. Ich überlegte mir, was ich in den betreffenden Lagen gemacht haben würde und zeigte auch, wie die Operationen der damaligen Zeit unter neuzeitlichen Anschauungen und neuzeitlicher Bewaffnung verlaufen wären. Ich kannte damals die Ansichten des Generals Graf v. Schlieffen über diese Feldzüge noch nicht. Doch zeigte mir später das Buch „Cannä“, wie sehr sich meine Anschauungen mit den seinigen deckten.

Zuweilen ließ ich meine Hörer selbst kriegsgeschichtliche Vorträge halten, um sie damit zu kriegsgeschichtlichen Studien anzuleiten. Scharf hielt ich darauf, daß die jungen Offiziere stets maßvoll auch über falsche Führerentschlüsse urteilten und eine Bescheidenheit in der Kritik sich zu eigen machten, deren sich jeder befleißigen sollte, der über militärisches Handeln glaubt, urteilen zu müssen. Nichts ist mir damals schon so verwerflich erschienen als ein Nachplappern von Urteilen, ohne eine Sachkenntnis, die nur auf ernstem Studium beruhen kann.

Ich hatte Gelegenheit, mir noch im Jahre 1906 auf einem Urlaub die Schlachtfelder des Krieges 1866 in Nordböhmen anzusehen. Ich war überrascht über ihre Enge. Wie hatten sich seitdem die Kampffronten gelockert, wie waren die Anforderungen, die an den einzelnen Mann, aber auch an den Führer gestellt werden mußten, gestiegen. Nie werde ich auch vergessen, welchen Eindruck es auf mich machte, daß auf den Schlachtfeldern von Gitschin und Königgrätz Soldatengräber mit nur tschechischer Inschrift zu finden waren. So hatte ich mir das Beiseitedrängen des Deutschtums in Böhmen unter dem Hause Habsburg doch nicht vorgestellt!

Die Schlachtfelder um Metz des August 1870 habe ich oft bei Generalstabsreisen gesehen, auch das Schlachtfeld von Sedan bei einer kurzen Urlaubsreise nach Frankreich besucht, hier führte mich der Weg auch über das Schlachtfeld von Valmy, jener Schlacht vom 20. September 1792, nach der das von Freimaurern geführte preußische und österreichische Heer vor der französischen Revolutionarmee kehrt gemacht hatte. Als ich die Inschrift des Freimaurers Goethe auf dem Denkmal des Generals Dumouriez, des Führers des französischen Heeres in der Schlacht las:

„Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an“,

konnte ich damals den Sinn dieser Worte noch nicht erfassen. Erst meine späteren Studien zeigten mir, daß diese Worte den Sieg der überstaatlichen Mächte, die die Revolution von 1789 in Frankreich gemacht hatten, über das Leben und die Seele der Völker ankünden sollten.

Ich bin nicht mehr dazu gekommen, auf der Kriegsakademie auch noch den späteren Teil des Feldzuges 1870/71 vorzutragen. Ich hatte beabsichtigt zu zeigen, wie trotz der bei Beginn des Feldzuges vorhandenen starken Überlegenheit des Deutschen Heeres von 106 Bataillonen, 130 Eskadrons

und 600 Geschützen das Besetzen weiterer Gebiete Frankreichs und die Belagerung von Paris doch dahin geführt hatten, daß das Deutsche Heer, gegenüber dem mit großer Tatkraft in Frankreich entfachten Volkskriege in schwierige Lagen gekommen war, weil die Deutsche Heeresleitung nicht für die Aufstellung von Neuformationen aus verfehlten Bedenken über den Wert derselben in hinreichendem Maße gesorgt hatte.

Durch das ernste Studium der Kriegsgeschichte habe ich meine Anschauung gefestigt. Mein Blick hatte sich durch dieses Studium für die Reibungen, die ein Krieg immer mit sich bringen wird, geschärft. Ich hatte auch erkannt, welch ausschlaggebender Faktor ein zielbewußter Wille ist, und wie sittliches Verantwortungbewußtsein vor keinen Schwierigkeiten zurückschrecken darf und veraltete Anschauungen über Bord zu werfen hat. Kriegführen erschien mir als eine Kunst, der Feldherr mußte Begabung haben, diese aber mit eisernem Fleiß vereinigen, damit er in der Krise, in der Zeit zu Erwägungen nicht mehr vorhanden ist, den geschuldeten Entschluß findet, der der Lage, aber auch dem Wert seiner Truppe im Vergleich mit der gegnerischen entspricht. Eine ungeheure Verantwortung liegt auf dem Feldherrn*).

Würde ich bei der zunehmenden Spannung in Europa auch noch einen Krieg erleben und ihn dann als Chef der Operationsabteilung mitzumachen haben? Ich war jung in die Armee getreten, hatte sehr früh und immer steigend ernste Verantwortung getragen. Sie legte immer mehr mein Leben in Beschlag. Sie sollte es noch weit mehr bestimmen, als ich im März 1908 Abteilungchef der 2. Deutschen Abteilung des Großen Generalstabes wurde, der im Mobilmachungfall Chef der Operationsabteilung war. Mitten im Lehrgang, der erst im Juli beendet war, mußte ich meine Schüler verlassen.

Chef der 2. — Deutschen — Abteilung.

Ich trat auf allen Gebieten gut vorbereitet eine sehr bedeutungvolle Stelle an, die, wie ich schon dartat, mit unendlich viel Unklarheiten und Schwierigkeiten verknüpft war, die in den damals herrschenden Ansichten

*) Was hier für den Feldherrn gesagt ist, dem Kriegsgeschichte Lebenserfahrung ersetzt, gilt in gleichem Maße für jeden, der auf die Gestaltung des Volkslebens Einfluß hat. Er sollte Weltgeschichte studieren, aber richtig dargestellte Weltgeschichte und insonderheit die Geschichte des eigenen Volkes und dies auch nicht im landläufigen Sinne allein nach äußeren Geschehnissen, sondern auch von der Schau des Rasseerbgutes und der diesem arteigenen Gotterkenntnis aus und mit dem Wissen des Wirkens überstaatlicher Gewalten z. B. des Juden und des römischen Papstes bzw. des Jesuitengenerals und der schweren Seelenschädigung der Völker durch artfremde Religionen und occulte Lehren. Solche Geschichte sollte auch die Grundlage unseres Volksschulunterrichtes und der Besitz jedes Deutschen sein. Im dritten Bande werde ich hierauf eingehend zurückkommen.

und mit den Persönlichkeiten verbunden waren, unter denen ich zu wirken hatte. Ich habe dabei eine kurze Charakteristik der Generale v. Moltke und v. Stein gegeben und die Unklarheiten der Stellung eines Abteilungchefs gezeigt. Er war in bezug auf die Verantwortung nicht Fisch noch Vogel. Jetzt konnte sich General v. Stein nur schwer daran gewöhnen, daß ich leidenschaftlich Hindernisse beiseite schieben wollte, die sich der Ausgestaltung unserer Wehrkraft für den Krieg entgegenstellten. Doch er glaubte auf seine Weise durch seine Beziehungen zum Kriegsministerium Gutes wirken zu können, blieb aber weiter diesem gegenüber von gleicher Nachgiebigkeit, namentlich gegen Einwendungen, unsere Finanzkraft wäre beschränkt.

Der in sich gebrochene General v. Moltke fühlte sich durch General v. Stein gestützt und konnte sich vor sich selbst für seine Zurückhaltung dem Kriegsministerium gegenüber auf seinen Vorgänger nur zu sehr berufen. General v. Moltke fürchtete den Krieg. Er war ihm ja, wie ich jetzt weiß, durch das „Heeresmedium" Lisbeth Seidler für 1914 schon 1899 vorausgesagt worden. Er zitterte vor ihm, hatte aber keine Kraft alles einzusetzen, um dem Unheil die Spitze zu bieten oder sein Amt aufzugeben. Das durfte er wohl auch nicht, und so schwankte er haltlos hin und her. So hatte ich mit vielen Schwierigkeiten und Hemmnissen innerhalb des Generalstabes zu rechnen, die mir natürlich in ihren Zusammenhängen damals nicht klar sein konnten.

Ferner war es ein Übelstand sondergleichen, daß ich nicht von den Vorgesetzten des Generalstabes über die außenpolitischen Zusammenhänge unterrichtet wurde. Diese hätten die Grundlage für mein Wirken abgeben müssen, ganz abgesehen davon, daß die Wehrmacht eines Landes ganz unabhängig von den politischen Zusammenhängen ausgestaltet werden muß; diese politischen Zusammenhänge können sich in jedem Augenblick ändern, nicht aber kann ein Heer schnell geschaffen werden *). Darum ist es der allein richtige Grundsatz, daß ein Volk seine ganze Kraft an Menschen und materiellen Mitteln schon im Frieden für seine Erhaltung im Kriegsfall einzusetzen hat. Aber der entschleierte Gang der politischen Ereignisse und der richtige Überblick über sie hätten doch augenblicklichen Forderungen erhöhten Nachdruck geben können. So ist es doch in Praxis, wenn Widerstände zu überwinden sind und allen möglichen und unmöglichen Ausflüchten zu begegnen ist. Die politischen Ereignisse wurden für mich nicht die Grundlage meines Wirkens, sie bildeten nur den Hintergrund. Es ist eine geschicht-

*) England und die Vereinigten Staaten, durch Meere geschützt, konnten im Weltkriege 1914—18 Armeen aufstellen. Doch beanspruchte dies viel Zeit. Deutschland bei seinen ungeschützten Grenzen ist in einer ganz anderen Lage. Die neu aufgestellten Armeen Englands und der Vereinigten Staaten wären auch für den Weltkrieg ausgefallen, wenn Deutschland infolge Ausnutzung seiner Wehrkraft sich den Sieg gesichert haben würde.

liche Tatsache, daß mir die Vorgesetzten des Generalstabes keinerlei politische Nachrichten gaben. Namentlich müssen doch dem Chef des Generalstabes bei seinem engen Verkehr mit dem Kaiser und auch dem Reichskanzler solche zugegangen sein, oder hat es an einem Zusammenwirken der verantwortlichen Stellen auf dem Gebiet der Politik gefehlt, weil z. B. „das Ressort" des Chefs des Generalstabes der Armee „nur" das Kriegführen war, wenn sich die Politik, ihn zu führen, gezwungen fühlte? Bei den verkehrten Ansichten über das allgewaltige Wesen eines Krieges, die in Beamtenkreisen bis in die höchsten Stellen hinein zufolge fehlerhafter Berufsbildung herrschten, wäre das an und für sich nicht undenkbar. Die Reichsregierung hat sich ja auch nicht einmal im Weltkriege zu der Erkenntnis aufgeschwungen, daß Politik und Kriegsführung eins sind, und die Politik der Kriegsführung nicht nur im Kriege, sondern auch schon im Frieden durch Bereitstellen der Volkskraft für den Krieg zu dienen hätte. Wie sich die Politik im Weltkriege in engstirnigem Denken hinter den Ressortstandpunkt verschanzte und diesen Ressortstandpunkt benutzte, um Lebensfragen des Volkes zu vernachlässigen, war es auch schon im Frieden gewesen. Aber immerhin wird der Chef des Generalstabes doch auch von Vielem unterrichtet gewesen sein, allein durch den Kaiser, der doch wirklich in der Wiedergabe politischer Tatsachen nicht gerade zurückhaltend war. Es ist jedenfalls so, daß im Oktober 1912, nachdem ich endlich im Generalstabe freie Bahn für meine Absichten, die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht durchzusetzen, bekommen hatte und in engster Verbindung mit General v. Moltke über die Notwendigkeit der Heeresverstärkung im Frieden und des Ausbaues der Kriegsformationen stand, und er mir auch das größte Vertrauen entgegenbrachte, er mir nicht mitgeteilt hat, daß der Kaiser gleiches wolle. Ich arbeitete also an einer Heeresvorlage in Unkenntnis davon, daß auch der Oberste Kriegsherr eine solche wünsche. Ich erfuhr davon erst 12 Jahre nach dem Weltkriege durch eine Anfrage des Reichsarchivs. Diese Ungeheuerlichkeit wirft ein Schlaglicht auf tatsächlich bestehende Verhältnisse, aber auch auf die unendlichen Schwierigkeiten meiner Stellung.

Es war nicht nur Pflicht des Reichskanzlers und des Kaisers, sich die Kriegsmacht zu schaffen, die das Land für seine Selbsterhaltung bedurfte, — der Kaiser hat es im übrigen mehr getan, wie ich jetzt aus dem angeführten Werke des Reichsarchivs entnehme, als ich bisher ahnte — es war an erster Stelle Aufgabe des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes, das zu erreichen und hierzu ihren Untergebenen die nötigen politischen Mitteilungen zu machen. General v. Moltke hat dem nicht genügt. Wie weit im übrigen Mitteilungen des Generals v. Moltke bei dem Oberquartiermeister General v. Stein, hängen geblieben sind, was an und für sich bei der Natur des Generals v. Stein möglich gewesen wäre, weiß ich

nicht. Im Herbst 1912 war dieser indes nicht mehr im Generalstabe, und sein Nachfolger war anders geartet. Es waren auch keine Schranken mehr in meinem Verkehr mit dem Chef des Generalstabes.

Die außen- und innenpolitische Lage hatte sich seit 1905 erheblich geändert. Der Marokkokrise dieses Jahres war die Algecirasonferenz gefolgt, auf der wir neben Österreich-Ungarn in glänzender Vereinsamung standen. Die Haltung Italiens zeigte damals schon deutlich den Weg an, den es im Mobilmachungfall gehen würde. Das Nachgeben Deutschlands offenbarte die Schwäche seiner Regierung, trotzdem die militärische Lage des Reichs, wie ich bei Besprechung der Entstehung des Aufmarsches 1905 dargelegt habe, eine so günstige war, wie lange nicht vorher. Damit Deutschland nun ja nicht auf kriegerische Gedanken käme, die wirklich gar nicht zu befürchten waren, erschien noch 1906 der englische Kriegsminister Lord Haldane in Berlin, um Deutsche Heereseinrichtungen zu studieren. Das gestattete die Regierung, die in dieser Entsendung wohl einen Hoffnungstrahl erblickte, sich mit England auszugleichen, erfreut. Auch zu unserer Entwickelung tagte ein Jahr darauf, also 1907, die 2. Haager Friedenskonferenz, als Nachfolgerin der 1. des Jahres 1899. Dieser war damals der Burenkrieg und bald darauf der russisch-japanische Krieg gefolgt. Was würde nach dieser Friedenskonferenz kommen, war die allgemeine Frage. Ich habe diese Konferenzen nur als ein Unheil angesehen, die verhängnisvolle Friedenstäuschung innerhalb des Deutschen Volkes zu festigen. Ihre Abmachungen für den Kriegsfall mußten bedeutunglos bleiben, aber der Glaube an das Völkerrecht war auch in einigen Regierungstellen nicht zu zerstören. Als ich ein Jahr später an Beratungen über die von England angeregte Revision des Seekriegsrechts teilnahm, konnte ich hierüber meinem Erstaunen nur recht deutlich Ausdruck geben. Der Vertreter des Auswärtigen Amtes stellte sich nämlich in Übereinstimmung mit dem Vertreter der Marine auf den Standpunkt, daß England bei der Blockade Deutschlands den Festsetzungen des Seekriegsrechtes entsprechen, d. h. den Blockadebogen, der ein Durchbrechen Deutscher Kriegsschiffe und Handelsschiffe unmöglich machen sollte, quer durch die Nordsee, angelehnt etwa an Ostfriesland und Nordschleswig, legen würde, während ich ketzerisch meinte, England würde auch noch andere Maßnahmen ergreifen, um uns nicht nur zu blockieren, sondern uns auch die Zufuhr über Holland und durch die nordischen Gewässer abzuschneiden. Da hieß es, das wäre gegen das Völkerrecht und könne nicht erfolgen!

Der Reichskanzler v. Bülow war über die Bloßstellung Deutschlands auf der Algecirasonferenz in seiner bekannten Art spielend hinweggeglitten, er verzieh Italien die „Extratour". Wenn Fürst Bülow sich damals auch an den Kriegsminister wegen einer Heeresvermehrung wandte,

so war das ein Handeln nur unter vier Augen. Das Volk — und ich in ihm — wurde nicht über den Ernst der Lage aufgeklärt. Zudem war es, wenn auch lange nicht in dem erforderlichen Maße, mit den Ereignissen in Südwestafrika beschäftigt gewesen. Hier war schon 1904 der Aufstand ausgebrochen und immer noch nicht beendet worden. Die nicht hinreichende Bewilligung der Kredite für den südwestafrikanischen Krieg, für dessen Führung nebenbei General Graf v. Schlieffen die Weisungen gab, hatte dann zur Auflösung des Reichstages geführt, die Neuwahl eine andere Zusammensetzung gebracht. Die Sozialdemokratie war stark zurückgegangen, der blau-schwarze Block, d. h. Konservative, Freikonservative, Nationalliberale und Zentrum waren die Stütze der Regierung geworden. Ihr war eine Finanzreform Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck der dringenden Stärkung der Kriegsmacht, ganz abgesehen davon, daß das Abhängigmachen der Kriegsrüstung im Frieden von den Finanzen in der damaligen politischen Lage der schwerste Fehler war, den Deutschland begangen hat oder — hat begehen müssen. Es zahlt jetzt Milliarden über Milliarden, während es damals mit Millionen, vielleicht einer oder zwei Milliarden ausgekommen wäre, die zudem die Wirtschaft des Landes befruchtet hätten, denn das wird sich heute jeder Deutsche sagen können, daß das Fehlen einer Rüstungindustrie unser Elend vermehrt.

Nach meiner Übernahme der Geschäfte des Chefs der 2. Abteilung traten nun sehr bald Ereignisse ein, die die politische Lage weiter verschärften. Innenpolitisch war es die unverzeihliche Preisgabe des Kaisers durch den Fürsten Bülow, der ein von ihm gebilligtes Kaiser-Interview im Reichstage nicht deckte. Die Verhandlungen im Reichstage müssen für die Deutschlandfeindlichen Völker geradezu ein Anreiz gewesen sein, kriegerische Absichten sich als leicht durchführbar vorzustellen, während sich die tiefen Spaltungen im Volke durch sie noch erweiterten. Das kaiserliche Ansehen begann zu schwinden. Das Deutsche Volk war nicht einsichtig genug, es aufrechtzuerhalten, nicht des Monarchen halber, sondern um seiner selbst willen. Die Bezeichnung „S. M.“ für den Kaiser als Abkürzung des Wortes „Seine Majestät“ auch in Offizierskreisen, war ein ernstes Anzeichen. Diesen Erscheinungen, deren Folgen ich tief empfand und bedauerte, standen Kaiser und Regierung hilflos gegenüber. Die sittlichen Machtmittel des Staates wurden nicht für die Erhaltung des Ansehens des Kaisers und damit in der damaligen Lage, des Volkes eingesetzt.

Die außenpolitische Lage wurde im Oktober 1908 durch die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina in den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie verschärft. Beide Gebiete waren ihr im Berliner Kongreß 1878, der den russisch-türkischen Krieg 1876/77 beendet hatte, zur Verwaltung überwiesen. Durch die Einverleibung änderte sich an dem

Besitz praktisch nichts, aber doch war sie von tief-innerer Bedeutung. Sie war ein Schlag gegen Serbien, das Bosnien und die Herzegowina mit ihrer vorwiegend serbischen Bevölkerung für sich beanspruchte und wußte, daß Rußland als führende slawische Macht diesen Anspruch billigte. Die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina richtete sich demnach wesentlich auch gegen Rußland, das eine Umbildung Österreich-Ungarns zu einer zweiten slawischen Großmacht und seine erweiterte Einflußnahme auf der Balkanhalbinsel, die Rußland ja als seinen Interessenbereich beanspruchte, als eine feindliche Handlung ansah. Österreich-Ungarn hatte diesen Zeitpunkt wohl in Anbetracht der noch nicht überwundenen militärischen Schwäche Rußlands gewählt. Trotzdem war es jetzt in Nöten. Fürst v. Bülow sprach das Wort von der „Nibelungentreue“ Deutschlands zu Österreich-Ungarn und erleichterte so die Glättung der Spannung; aber der Stachel mußte doch in Serbien und Rußland zurückbleiben und in diesen den Wunsch zur Schwächung Österreich-Ungarns und zur kriegerischen Auseinandersetzung mit ihm immer mehr festigen, ganz abgesehen davon, daß sie von den überstaatlichen Mächten gewünscht und gefördert wurde. Die Wahrscheinlichkeit, daß in einem Deutsch-französischen Konflikt Rußland nicht eingreifen würde, wurde erheblich geringer. Es war für die Gegner von unleugbarem Vorteil, wenn die Kriegsursache im Osten lag und derart herbeigeführt wurde, wie es dann ja auch durch die Ermordung des Erzherzog Thronfolgers von Österreich und Ungarn in Serajewo eintrat, daß Rußland über Krieg und Frieden entscheiden mußte. Frankreich würde folgen. Das lag fest in der Hand der Kriegstreiber. Anders war es, wenn etwa infolge der Marokkokrise ein Krieg ausgebrochen wäre. Da war Rußland nicht unmittelbar betroffen, und Rußlands waren sich die überstaatlichen Drahtzieher doch noch nicht völlig sicher.

Das Deutsche Volk wurde wieder nicht aufgeklärt. Ich hatte nun aber doch Anlaß gehabt, mich mit der österreich-ungarischen Wehrmacht zu befassen und erkannte, wie rückständig sie war. Meine Bitte an den Chef der Zentralabteilung, zu den nächsten österreich-ungarischen großen Manövern kommandiert zu werden, wurde nicht erfüllt. Solches Kommando läge außerhalb „meines Ressorts“. Wieder einmal war ich über Engstirnigkeit entrüstet. Ich erhielt aber später eine Reiseunterstützung und konnte Bosnien und die Herzegowina bereisen. Die feindliche Haltung der Bevölkerung gegenüber der ungarischen Verwaltung drängte sich einem ordentlich auf. Längs der serbischen Grenze standen österreichische Kompagnien gleichsam im Kriegszustande. Aber Verwaltung und Heer fühlten sich als Herren der Lage. Ich hatte dann auch noch Gelegenheit, gelegentlich einer Fahrt mit Deutschen Automobilfahrern, in Wien den Chef des Generalstabes, General v. Konrad, kennenzulernen, der sehr ernst mit mir über die politische

Lage der Mittelmächte sprach. Das war ganz anders, als es in Berlin betätigt wurde. General v. Konrad sah namentlich in Italien den Feind der österreichisch-ungarischen Monarchie. Er beklagte aber auch die Politik Ungarns den Serben und Rumänen gegenüber. Er mußte bald darauf seine Stellung aufgeben, erhielt sie dann aber später noch vor dem Weltkriege, wohl als der bedeutendste Offizier der österreichisch-ungarischen Armee, mit Recht wieder. Dieses kurzen Zusammenseins erinnerten wir uns, als ich im September 1914 mit General Konrad v. Hötzendorf, so war sein voller Name, in seinem Hauptquartier Neu-Sandec in Westgalizien nach den Siegen bei Tannenberg und den Masurischen Seen und den Niederlagen des österreichisch-ungarischen Heeres bei Lemberg und am San die ersten Operationen der Deutschen Truppen in Südpolen besprach, die das uns verbündete Heer entlasteten und zum weiteren Widerstand befähigten.

Der bosnischen Krise 1908/09 folgte im Jahre 1911 die 2. Marokkokrise. Frankreich hatte sich um die Festsetzung der Algecirasconferenz nicht gekümmert, hatte vertragswidrig Fez, die Hauptstadt Marokkos, besetzt, worauf der Deutsche Kaiser den „Panther" nach Agadir, an der Westküste Marokkos, entsandte. Wieder gingen die Wogen hoch. Lloyd George hielt im Juli eine Rede, durch die alle Zweifel auch der militärischen Übereinstimmung Frankreichs und Englands gegen Deutschland schwanden. Rußland war aber noch nicht völlig kriegsbereit! Deutschland wich wiederum zurück, und wiederum blieb das Volk durch seine Regierung über seine Lage unaufgeklärt. Peinlich empfand ich im Großen Generalstab in Berlin die Unstetigkeit und Schwäche unserer Regierung. Inzwischen war bereits eine neue Spannung im Anzuge. Italien besetzte den türkischen Besitz in Nordafrika, Tripolis, und auch türkische Inseln an der kleinasiatischen Küste. Im Oktober 1912 brach dann der Krieg auf der Balkanhalbinsel selbst aus. Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland griffen unter dem Protektorat Rußlands die Türkei an und schlugen sie. Sie mehrten dadurch ihre Macht auf Kosten der uns wohlgesinnten Türkei, was insonderheit eine Verschiebung der Machtverhältnisse in Südosteuropa zuungunsten Österreichs bedeutete, da namentlich Serbien verstärkt wurde. Die Spannungen zwischen Rußland und Österreich erreichten bald einen hohen Grad. Diese Spannungen waren jetzt um so gefahrdrohender geworden, als durch die klar erkennbare Zusammenarbeit des französischen und russischen Generalstabes die russischen Rüstungen immer weiter verbessert wurden, die Wehrmacht ausgebaut und das strategische Eisenbahnnetz an der Westgrenze vervollständigt wurde. Die französische Heeresverwaltung hatte in gleicher Zeit frühere Schwächen ausgeglichen. Die englische Flotte war mit ihren ausschlaggebenden Teilen auch von dem Mittelmeer her im Kanal und an der Ostküste Englands drohend gegen Deutschland zusammengezogen. Die

zahlreichen Begegnungen des Kaisers mit dem Zaren, den Königen von England und Italien, ebenso wie ein erneuter Besuch des englischen Kriegsministers Haldane in Berlin, waren nur zu geeignet, über diese ernsten Verhältnisse hinwegzutäuschen, zumal ja auch die Erklärungen des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg *) und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts im Reichstage diesem allen nicht Rechnung trugen. Hierzu kam das Streben der Presse und der in das Volk gestreuten Suggestionen, jede Kriegsgefahr für ausgeschlossen zu erklären. Heute wissen wir, daß der Krieg 1914 ausgebrochen ist, damals wurde der Krieg auf keinen Fall für so nahe bevorstehend gehalten.

Innenpolitisch war die Regierung, wie sie außenpolitisch zurückwich, auch vor dem Reichstage zurückgewichen. Die Neuwahl im Jahre 1912 hatte einen starken Sieg der Sozialdemokratie gebracht. Das Eingehen des Reichskanzlers auf römische Wünsche schien verhängnisvoll, nicht minder aber auch die Politik des Großadmirals v. Tirpitz, den Reichstag zu umschmeicheln, um seine Flottenvorlagen durchzubringen.

Mit dem Amtsantritt des Staatssekretärs des Reichsschatzamts Wermuth im Jahre 1909 war dieses Amt zum ausschlaggebenden in Deutschland geworden. Er hatte den Satz geprägt:

„keine Ausgabe ohne Deckung“

und ihn auch zur Geltung gebracht. Das wirkte sich immer verhängnisvoller auf die Gestaltung unserer Wehrmacht und immer lähmender auf alle Entschließungen des Kriegsministers aus. Reichsschatzamt und Reichstag hingen wie ein Bleigewicht an dem Kriegsminister und seinen Offizieren und ließen keine Entschlußfreudigkeit im Kriegsministerium aufkommen. Generalstabsoffiziere, die als entschlußfreudige Menschen in das Kriegsministerium gingen, wurden bald durch die dort herrschende Luft in ihrer Entschlußkraft gelähmt. Hoffnungen, die ich auf sie gesetzt hatte, daß sie meinen Kampf unterstützen würden, mußte ich nur zu oft aufgeben. Einige Offiziere des Kriegsministeriums waren indes durch die Verhältnisse ihrer Behörde verbittert und klagten mir ihr Leid und bestärkten mich in meinen Forderungen.

Ich habe hiermit kurz die politische Lage geschildert, die, wie ich wiederhole, nicht die Grundlage, sondern nur den Hintergrund für mein Wirken abgegeben hat, und kann nur nochmals die Ungeheuerlichkeit der Unterlassung hervorheben, daß der Chef des Generalstabes nicht nur mich, sondern wohl auch die anderen in Betracht kommenden Abteilungchefs über die politische Gesamtlage nicht unterrichtet hat.

Auch innerhalb des Generalstabes sorgte der Chef des Generalstabes nicht

*) Seit dem 14. Juli 1909. Fürst v. Bülow hatte nun doch wegen seiner Haltung im Reichstage bei den Angriffen auf den Kaiser aus Anlaß des Interviews mit einem Engländer das Vertrauen desselben mit Recht verloren und seinen Abschied nehmen müssen.

für eine genügende Zusammenarbeit der Abteilungen. Jede Abteilung „saß" sozusagen auf ihrem Ressort. Die Arbeit gipfelte ja in der Person des Chefs des Generalstabes. Das war auch an und für sich richtig; denn er trug die Verantwortung. Aber das Arbeitgebiet war so groß und so vielgestaltig geworden, daß er sich selbst dadurch hätte entlasten und als seine Aufgabe hätte betrachten müssen, z. B. mit den Chefs der 1. (russischen) 2. (Deutschen) 3. (französischen) 5. (österreichischen) Abteilung nebst den dazugehörigen Oberquartiermeistern das Heereswesen der Staaten in gemeinsamen eingehenden Besprechungen, bei denen er den Vorsitz führte, zu behandeln. Erst dadurch wären u. a. die mit so ungeheurem Fleiß angefertigten Zusammenstellungen über das russische und französische Heer zur vollsten praktischen Auswirkung für Deutsche Verhältnisse gekommen, wie umgekehrt der klare Einblick in diese anderen Abteilungen bessere Vergleichsmöglichkeiten gegeben hätte. Natürlich hielten wir Abteilungchefs auch gewisse Verbindung untereinander. Aber das konnte eine vom Chef geleitete Zusammenarbeit nie ersetzen.

Mein Arbeitgebiet, das ich unter so schwierigen Verhältnissen zu verwalten hatte, war gegen das des Sektionschefs erheblich erweitert. Ich bespreche es hier eingehend, um damit zu zeigen, welche Arbeit für das Volk die militärischen Stellen des alten Heeres zu leisten hatten. Es lag auf mir neben der Bearbeitung des Aufmarsches nun die Sorge für das Heer, ja für die Sicherheit des Volkes. Die Sorge für das Volk und das Heer wurde immer drängender und der Heeresorganismus immer komplizierter, das Arbeitgebiet dehnte sich aus und damit wuchsen die Reibungflächen mit dem Kriegsministerium. Neben den Ausbau der Kriegsmacht in Krieg und Frieden trat anderes. Die Munitionausstattung des Heeres, namentlich der Artillerie, sollte mich stark beschäftigen, nicht minder die Frage der Ausstattung des Heeres mit Angriffsmitteln auf Festungen, namentlich die Schaffung von schwerstem Geschützmaterial, um die Panzerfestungen jenseits der Grenze zu zerstören. Es trat die Sorge für die Ausstattung der Truppen des Heeres mit neuzeitlichen technischen Kampfmitteln, wie z. B. Maschinengewehre, aber auch mit sonstigen Mitteln, die seine Schlagkraft erhalten sollten, wie Feldküchen, hinzu. Ich erwähnte auch schon, daß, als ich Abteilungchef wurde, die „Technische Sektion" des Generalstabes, die kurz vorher eingerichtet war, zur 2. Abteilung kam und mir so unterstellt wurde. Da war neben dem Fernsprecher die drahtlose Telegraphie, neben der fahrbaren Funkenstation die Großstation, neben dem Luftschiff das Flugzeug, neben der Feldbahn der Kraftwagen usw. auf militärische Brauchbarkeit zu prüfen und in die Heeresorganisation einzufügen.

Hierzu kam die Sorge für den Ausbau der Landesverteidigung, d. h. unserer Festungen im besonderen im Frieden, für die Armierung und die

Zuweisung der Kriegsbesatzungen. Unsere Lage im Zweifrontenkriege machte es geboten, daß wir, sowohl an der West- wie an der Ostgrenze uns durch Festungen sicherten, die einmal den feindlichen Vormarsch aufhalten, dann aber auch die Operationen unterstützen sollten. Unsere Festungen haben im Weltkriege keine Rolle gespielt. Welche Bedeutungen aber Festungen haben, zeigt je die Tatsache, daß das französische Festungsystem zwischen Verdun und Epinal den Deutschen Aufmarsch gegen Frankreich bestimmt hat. Ich erinnere auch an Lüttich. Wäre Lüttich nicht durch Handstreich gefallen, so wäre dem rechten Flügel des Deutschen Heeres der Vormarsch versagt geblieben, es sei denn, daß sich die Deutsche Oberste Heeresleitung entschlossen hätte, holländisches Gebiet zu betreten, was natürlich durchaus zu vermeiden war. Diese Festung zeigt aber zugleich auch die Schwäche der modernen Festungen zu Beginn eines Krieges mit ihren, dem zu befestigenden Ort weit vorgeschobenen Werken, zwischen denen lange Linien lagen, die erst im Mobilmachungfall ausgebaut und, solange dies nicht geschehen, durch einen entschlossenen feindlichen Angriff durchbrochen werden konnten.

Im Westen handelte es sich vor allem um den Ausbau von Diedenhofen und namentlich von Metz und die Befestigung des Moselabschnittes zwischen diesen beiden Orten. Durch diesen befestigten Abschnitt und den großen Umfang der Festung Metz war das französische Heer bei einem Vormarsch nach Deutschland gezwungen, sich zu teilen. Damit war uns die Möglichkeit von Erfolgen über die einzelnen Teile gegeben.

Ein weiteres Glied der Landesverteidigung an der Westgrenze bildete Straßburg mit der nach Molsheim, am Fuße der Vogesen, vorgeschobenen Panzerfeste Kaiser Wilhelm II. Sie sperrten einem französischen Heer, das in das Elsaß eingefallen war, den Weitermarsch in der elsässischen Ebene nach Norden. Sein Rheinübergang oberhalb Straßburgs, wurde durch die Festung Neubreisach und andere oberrheinische Festunganlagen erschwert. Lothringen wurde damit die gegebene Einbruchstelle des französischen Heeres.

Hinter dieser ersten Verteidigunglinie lagen die Rheinfestungen Köln, Koblenz, Mainz, Germersheim mit völlig veralteten Werken, da sämtliche vorhandenen Mittel seit langem für den Ausbau der unmittelbar an der Grenze gelegenen Festungen verwandt wurden. Bei einer Armierung dieser Festungen, schon bei Straßburg, mußte also das Wesentliche neu in weitvorgeschobenen Stellungen hergestellt werden. Doch was im Westen geschaffen wurde, genügte.

Die Vorbereitung für die Landesverteidigung im Osten war weit hinter den Erfordernissen des Krieges zurückgeblieben. Die Festung Königsberg hatte keinen neuzeitlichen Wert. Die kleine Festung Lötzen, die zusammen mit anderen leichten Befestigungen die Landengen zwischen Spirding-,

Löwentin- und Mauersee sperrte, und nachher im Weltkriege eine erhebliche Bedeutung erlangte, ebenso wie die Sperren längs der Südgrenze der Provinz Ostpreußen vom Spirdingsee westwärts bis etwa Ortelsburg, waren ernstlich als Hindernisse eines feindlichen Vormarsches nicht anzusehen. Die vorgeschobenen Werke Thorns waren veraltet. Nördlich Thorn, die Weichsel stromab, waren Befestigungen geplant, aber nichts war vorhanden. Die alte Stadtumwallung Posens war überhaupt nicht mehr zu verteidigen. So mußte denn im Mobilmachungfall im Osten bei der Armierung der Festungen alles neu geschaffen werden. Königsberg war erheblich zu erweitern. Die Festung sollte das ganze Samland umfassen und im Osten von dem Deimefluß begrenzt werden. Es entstand hier ein befestigtes Gebiet, das, in der rechten Flanke des etwaigen russischen Vormarsches gelegen, diesen erschweren mußte, denn der Russe konnte nicht wissen, an welcher Stelle Deutsche Kräfte aus dem Samland hervorbrechen könnten. Vor allem war die Weichsellinie abwärts Thorn derart auszubauen, daß feindlichen Truppen hier ein Weichselübergang erschwert würde, Deutschen Truppen aber gesicherte Weichselübergänge in hinreichender Zahl geboten wurden, falls es den Russen gelingen sollte, das östliche Preußen, bevor die Entscheidung im Westen gefallen war, in Besitz zu nehmen. Es waren zwischen Thorn und Marienburg, schon bei Kulm, namentlich aber bei Graudenz und Marienburg Befestigunganlagen auf dem rechten Weichselufer anzulegen und soweit vorzuschieben, daß von Westen nach Osten über die Weichsel gehende Deutsche Truppen auch auf dem rechten Weichselufer hinreichenden Entfaltungraum noch innerhalb der Befestigungen hatten. Auch Posen und Breslau sollten Rückhalt der Landesverteidigung im Osten werden. Im Osten waren also im Armierungfall umfangreiche Arbeiten an vielen Stellen zu leisten. Damit die Armierungarbeiten rechtzeitig fertig würden, mußten sie eingehend vorbereitet, die Stellungen genau erkundet, das Material für die Stellungen möglichst an Ort und Stelle gelagert und hinter den Stellungen das Kampffeld durch Straßen und Eisenbahnbau derart vorbereitet werden, daß die Befestigungarbeiten unter Aufsicht von Pionieroffizieren durch aufgebotene Arbeiter, deren Zahl in viele Zehntausende ging, innerhalb kürzester Zeit, d. h. in 14 Tagen bis rund in 3 bis 4 Wochen, beendet waren.

Die dritte Front, die wir zu verteidigen hatten, war die Seefront, die den Angriffen der feindlichen Flotte ausgesetzt war. Sie zu schützen, fiel eigentlich der Marine zu. Ihr unterstanden auch die Marinefestungen Wilhelmshaven und Kiel und die befestigte Insel Helgoland. Aber die übrigen Küstenbefestigungen, so an der Ostseeküste Pillau, Danzig, Swinemünde, an der Nordsee Cuxhaven, Wesermünde und die ostfriesischen Inseln, namentlich Borkum, zum Offenhalten der Deutschen Flußmündung für unsere Kriegsschiffe und den Schiffsverkehr, waren zur Entlastung der Ma-

rine in der Hand des Heeres geblieben und verlangten nun auch meine Aufmerksamkeit. Es war natürlich, daß den Befestigungen an der Nordsee eine ganz andere Bedeutung zukam, wie an der Ostsee. Die Nordsee bildete den voraussichtlichen Kriegsschauplatz zur See, zumal die Marine in Übereinstimmung mit dem Auswärtigen Amte mit einer engen, d. h. dem Völkerrecht entsprechenden Blockade der Deutschen Küsten in der Nordsee rechnete, gegen die namentlich die Emsmündung mit Borkum als Ausfalltor bedeutungvoll war. Als Schlupfwinkel für Torpedoboote und Minenleger sollten nun auch die Inseln an der Westküste Holsteins, so Sylt und Pelworm befestigt werden. Eine Zusammenarbeit mit der Marine ergab sich hier, die im übrigen nach jeder Richtung hin zu wünschen übrig ließ. Es machte sich im Frieden sehr stark fühlbar, daß keine gemeinsame Spitze der Landesverteidigung vorhanden war. Vor Jahren hatte wohl einmal eine Landesverteidigungkommission unter dem Generalfeldmarschall Graf v. Moltke bestanden, doch sie gehörte vergangenen Zeiten an.

Ich hatte bei all den Fragen der Landesverteidigung mit den betreffenden Generalinspektionen der Fußartillerie, der Pioniere und der Festungen, sowie der Verkehrstruppen, in Sonderheit aber auch mit der Artillerie-Prüfungkommission viel zu tun. Es war ein schwerfälliges Zusammenarbeiten, da ja auch das Kriegsministerium bei allen Fragen mitbeteiligt war, und wie ich immer nur wieder hervorheben kann, für die Bereitstellung der Mittel die letzte Entscheidung hatte und naturgemäß hier genau so zurückhaltend war, wie bei dem Ausbau des Heeres im Frieden selbst, obschon der Reichstag z. B. für den Ausbau der Festungen eher Mittel bereit stellte, als für den eben genannten Zweck. Einmal handelte es sich mehr um einmalige Ausgaben, dann aber war der Wahn verbreitet, daß ein starkes Heer leicht zu kriegerischen Abenteuern verleiten könnte, obschon die Friedensliebe des Kaisers mehr als hinreichend bekannt war. Ähnlich übrigens lagen die Verhältnisse bei der Kriegsausrüstung des Heeres. Auch hier war der Reichstag entgegenkommender.

Meine umfangreiche, verantwortungvolle Tätigkeit führte mich oft von Berlin weg, hinaus in alle Gegenden des Reiches. Alle Festungen hatte ich zu besuchen, an Versuchen auf den Artillerieschießplätzen Jüterbog und Kunnersdorf bei Berlin, auch auf dem Kruppschen Schießplatz in Meppen und dem Schießplatz der Rheinischen Metallwarenfabrik in Unter-Lüß bei Celle, teilzunehmen. Dann wohnte ich wieder zahlreichen Übungen der Verkehrstruppen, z. B. im Feldeisenbahnbau in Mecklenburg, Kraftwagenprüfungen im Harz und im Erzgebirge oder Übungen der Funkerabteilungen in der Rheinpfalz bei. Im Herbst 1908 war das erste Luftschiffmanöver in Köln. Es galt der Prüfung des Zeppelin, der Luftschiffe des Majors Parseval und des Luftschifferbataillons. Dem Zeppelin wurde der Vorrang

gegeben, aber er war ungelenk, das Hinaus- und Hineinführen in die festen Hallen bot erhebliche Gefahrsmomente. Ein ungünstiger Wind konnte das Luftschiff gegen die Einfassung der Tore drücken, ja es einknicken lassen. Ich habe dem Luftschiff skeptisch gegenübergestanden, den Zeppelinbau aber dann gefördert *).

Mit voller Überzeugung trat ich für den Flugzeugbau und die Förderung der Fliegerwaffe ein. Das erste Flugzeug sah ich auf dem Tempelhofer Felde. Es wurde noch eine Gleitbahn herabgelassen, um ihm so einen gewissen Schwung zum Ablauf zu geben. Es war ein kläglicher Anblick. Ich glaube, die Brüder Wrigth führten es. Bald darauf erschien ein Franzose, das war schon ein anderes Bild. Hier wurde eine Kriegsmaschine gezeigt. Wie bei allen Erfindungen und Neukonstruktionen, so waren auch beim Flugzeuge viele Kinderkrankheiten zu überwinden, Kinderkrankheiten, die um so ernster zu nehmen waren, da sie sehr leicht den Tod des Flugzeugführers zur Folge haben konnten. Das Fliegen mit den Flugzeugen galt für gefahrvoll. Da es im wesentlichen im Dienst der höheren Führung stand, stieg ich sehr frühzeitig in Döberitz mit einem solchen auf. Der Flugzeugführer saß mir zwischen den Beinen. Sie hingen über den Flächen des Flugzeuges im Freien. Es war starker Bodenwind, wir kamen nicht hoch. Die Fahrt war nicht sehr angenehm, aber die Flugzeugführer hatten Vertrauen gewonnen. Damals hielt ich das Flugzeug für ein Erkundungmittel, sehr bald wurde es auch ein Kampfmittel. Wie ich es im Frieden gefördert habe, so förderte ich es später, als ich erster Generalquartiermeister wurde, im Weltkriege.

Oft war ich überdies auch in Nauen, wo die erste feste Funkenstation des Deutschen Reiches errichtet wurde.

Ich bin nicht in alle Geheimnisse der Technik eingedrungen, wie es z. B. General v. Moltke gelang, der einen hervorragenden „technischen Verstand“ hatte, und erst recht dem Chef der „Technischen Sektion“, Major Thomsen. Aber ich konnte klar die Anforderungen stellen, die für die kriegsbrauchbare Verwendung und Ausrüstung als Mindestforderung zu stellen waren und ließ mir bei Übungen kein X für ein U vormachen. Ich konnte den Chef des Generalstabes richtig in seinem ernsten Streben beraten, dem Heere und seiner Führung die so unendlich schweren Aufgaben zu erleichtern. Aber ich erkannte auch, welches Nachdenken und welche Mühen nötig waren, kriegsbrauchbares Gerät zu schaffen und damit erst die Technik in den Dienst des Heeres zu stellen.

Zu den Übungen, die ich noch mitzumachen hatte, gehörten auch die

---

*) Im Kriege sollten sich meine Befürchtungen als gerechtfertigt erweisen. Graf Zeppelin selbst schloß sich im Kriege meiner Meinung an, daß der Luftschiffbau einzustellen sei. Ich verfügte das 1917.

Übungen mit dem „Deutschfreiwilligen Automobilkorps“, das eine der charakteristischen Erfindungen der Vorkriegszeit war. Es bestand aus meist sehr wohlhabenden Automobilbesitzern, die ihren Personenkraftwagen für die Manöver der Manöverleitung zu Zwecken der Leitung selbst, aber auch für die Ausstattung der Truppenstäbe zur Verfügung gestellt hatten. Es fehlte an Geld, um Personenkraftwagen in nötiger Zahl auf andere Weise für die Manöver zu erhalten. Die Besitzer fuhren die Wagen nun selbst. Sie erhielten auch eine Uniform und traten mit den höheren Offizieren in engste Verbindung. Im Kriege wurde diese Einrichtung zunächst beibehalten. Die Mitglieder des freiwilligen Automobilkorps genossen anfangs dort eine besondere Stellung, obschon sie ja wie jeder andere dienstpflichtig waren. Das ganze war eine Prämie auf den Reichtum, die nebenbei recht vielen Juden zugute kam. Die Übungen mit diesem freiwilligen Automobilkorps bewiesen indes die große Bedeutung des Personenkraftwagens für das Heer und seine Zuverlässigkeit. Heute sind das alles Selbstverständlichkeiten. Damals aber galt es Erfahrungen zu sammeln und gleichzeitig die Mitglieder dieses freiwilligen Automobilkorps, die oft nicht gedient hatten, in einfache Kriegslagen zu setzen.

Besonders bedeutungvoll waren schließlich die Übungen, bei denen nur Reservetruppen zusammengezogen wurden. Wir hatten uns endlich entschlossen, größere Reserveverbände aufzustellen und mit diesen auch Manöver abzuhalten. Ich kann nicht sagen, daß die Leistungen dieser Truppen und ihr innerer Gehalt mich erfreuten. Ich sah mit Sorgen ihrem Einsatz im Felde entgegen, zumal bei der geringen Zuteilung an Artillerie, diesem Rückgrat des Kampfes namentlich für eine minder tüchtige Truppe. Gern aber muß ich zugeben, daß die Reserveformationen im Felde dann später mehr geleistet haben, als ich erwartet hatte. Der ungeheure Ernst der Lage schuf andere Kräfte, als sie in Friedensübungen sichtbar werden konnten.

Dann nahm ich auch weiterhin an den Kaisermanövern teil, zumeist als Chef eines Oberschiedsrichterstabes. Die Teilnahme war mir deshalb so bedeutungvoll, weil ja auf ihnen die Truppen zeigen sollten, was sie im Kriegsfall leisten würden, und wo es etwa an Ausrüstung fehlte. Zu meinem Leidwesen war mir im Jahre 1908 die Teilnahme an den Kaisermanövern in Lothringen versagt. Ich hatte dafür aber ein anderes sehr lehrreiches Kommando, nämlich zu den Schweizer Manövern in der Gegend von Zürich. Ich lernte dort die Leistungen des Schweizer Milizsystems mit seinen kurzen Dienstzeiten und seinem Offizierkorps kennen, das größtenteils einem Zivilberuf nachging. An sich schienen die Leistungen der Schweizer Truppen erstaunlich. Blickte das Auge aber tiefer, lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf Einzelheiten, so konnte ich nur die Unzulänglichkeit der Schweizer Truppen gegenüber den Truppen mit langer Dienstzeit feststellen. Ich ge-

wann nicht den Eindruck, daß die Schweizer Truppe, falls sie aus der Mobilmachung heraus sofort in den Kampf, selbst nur in dem Verteidigungkampf im bergigen Gelände eingesetzt würde, mit Sicherheit die Grenzen ihres Landes gegenüber einem Gegner verteidigen könnte, der selbst über Gebirgstruppen verfügte. Was anderes war es natürlich, wenn der Schweizer Armee zwischen Beendigung ihrer Mobilmachung und einem möglichen Einsatz noch Wochen für ihre Ausbildung zur Verfügung standen. Es war deshalb ein kluger Schritt der Schweizer Bundesregierung, daß sie 1914 die Schweizer Armee sofort mobilisierte, obschon ich glaube, daß von einer Gefährdung der Schweizer Neutralität im Weltkriege keine Rede war, nicht von französischer, erst recht nicht von Deutscher Seite. Wenn nach dem Weltkriege in der Schweizer Presse auftauchte, Deutsche Truppen hätten durch Schweizer Gebiet in Südfrankreich einmarschieren, oder Eisenbahntransporte mit italienischen Soldaten nach Deutschland gemäß des Bündnisvertrages durch die Schweiz geleitet werden sollen, so ist das eine der bekannten Lügen, um Mißstimmung gegen Deutschland zu erregen. Auch auf österreichischen Bahnen wären die italienischen Truppen nach Deutschland gekommen.

Mag nun das Milizsystem für die Schweiz geeignet sein oder nicht, für das Deutsche Volk ist es ungeeignet, selbst wenn es aus der Not der Lage zunächst einmal angenommen werden sollte. Es haben allerdings auch Militärstaaten die Dienstzeit auf 1 Jahr, ja auch auf 9 Monate gemindert und damit Wege beschritten, die nur solange gangbar sind, als es sich für ihre Heere nur um militärische Spaziergänge handelt. Aber auch diese Militärstaaten sollten sich klar sein, daß diese kurze Dienstzeit die militärische Ausbildung nicht derart festigt, daß ältere Jahresklassen noch kriegsverwendungfähig sind, wie das bei zweijähriger Dienstzeit noch der Fall war, da ja natürlich zweijährige Übung die Ausbildung viel dauerhafter einprägt als eine 1jährige oder 9monatliche.

1909 und 1912 waren besonders groß angelegte Kaisermanöver südlich des Mains im nördlichen Württemberg und im Königreich Sachsen nordwestlich Dresden. Der Kaiser führte nicht mehr. Der Verlauf konnte also möglichst kriegsgemäß gestaltet werden. Den Truppen wurden ganz außerordentliche Anstrengungen auferlegt, sie standen voll auf der Höhe der Ausbildung. Das Heer konnte seinem obersten Kriegsherrn, dem Kaiser, der selbst in dem Kaisermanöver unermüdlich war, dafür danken.

1910 waren nur kleine Manöver zwischen dem Ost- und Westpreußischen Armeekorps, dem I. und XVII., etwa hart südlich Elbing. Die Truppe trug das erstemal feldgraue Uniform. Ein Soldatenauge mußte sich an diese Änderung erst sehr gewöhnen. Sie war aber dringend geboten, denn sie minderte die Ziele, die unsere tapferen Soldaten den feindlichen Augen

boten. Namentlich die bunten Kavallerieuniformen in ihren grellen Farben machten Reiter nur zu oft zu den besten Zielscheiben.

1911 waren die Manöver des Gardekorps, des II. und IX. Armeekorps in dem nördlichen Teil der Provinz Brandenburg besonders lehrreich für mich. Es wurde auf seiten des Gardekorps noch ein aus verschiedenen Truppenteilen zusammengesetztes Armeekorps gebildet, bei dessen kommandierenden General ich Chef des Generalstabes war. Ich gewann hier Erfahrungen in der Führung eines Armeekorps im Kampf. Es war damals noch etwas Neues, daß auch das Gefecht von einem Gefechtsstande aus mittels des Fernsprechers geleitet wurde.

Das hatte seine Vorteile in einer langsam verlaufenden Schlacht. Im Bewegungkriege gehören die Führer weit nach vorn, das Mißachten dieses einfachen Grundsatzes, auf den ich vor der großen Schlacht in Frankreich, die wir mit dem 21. März 1918 begannen, hinwies, hat uns vielleicht den Sieg im Weltkriege gekostet. Ich hatte noch besonders in den zahlreichen Vorschriften, die ich für diese Schlacht gegeben hatte, darauf aufmerksam gemacht. Heute rühmt sich ja ein englischer Leutnant, die große Offensive zum Stehen gebracht zu haben!

Die Kaisermanöver waren wie die anderen Manöver zu einer guten Schule geworden. Ihr Ergebnis berechtigte, auf die Truppe mit Vertrauen zu sehen und diese mit Vertrauen auf die eigene Kraft zu erfüllen. Die zahlreichen Presseberichterstatter, die zu den Kaisermanövern zugelassen und von der Manöverleitung unterwiesen wurden, verbreiteten den Manöververlauf der Kaisermanöver in alle Gegenden Deutschlands. Die Zivilstrategen waren dann eifrig an der Arbeit, um Kritik zu üben. Millionen Deutscher freuten sich der Leistungen des Heeres und erinnerten sich ihrer Dienstzeit, aber ebensoviel Millionen hielten die Manöver, wie ja das gesamte Heer, für eine unnötige Spielerei. Ein Krieg könne ja gar nicht mehr kommen. So wurde es namentlich in den Kreisen der „Intelligenz" verbreitet, während in die Arbeiterschaft der Gedanke gestreut wurde, ihn durch Streik zu verhindern. Auf der anderen Seite allerdings wurde auch das Wort verbreitet und zwar in Rücksicht auf den Niedergang der immer noch glänzenden Wirtschaftlage und der dauernden politischen Beunruhigung, „lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende". Die dieses frivole Wort aussprachen, hofften wohl durch den Krieg und durch den Sieg des Heeres auf Vorteile und Gewinn. Die glänzenden Leistungen der Truppen ließen leider an vielen, sogar auch an verantwortlichen Stellen ein falsches Gefühl der Sicherheit entstehen, das noch durch die Erinnerung an den siegreichen Krieg 1870/71 verstärkt wurde*). Es wurde die

*) Das französische Volk ging andere Wege. Es hatte durch die Niederlage 1870/71

Prüfung der ernsten Frage unterlassen, ob wir denn tatsächlich gegenüber unseren so überaus zahlreichen Feinden auch über die hinreichende Truppenstärke verfügten, die doch nun einmal für ein Kriegführen unerläßlich ist, wenn nicht selbst die tapferste Truppe einfach erdrückt werden soll.

Hierzu boten die großen Generalstabsreisen und die Operationstudien innerhalb des Generalstabes, die General v. Moltke leitete, mehr als hinreichend Gelegenheit. General v. Moltke hielt sie im gleichen Rahmen wie sein großer Vorgänger und immer auf gleicher Grundlage des Zweifrontenkrieges ab. General v. Moltke prüfte auch nochmals die Möglichkeit, die erste Entscheidung im Osten im Zusammenwirken mit der österreichisch-ungarischen und rumänischen Armee zu suchen, über deren tatsächliche Haltung im Kriegsfall er im übrigen die gleiche Meinung hatte wie General Graf v. Schlieffen. Er kam zu dem gleichen Ergebnis wie dieser. In Rücksicht auf das Hinziehen der Entscheidung im Osten war der Gedanke, hier die erste Entscheidung zu suchen, eben undurchführbar. Der Angriff im Westen mit dem Durchmarsch durch Belgien, an dessen neutralitätwidriger Haltung nicht zu zweifeln war, war einfaches Gebot der Selbsterhaltung.

Es muß hier eingefügt werden, daß durch einen Angriff auf der einen Front der Charakter des Verteidigungkriegs, der für uns allein in Betracht kam, nicht geändert wurde, das sollte 1914 von vielen Deutschen nicht erkannt werden. Weil wir im Westen „angriffen", wähnten sie, wir führten einen „Eroberungkrieg", und meinten, jede vaterländische Anstrengung würde nur die „Eroberungsucht" stärken. So wenig kannten sie das Wesen eines Krieges, auch des Verteidigungkrieges. Wir konnten uns doch nicht an den Grenzen hinstellen und abwarten, bis uns der Gegner angriff und an einer Stelle durch seine Überlegenheit erdrückte. Auch der Verteidigungkrieg verlangt Kampfunfähigmachen des Gegners nach gesundem militärischem Denken, d. h. durch Angriff. Es war ein schweres Unterlassen gewesen, daß das Denken des Volkes nicht hierauf gelenkt worden war. Die Preußische Geschichte gab ja so zahlreiche Beispiele.

General v. Moltke legte seinen vielen Studien meistens Operationen zugrunde, wie sie sich aus einem Westaufmarsch des Heeres an der belgisch-französischen Grenze entwickeln konnten. Es war dabei bemerkenswert, daß die Führer des französischen Heeres immer wieder in Lothringen angriffen. General v. Moltke rechnete auch für den Ernstfall mit unbedingter Sicherheit auf diesen Angriff und in steigendem Maße auch mit dem des russischen Heeres. Er hielt es auch auf Grund zuverlässiger Meldungen für möglich, daß das englische Landungkorps in der Stärke von etwa 100 000 Mann in dem Dänischen Hafen der Westküste Jütlands, Esbjerg, landen würde,

---

den Wert einer starken Wehrmacht erkannt, ganz abgesehen davon, daß sich aus ihr die überstaatlichen Geheimmächte das Schwert zur Vernichtung Deutschlands schmieden wollten.

während unsere Truppen an der West- und Ostfront eingesetzt waren, um sich zunächst einmal des Kaiser-Wilhelm-Kanals, der für das Verschieben der Schiffe aus der Nord- in die Ostsee und umgekehrt so überaus wichtig war, und der Marinefestung Kiel mit ihren Werft- und Dockanlagen zu bemächtigen und weiterhin Hamburg und die Elbmündung zu bedrohen. Das waren für unsere Kriegführung zur See gefahrvolle Operationziele, die den Einsatz des englischen Landungkorps vom englischen Standpunkt aus wohl rechtfertigten, aber auch für die Kriegführung zu Lande war das Vordringen einer starken, feindlichen Kraft durch Schleswig-Holstein unerträglich.

Auf den verschiedenen, möglichen Kriegsschauplätzen in West, Ost und Nord wurden Operationen durchgeführtund Erfahrungen gesammelt, so auch über den Einsatz des englischen Landungkorps und seine Abwehr in Schleswig-Holstein, die von schnell zusammengezogenen Deutschen Ersatztruppenteilen und recht wenigen Landwehrbrigaden bewirkt werden mußte. Die Reise war ungemein anregend und bewies wiederum, wie notwendig für uns die äußerste Anspannung unserer Wehrmacht war, zugleich aber auch die Notwendigkeit, für den Schutz der Marineanlagen Truppen in Schleswig-Holstein für alle Fälle bereit zu stellen und zu einem engen Zusammenwirken zwischen Armee und Marine zu kommen, was aber leider in der Folge wegen vieler Widerstände nicht ausgeführt wurde, so daß nicht einmal eine Übereinstimmung zwischen den Operationen des Heeres und der Flotte zu Beginn des Krieges erzielt war. Das hatte auch darin seinen Grund, daß ein Teil unseres See-Offizierkorps an die Übermacht der englischen Flotte glaubte, obgleich sie vom Großadmiral v. Tirpitz durch Schaffung der Deutschen Flotte nach dem Willen des Kaisers in erheblichem Umfange beseitigt war. Die Marine zweifelte nicht, wie ich das schon erwähnt habe, an der engen Blockade unserer Nordseeküste, die wohl erfolgreiche Ausfälle unserer Flotte gegen die Blockadeflotte, aber keine unmittelbare Unterstützung der Operationen des Heeres zuließ. Hierdurch war ein gemeinsamer Operationplan entbehrlich erschienen.

Das Ergebnis der Operationsstudien führte General v. Moltke dahin, den linken Flügel des Deutschen Westaufmarsches in den Jahren, in denen er Weisungen für den Aufmarsch gab, allmählich zu verstärken. Zunächst ließ er auf Bitten des Großherzogs von Baden zum Schutze Badens das XIV. Badische Armeekorps südlich Straßburg. Später verstärkte er den linken Flügel weiter, ohne indes in der Front weniger Kräfte einzusetzen, als General Graf v. Schlieffen es getan hatte. Er konnte das, da eine Anzahl Reservedivisionen neu gebildet wurden. Er sah auch zur Erleichterung der Operationen in Lothringen eine Stellung an der Nied im Anschluß an die Festung Metz bis zu ihrer Mündung in die Saar vor, die im Mobil-

machungfall bei der Armierung der Festung Metz planmäßig von dem Festunggouvernement mit dazu bereitgestellten Arbeitern und Materialmengen ausgebaut werden sollte. General v. Moltke dachte daran, daß die in Lothringen aufgestellte Armee den Feind weiter nach Lothringen hineinlassen solle, um ihn dann mit den zur Verfügung stehenden Truppen aus Metz heraus und aus der Richtung Straßburg umfassend anzugreifen, wie das ja auch General Graf v. Schlieffen bei dem Aufmarsch 1904/05 zu tun erhoffte. Im übrigen verteilte Graf v. Moltke die ihm zur Verfügung stehenden Streitkräfte allmählich für den Aufmarsch wie folgt, und zwar im Westen — s. Anlage 7 —

von nordwärts Aachen bis Metz:

33 Infanteriedivisionen,
21 Reservedivisionen, von denen zwei — das IX. Reservekorps — sich zunächst in Schleswig-Holstein versammelten,
7 Kavalleriedivisionen,
9 mobile Landwehrbrigaden;

zwischen Metz und Straßburg in Lothringen:

8 Infanteriedivisionen,
2 Reservedivisionen,
3 Kavalleriebrigaden,
1 mobile Landwehrbrigade;

südlich Straßburg im Elsaß:

4 Infanteriedivisionen,
2 Reservedivisionen,
4½ mobile Landwehrbrigaden (für die Oberrhein-Verteidigung);

für den Osten bestimmte General v. Moltke:

6 Infanteriedivisionen,
3 Reservedivisionen,
1 Kavalleriedivision,
3 mobile Landwehrbrigaden;

für ein Zusammenwirken mit der österreich-ungarischen Armee:

1 Landwehrkorps aus 4 Brigaden;

für Schleswig-Holstein:

1 Landwehrdivision, bestehend aus 2 mobilen Landwehrbrigaden.

Endlich hatte General v. Moltke zu seiner Verfügung — nachdem es gelungen war, vom Kriegsministerium die Mobilmachung von Ersatztruppenteilen durchzusetzen, wovon ich noch sprechen werde —:

6½ Ersatzdivisionen.

Es ist bemerkenswert, daß General v. Moltke den Osten noch schwächer ausstattete, als es General Graf v. Schlieffen für den Fall getan hatte, wenn auch gegen Rußland Krieg zu führen sei.

General v. Moltke traf auch noch eine Änderung in den von General Graf v. Schlieffen vorgesehenen Maßnahmen. Er machte den Angriff auf Lüttich auf meinen Vorschlag hin zu dem Handstreich, wie er dann ausgeführt wurde, d. h. 6 beschleunigt mobil gemachte und schon 6 Stunden nach Ausspruch der Mobilmachung bereitgestellte, verstärkte Infanteriebrigaden sollten an 5 Stellen in der Nacht vom 4. zum 5. Mobilmachungtage durch Zwischenräume zwischen zwei der weit vorgeschobenen Forts von Lüttich hindurchbrechen, Stadt und Zitadelle nehmen, um sich dann auch der einzelnen Forts zu bemächtigen. General v. Moltke schloß sich meiner Auffassung an, daß der Vormarsch des rechten Heeresflügels, von dem ja der Erfolg der Operation abhing, unter allen Umständen sicher zu stellen sei, ohne die Neutralität Hollands verletzen zu müssen, und deshalb Lüttich rechtzeitig von uns in Besitz zu nehmen sei, was bei dem Beginn des Angriffs am 12. Mobilmachungtage nicht mit Sicherheit gewährleistet schien.

Nach diesen Weisungen wurde auch der Aufmarsch von der 2. Abteilung bearbeitet.

Wegen der Kräfteverteilung an der Westfront ist General v. Moltke von den blinden Anhängern des Grafen Schlieffen und den strategischen Theoretikern heftig angegriffen worden. Auch ich bin in Mitleidenschaft gezogen worden, obschon General v. Moltke letzten Endes den Aufmarsch selbst bestimmt hat. Es war selbstverständlich, daß er auf Generalstabsreisen mit mir Operationen besprach, und ich ihm auch meine Ansichten sagte. Den Aufmarsch hat er nun aber allein bestimmt. Wie weit ihn General v. Stein unmittelbar beeinflußt hat, weiß ich nicht. Im Jahre 1912 lag solche Beeinflussung jedenfalls nicht mehr vor. Ich habe seine Weisungen auch als durchaus richtig angesehen und sehe sie nach den Erfahrungen des Krieges erst recht als richtig an. Ich habe die Bedenken, die gegen den Aufmarsch des Generals Graf v. Schlieffen sprachen, sobald die französische Armee ihre Rüstung vervollständigt, und die russische Armee wieder kriegsverwendungfähig geworden war, klargelegt. Daß nachher im Weltkriege General v. Moltke völlig versagte, liegt auf einem anderen Gebiet. Wir konnten bei unserer Unterlegenheit nur durch Vervielfältigung unserer Kraft, d. h. durch Beweglichkeit, unsere Schwäche ausgleichen und Fehler des Feindes ausnutzen.

Im Osten schlugen wir nach meinen Anweisungen mit gleichen Truppen und späteren, nicht ausschlaggebenden Verstärkungen, die Schlacht von Tannenberg, die Schlacht an den Masurischen Seen, dann führten wir den Feldzug von Oberschlesien gegen die Weichsel auf Iwangorod und Warschau durch, wichen vor der russischen Heereswalze aus diesem Vormarsch nach Südwesten aus, um sie dann in ihrer rechten Flanke von Gnesen und



Im Oberschiedsrichterstab im Kaisermanöver 1910 ×

General v. Plessen — der Kaiser — General v. Scholl

Prinz Friedrich Leopold

Graf zu Dohna — General v. Kessel Major v. Dommes



×
Aufbruch aus dem Quartier während der großen Generalstabsreise 1912
General von Moltke Major von Fabeck
Hauptmann v. Alten

Thorn her anzugreifen. Genau so hätten wir auch im Westen operieren müssen. Der — auch erwartete — Einfall des 7. französischen Armeekorps im Elsaß von Belfort aus bot Gelegenheit zu einem vernichtenden Schlage gegen dieses Korps, doch die örtliche Deutsche Führung versagte. Ein vernichtender Schlag war auch gegen die in Lothringen — wie erwartet — einfallenden, sehr starken, französischen Heeresteile möglich, doch versagte hier ebenfalls die örtliche Führung, aber auch die Oberste Heeresleitung. Diese versagte vollends, als sie die Lothringer Armee des Kronprinzen Rupprecht gemeinsam mit der im Elsaß aufmarschierten sich in Französisch-Lothringen festlegen ließ, statt sie Ende August etwa am 26. durch Metz nordwärts Verdun vorbei hinter dem linken Deutschen Heeresflügel nachzuziehen und dabei den Drehpunkt der schwenkenden Heeresfront, d. h. Diedenhofen loszulassen, andere Teile aus Lothringen nebst den Ersatzdivisionen hinter den rechten Heeresflügel zu fahren, und so mit nach Norden verlängerter Heeresfront den Vormarsch westlich Verdun vorbei, mit dem rechten Flügel weit auf und über Paris ausholend, fortzusetzen. Daß General v. Moltke diesen rechten Flügel sogar schwächte und von ihm zwei Armeekorps nach dem Osten sandte, wie ich feststelle aus freien Stücken, ohne von mir darum gebeten zu sein, war ein schwerer Fehler. Aber gerade als er sich dazu entschloß, lagen bei ihm Nachrichten von großen Siegen des rechten Flügels vor, die sich später nicht in diesem Umfange bestätigten, und von einer wieder gefahrdrohenden Lage auf dem linken Flügel in Lothringen, von wo die Verstärkungen für den Osten vielleicht hätten genommen werden können, wenn sie überhaupt abgesandt wurden.

So viele Generalstabsreisen, so viele „Kriegsspiele" auch abgehalten worden sind, die Fälle des Weltkrieges kamen nicht zur Darstellung. Es ist auch stets ein gefährliches Ding, sich an „Vorgänge" zu klammern. Das sollte auch zu Beginn des Weltkrieges der Fall sein. Die Aufmarschanweisungen hätten nicht über die Versammlung des Heeres hinausreichen dürfen. Dadurch, daß sie schon die Weisungen für den Vormarsch mit dem Festhalten Diedenhofens als Drehpunkt der Linksschwenkung der Heeresfront festsetzten, schufen sie eine Gefahrenquelle, die jede starke Führung selbstverständlich überwunden hätte, der aber die Deutsche Heeresführung 1914 bei ihrer Entschlußlosigkeit zum Opfer fallen mußte. Wie sehr General v. Moltke in seiner Entschlußkraft als Führer versagen würde, war natürlich nicht zu erkennen. Seine Besprechungen waren ungemein belehrend. Nur die Weichheit seines Charakters und seine Nachgiebigkeit gegen Widerstände ließen ernste Sorgen entstehen, die aber dadurch wieder ausgeglichen wurden, daß er in General v. Stein einen Mann neben sich hatte, an dessen Entschlußkraft, trotz seiner Einseitigkeit, schließlich niemand zweifelte.

Abgesehen von ihrer ungeheuren Bedeutung für die Gestaltung des Auf-

marsches selbst, boten die Reisen allen Teilnehmern eine große Menge von strategischen Anregungen. Ich selbst lernte auf der Generalstabsreise im Osten den Teil Ostpreußens näher kennen, auf dem ich 1914 die Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen schlug und die Verteidigung der Provinz an den Engen zwischen dem Spirding-, Löwentin- und Mauersee und an der Angerap durch Befestigen dieser Linie einrichtete. Auch schon ein flüchtiges Kennen eines Kriegsschauplatzes ist von Bedeutung. Darum habe ich auch begrüßt, daß mich eine Autofahrt in jenen Jahren durch Belgien und Nordfrankreich führte, wovon ich schon sprach.

Bei den Reisen im Westen kam ich oft in die Eifel. Ich machte auch sonst einige Erkundungfahrten in ihr. Es war trotz seiner herben landschaftlichen Schönheiten und alten Geschichte ein vernachlässigtes Gebiet. Es konnte der Versorgung so großer Truppenmengen, namentlich mit Wasser, ernstliche Schwierigkeiten bereiten. General v. Moltke trat denn auch auf meinen Vorschlag dafür ein, daß die preußische Regierung diesem Gebiet mehr Aufmerksamkeit schenkte. Ich erinnere mich nicht mehr, ob diese Anregungen wirklich zur Tat umgesetzt worden sind.

Für mich persönlich waren die ersten Reisen in meiner Stellung als Chef der 2. Abteilung nicht angenehm. Ich war auch hier nicht Fisch noch Vogel. Alter Gewohnheit gemäß trat ich zur Leitung, doch stand über mir noch General v. Stein, der nicht gern Parteiführer war. Daraus ergaben sich Unklarheiten in meiner Stellung. Nur allmählich konnte ich mich durchsetzen; ich hatte meinen Vorgesetzten gegenüber wohl klare, strategische Gedanken, ein unermüdliches Wirken für die Verstärkung des Heeres, aber doch noch kein Tannenberg, keinen Weltkrieg neben mir stehen. Das müssen auch die Leser dieses Buches bedenken, in dem ich meinen militärischen Werdegang gebe.

Jede Generalstabsreise, jedes „Kriegsspiel," ja jede Operation auf dem Papier zeigte, wie auf des Messers Schneide gegenüber der ungeheuren Überlegenheit der Feinde ihr Gelingen stand. Wie mußte das erst im Ernstfall mit seinen unberechenbaren Reibungen sein. Je schwächer ein Heer, desto mehr mußten sie fühlbar werden, desto kritischer sich die Gesamtlage gestalten. Das Wort

„Gott ist mit den starken Bataillonen"

war doch zu oft bewahrheitet worden, nicht wegen der „Hilfe Gottes", sondern durch den Sieg „der starken Bataillone" über schwache.

Nachprüfung der Heeresstärken bestätigte immer wieder die feindlichen Überlegenheiten, wurden auch nur Rußland und Frankreich als Feind angenommen. Rußland hatte umfassende Heeresvermehrungen durchgeführt, Frankreich spannte seine Volkskraft vorbildlich an. Ein Mehr war nicht möglich, es war am Ende der Ausnutzung seiner Menschen. Es stellte bei

40 Millionen Einwohnern ein stärkeres Heer auf als Deutschland mit 64 Millionen, d. h. es zog etwa 82% aller Tauglichen ein, wir nur etwa 54%*). Auf unserer Seite waren die schwachen Bataillone. Das Ringen um starke Bataillone und der Ausbau der Landesverteidigung nahmen mich voll in Anspruch, und zwar um so mehr, je mehr ich mir unserer Unterlegenheit bewußt wurde und erkennen mußte, daß nichts Genügendes geschah, den gefahrvollen Übelstand abzustellen. Die großen Schwierigkeiten, denen ich in diesem Ringen begegnete, ließen mich nicht erlahmen, sie steigerten den Wunsch, dem Volke sein Leben zu erhalten, und machten mich fortschreitend zu einem immer schärferen Streiter. Von diesem, oft von geheimen Quertreibern als „persönlichen" Kampf entstellten Ringen zur Volksrettung ein Bild zu geben, ist nicht möglich. Der Hinweis muß genügen, daß ich endlich als unbequemer Mahner aus dem Generalstab versetzt wurde.

Auf dem Gebiet der Heeresvermehrung fördernd einzuwirken, war mir zunächst versagt. Das Quinquennat des Jahres 1905 lief am 1. 4. 1910 ab. General v. Einem verlängerte es wie das vorletzte Quinquennat um ein Jahr bis zum 1. April 1911. Er wollte dann zu diesem Zeitpunkt dem neuen Quinquennat von 1911 bis 1916 Gesetzeskraft geben. General v. Moltke hatte sich bereits 1907 hiermit einverstanden erklärt. Das Quinquennat von 1911 bis 1916 sah die Erhöhung der Mannschaftstärken um 10 875 Mann vor, es war völlig ungenügend. Bei einer Bevölkerung von beinahe 65 Millionen Köpfen erreichte das Heer eine Mannschaftstärke von 504 446, d. h. nur noch von 0,79% der Bevölkerung, doch davon auch später! Damit war auch der Reichstag zufrieden. Trotz meiner Einwendung, trotz der bosnischen Krise, war ein starkes Eintreten des Generalstabes gegen diese unerhörten Unterlassungen nicht zu erreichen, auch ich mußte mich dem gegenüber noch fügen. Kaum war das Heeresgesetz am 1. April 1911 in Kraft getreten, als die zweite Marokkokrise die Welt erschütterte und den Großadmiral v. Tirpitz veranlaßte eine Flottennovelle einzubringen. Dies gab nun auch dem Kriegsminister Anlaß, auch seinerseits mit Forderungen hervorzutreten. Unter dem 1. Dezember 1911 nahm der Chef des Generalstabes dazu Stellung. Jetzt konnte ich meine Ansichten schärfer zur Geltung bringen. Die Denkschrift schloß mit folgenden Worten:

„Es ist unverkennbar, daß die seit Jahren bestehende und sich periodisch verschärfende Spannung zwischen Deutschland und Frankreich fast in allen europäischen Staaten eine erhöhte militärische Tätigkeit ausgelöst hat. Alle bereiten sich auf den großen Krieg vor, den alle über kurz oder lang erwarten. Nur Deutschland und das ihm verbündete Österreich nehmen an diesen Vorbereitungen nicht teil. Während in Österreich die Regierung schon seit

*) Selbst nach der Heeresvermehrung von 1913 hatte das Deutsche Heer eine Friedensstärke von rund 792 000, das Frankreichs eine solche von 910 000 Mann. Es mag hier eingefügt werden, daß die Friedensstärke des Österreichisch-Ungarischen Heeres rund 478 000, die des russischen Heeers 1 445 000 Köpfe zählte.

Jahren vergebens um eine unwesentliche Erhöhung des Friedenspräsenzstandes kämpft, hat Deutschland aus finanziellen Gründen sich im laufenden Jahr mit den Forderungen des neuen Quinquennats in den bescheidensten Grenzen gehalten. Eine wirkliche, wenn auch unbedeutende Verstärkung der Wehrkraft, wird auch dieses erst im Jahre 1914 bringen. Von Feinden rings umgeben, läßt Deutschland jährlich Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet und daher nutzlos für die Landesverteidigung. Es ist nie gut, wenn ein Staat sich auf Bundesgenossen verlassen muß und nicht aus eigener Kraft jeder ihm drohenden Gefahr gewachsen ist. Doch liegen die politischen Verhältnisse Europas heute so, daß die Entscheidung über seine künftige Gestaltung wohl nur durch einen Krieg der verschiedenen Staatengruppen untereinander geschaffen wird. Immer aber bleibt es Pflicht jedes Staates, nicht nur den kommenden Ereignissen ruhig ins Auge zu blicken, sondern sich auch auf den Tag der Entscheidung vorzubereiten, der darüber urteilen wird, ob seine innere Kraft ihn zu weiteren Lebensformen berechtigt oder nicht. Auch Deutschland muß sich für diese Entscheidung rüsten. Ich halte sowohl einen Weiterausbau seiner Flotte, als auch eine stärkere Heranziehung seiner waffenfähigen Mannschaft für das Heer, also eine Erhöhung der Friedenspräsenz für ein Gebot der Selbsterhaltung. Beides muß Hand in Hand gehen."

Damit war wenigstens ein ernstes Wort gesprochen, aber weiterhin lähmte die vermeintlich schlechte Finanzlage des Reiches und die befürchtete Haltung des Reichstages jeden starken Entschluß, Die Haltung des Generals v. Stein hinderte auch einen scharfen Kampf meinerseits. Innerhalb des Quinquennats, das bis 1916 lief, wurde das Heer schließlich ohne ernsthaften Widerstand des Reichstags um 24 000 Mann verstärkt. Ein Mehr sei aus finanziellen Gründen unmöglich, hatte das Kriegsministerium erklärt, das für eine weitere Heeresvermehrung auf das Quinquennat 1916 bis 1921 vertröstete.

Wenn der Generalstab aber schrieb:

„Deutschland läßt Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet",

so gab er sich hier noch einem Irrtum hin, an dem er schuldlos war. Es handelte sich um viele Zehntausende, ja Hunderttausende, wie ich noch feststellen werde.

Im übrigen kennzeichnet das Rechnen mit dem Quinquennat 1916—1921 seitens des Kriegsministers, wie von verantwortlichen Militärs die politische Lage Deutschlands damals aufgefaßt wurde. Ich war vor dem dauernden Versagen auch des Generalstabes auf dem Gebiet der Heeresvermehrung tief erschüttert und beschloß, sobald ich freie Hand hatte, ganz anderes herbeizuführen.

Bei der Unmöglichkeit, dem Heere durch eine Heeresverstärkung im Frieden zu helfen, legte ich das Schwergewicht meiner Arbeit auf die Verbesserung der Kriegsformationen, auch in ihrer Zusammensetzung an Mannschaften, wie in ihrer Kriegsausrüstung.

Zuerst versuchte ich die Reservekorps umzugestalten. So ging z. B. am 11. März 1909 an das Kriegsministerium ein abschließendes Schreiben, das die Organisation der Reservekorps zum Zweck hatte. Ich versuchte bei sol-

chen Schreiben immer wieder ihm die große Kriegslage und unsere Unterlassungen vor Augen zu halten. Wenn ich dieses Schreiben, wie auch andere, wörtlich wiedergebe, so geschieht es, um die Ansichten über das Wesen eines Krieges und die Bedeutung der allgemeinen Wehrpflicht mit den zahlreichen Jahrgängen ausgebildeter Mannschaften und anderes nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Ich bemerke dabei, daß die Schreiben von mir entworfen, von General v. Stein gegengezeichnet und von General v. Moltke unterschrieben wurden, vielleicht in diesem oder jenem abgeändert. Ob die Abänderung, die nur zu oft in einer Abschwächung bestand, von Vorteil war, mag dahingestellt bleiben. General v. Moltke wollte verbindlich sein, wo rücksichtlose Schärfe am Platze war, er wollte ja auch den Kriegsminister „umwerben“ und unterstrich dabei dessen Wirken, das wir ändern wollten. Das Schreiben lautete nun:

„Die Ausnutzung des modernen Wehrsystems auf der einen, die zwingende Notwendigkeit der Massenheere auf der anderen Seite haben die großen Wehrmächte dahin geführt, die Reserve- und Landwehr- (Territorial-) Formationen immer mehr auszubauen. In der richtigen Erkenntnis, daß namentlich den Reserveformationen im Mobilmachungsfall keine längere Vorbereitungszeit gelassen werden kann, bevor sie an den Feind geführt werden, hat in den Militärstaaten neuerdings immer mehr und mehr das Streben bemerkbar gemacht, den inneren Gehalt der Reserveformationen zu heben.

Besonders bemerkenswert sind die Bestrebungen Frankreichs, das zudem noch kürzlich die Artillerie jeder Reservedivision von sechs auf neun Batterien zu vier Geschützen erhöhte, die damit wesentlich an Kraft gewonnen haben.

Auch wir haben erfolgreich auf diesem Gebiete gearbeitet, noch aber bleibt viel zu tun, um unseren Reserveformationen den Wert und den Umfang zu geben, der unserer Volkskraft und den Bedürfnissen des Ernstfalles entspricht.

Neben der Weiterentwicklung unserer Reserveübungen, mit denen wir einen besonders erfolgreichen Weg beschritten haben, und der weiteren Vertiefung der Ausbildung unserer Offiziere und Unteroffiziere des Beurlaubtenstandes halte ich die Zuteilung eines größeren Stammes von aktiven Offizieren und Unteroffizieren zu den einzelnen Reserveformationen von allerentscheidendster Bedeutung. Ich hoffe, daß die neue Besoldungsvorlage*) einen größeren Zuzug von Offizieren und Unteroffizieren bewirkt, so daß es möglich wird, besondere Stämme an Offizieren und Unteroffizieren für die Reserveformationen in irgendeiner Form zu gewinnen, ohne die Feldtruppen durch entsprechende Abgaben zu schwächen.

In der Organisation der Reservetruppen hat von den Hauptwaffen nur die Reserveinfanterie einen Stand erreicht, der der Entwicklung unseres Wehrsystems entspricht. Die Feldartillerie- und Trainformationen sind erheblich zurückgeblieben. Dadurch sind zum Teil sehr unhandliche Heereskörper entstanden, die die Führung erschweren. Das Verhältnis der Feldartillerie zur Infanterie ist in ihnen, auch in den normal zusammengesetzten Reservekorps, ein sehr ungünstiges geworden, und doch lehrt die Kriegsgeschichte, daß, je weniger gut eine Infanterie ist, desto wichtiger ihre Unterstützung durch die Feldartillerie wird.

Unsere Friedensarmeekorps müssen ihre einheitliche Kampfkraft behalten, und wir müssen in bezug auf die Organisation unserer Reserveformationen auf dem mit der Bildung von

*) Der Sold der Unteroffiziere und das Gehalt der Offiziere der unteren und mittleren Rangstufen war erhöht worden.

Reservekorps betretenen Wege weiter schreiten, um einheitliche, nach gleichen Grundsätzen aufgestellte Heereskörper und den nötigen Zuwachs an Kraft zu erhalten."

Es folgen nun die Anträge, die die Formierung von 6 neuen Reservegeneralkommandos und 4 neuen Reservedivisionen aus schon bestehender Reserveinfanterie bezweckten und die gleichmäßige Ausstattung aller Reservedivisionen mit Kavallerie, Feldartillerie, Pionieren, Sanitätsformationen, Munitionskolonnen und Trains zum Ziel hatten, zunächst in dem Umfange, wie sie die von mir in Anlage 4 wiedergegebene Kriegsgliederung des V. Reservekorps bereits enthält. Daß selbst diese Ausrüstung namentlich an Feldartillerie, Kolonnen und Trains hinter dem Bedarf zurückgeblieben ist, habe ich festgestellt und kann es hier auch nur wieder feststellen. Es wurden jedenfalls gleichmäßige Reserveeinheiten geschaffen und ihnen gleiche und erhöhte Schlagkraft gegeben. Das genannte Schreiben hatte noch folgenden Schlußsatz:

„Endlich stelle ich zur Erörterung, ob eine Heranziehung der unausgebildeten Ersatzreservisten zu den gesetzmäßigen Übungen nicht ins Auge gefaßt werden soll, wie es auch in letzter Zeit die Presse anregte. Erst hierdurch würden wir unseren zahlreichen Menschenbestand im Ernstfall rechtzeitig verfügbar machen können und für die Dauer des Feldzuges unsere Kampfkraft erhalten."

Ich versuchte damit, den zahlreichen Wehrpflichtigen, die nicht zur Einstellung gelangten, doch eine gewisse Ausbildung zu geben. Ich habe erwähnt, daß ich als junger Leutnant in Wesel Ersatzreservisten ausgebildet habe. Diese Ersatzreserveübungen hatten aber nach der Heeresvermehrung von 1894 wieder aufgehört. Im Kriegsministerium waren jetzt die Ansichten über die Ersatzreserveübungen geteilt. Die entscheidenden Stellen waren natürlich dagegen, da

„die Geldmittel doch ü b e r die jetzigen hinaus für Übungen gefordert werden müßten"

und Geld nicht vorhanden war. So wenigstens nach Ansicht des Reichskanzlers, des Kriegsministeriums und des unglückseligen Reichsschatzamtes. Es verschwand denn der Antrag in den Akten des Kriegsministeriums. Immerhin standen nun vom 1. April 1910 diese Reservekorps zur Verfügung der Obersten Heeresleitung. Sie wurden noch im einzelnen verbessert, aber an der Grundlage hat sich bis zum Weltkriege nichts mehr geändert.

Allmählich wurde auch der Kampf für die Bildung von mobilen Ersatzformationen abgeschlossen. Das Kriegsministerium entsprach nach und nach den Wünschen des Generalstabes. Dieser hatte zunächst erreicht, daß die Ersatzformationen nur aus den zahlreichen vorhandenen, ausgebildeten Mannschaften gebildet und die Rekrutendepots, die nur unausgebildete Mannschaften erhielten, verstärkt und vermehrt wurden. Unter dem 30. Juni 1910 war an das Kriegsministerium geschrieben:

„Unser reicher, im Frieden leider nicht ausgenutzter Menschenbestand gestattet uns, wenigstens für den Ernstfall alle Maßnahmen zu ergreifen, um den Ersatz in umfassendster Weise sicherzustellen und weiter zu entwickeln.“

Das Kriegsministerium hatte nämlich Sorge, daß durch eine mobile Verwendung von Ersatztruppen die Ersatzgestellung erschwert würde. Das war wohl im gewissen Umfang berechtigt. Ich vertrat aber die Ansicht, daß es vor allen Dingen darauf ankäme, zu Beginn des Krieges sich durchschlagenden Erfolg zu sichern und dazu die Truppen bereitzustellen, deren Aufstellung irgendwie möglich war. War der Erfolg da, so kam die Ersatzgestellung in zweiter Linie. Durch den Vorschlag zur Vermehrung und Verstärkung der Rekrutendepots hatte ich den Bedenken des Kriegsministeriums allerdings nur in gewissem Umfange Rechnung getragen.

Gleich nach der großen Generalstabsreise im Juni 1910 in Schleswig-Holstein ging am 1. Juli 1910 nachstehender, von mir entworfener Antrag über die mobile Bereitstellung von Ersatzformationen an das Kriegsministerium:

„Das letzte Kriegsspiel im Großen Generalstabe, dem die Annahme eines Krieges Deutschlands gegen Frankreich, Rußland und England zugrunde lag, und die sich an dasselbe anschließende große Generalstabsreise, in der ein englischer Einfall in Schleswig-Holstein behandelt wurde, haben klar gezeigt, daß wir in Notlagen auf ein alsbaldiges kriegerisches Mitwirken der Ersatzformationen der Feldtruppen nicht verzichten können. Nur diese Ersatztruppen kommen wegen ihrer Zusammensetzung hierfür in Betracht, wenn auch ihre kriegerische Verwendung als ein Übelstand und als ein Notbehelf angesehen werden muß. Und wenn ich auch der Ansicht des Kriegsministeriums durchaus zustimme, daß es die eigentliche Aufgabe der Ersatzformationen ist, die Verluste der Feldtruppen in erster Linie zu ersetzen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß es ein verhängnisvoller Fehler sein würde, wenn man dieser Aufgabe zuliebe sich der Gefahr aussetzen wollte, geschlagen zu werden. Die Zahl unserer Feinde, bei einem Koalitionskriege gegen Deutschland ist eine so große, daß es unabweisbare Pflicht für uns werden kann, ihnen in bestimmten Fällen von vorneherein die gesamte wehrfähige Mannschaft des Reichs entgegenzustellen. Alles kommt darauf an, daß wir die ersten Schlachten gewinnen; wenn dies gelungen ist, ist es wenig von Belang, wenn auch durch eine kriegerische Verwendung die Ersatztruppen dauernd ihren eigentlichen Aufgaben entzogen werden sollten. Diejenigen Ersatztruppen, die zur Abwehr einer feindlichen Landung verwendet werden müssen, würden übrigens nach einem Siege voraussichtlich ihrer Zweckbestimmung zugeführt werden können.

Notlagen, in denen die Oberste Heeresleitung auf Ersatztruppen für den Kampf zurückgreifen muß, können schon früh eintreten. Der Einfall englischer Landungstruppen in Schleswig-Holstein z. B. kann vom 15. Mobilmachungstag ab stattfinden. Müßten wir an unserer West- und an unserer Ostgrenze aufmarschieren, so können wir nicht in Schleswig-Holstein eine Armee zurücklassen, die der englischen gewachsen ist. Wir können ebensowenig aus dem planmäßigen Aufmarsch an der Ost- und Westgrenze eine entsprechend starke Armee herausziehen, um sie dorthin zu werfen. Wir gebrauchen unsere gesamte Macht, um an entscheidender Stelle im Osten oder Westen zu siegen. Von den planmäßig mobil werdenden Formationen darf daher nur so viel in Schleswig-Holstein zurückgelassen werden, daß ein erster Schutz vorhanden ist. Um den Feind, wenn er kommt, hier zu schlagen, gebrauchen wir schon früh Ersatzformationen.

Sind wir uns darüber klar, daß wir in Notlagen und frühzeitig auf Ersatzformationen für den Kampf zurückgreifen müssen, dann wird es zur Pflicht und zu einem unerläßlichen Gebot der Selbsterhaltung, diese Verwendung in Weiterentwicklung der Festsetzungen des Mobilmachungplanes im Frieden eingehend vorzubereiten.

Der erste Schritt ist bereits damit geschehen, daß unsere Ersatzformationen nur aus ausgebildeten Mannschaften zusammengesetzt werden.

Der zweite Schritt ist eingeleitet. Die Ersatzabteilungen der Feldartillerie werden sämtlich zu mobiler Verwendung bereitgestellt und entsprechend ausgerüstet."

Nun kommen die Vorschläge für die Bildung von Brigaden aus den bestehenden Ersatzformationen der Feldtruppen, die ich im einzelnen nicht wiedergebe.

Das Schreiben schloß:

„Ich hoffe, daß sich meine Vorschläge ohne besondere Schwierigkeiten erfüllen lassen. Ich wiederhole, daß ich ihre Durchführung als ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung ansehe."

Das Kriegsministerium machte trotz der Dringlichkeit wieder Schwierigkeiten und erhob Einwände, voraussichtlich wohl wegen Gefährdung der Ersatzgestellung, der ungenügenden Ausstattung der Ersatzformationen mit Offizieren von genügenden Führereigenschaften und ähnlichem mehr. An Gegengründen hat es dem Kriegsministerium leider nie gefehlt. Diese Gegengründe wären wohl anzuerkennen gewesen, wenn unsere Wehrmacht auch nur einigermaßen den Stärken der voraussichtlichen Feinde entsprochen hätte, nicht aber aus unserer Unterlegenheit heraus. Da hieß es, Nachteile bewußt in den Kauf zu nehmen und diese Nachteile, soweit nur möglich, zu mindern. Im August 1910 erfolgte die Ablehnung des Kriegsministeriums. General v. Moltke lag an einem schweren Angina-Anfall fieberkrank im Bett. Er nahm aber meinen Vortrag entgegen, und am 20. August wurde nach meinem Entwurf ein neues Schreiben an das Kriegsministerium gesandt:

„Unsere politische und geographische Lage muß es uns zur Pflicht machen, alle verfügbaren Kräfte für einen Kampf bereitzustellen, der über Sein oder Nichtsein des Deutschen Reichs entscheiden wird. Wollten wir dieser Lage vollauf Rechnung tragen, so müßten wir vor allen Dingen unsere Wehrkraft derart anspannen und unsere Wehrmacht derart ausbauen, wie es dem vorhandenen Bestand an wehrfähigen Mannschaften und Mannschaften des Beurlaubtenstandes entspricht. Daß die Aufstellung neuer vollständig vorbereiteter Verbände das einzig Richtige wäre, brauche ich nicht zu betonen; es würde das sicherste Mittel sein, einer schweren äußeren Krisis mit Aussicht auf Erfolg begegnen zu können."

Der Chef des Generalstabes hatte sich ja leider, wie ich schon angab, dem Kriegsministerium gegenüber schon lange in bezug auf die Heeresvermehrung im Frieden in Rücksicht auf die finanziellen und innerpolitischen Zustände festgelegt und auf eine erhebliche Vermehrung unseres Friedensbestandes verzichtet. Darum fährt das Schreiben fort:

„Es wird daher um so dringender zur Pflicht, die Nutzbarmachung schon vorhandener Formationen anzustreben, zu deren Kriegsbrauchbarkeit keine besonderen finanziellen Mittel,

sondern nur eine planmäßige Vorbereitung und Bereitstellung erforderlich sind. Aus diesem Grunde habe ich die Forderung nach einer Vorbereitung der Mobilisierung des Ersatzheeres gestellt, und ich sehe in dieser Forderung ein Gebot der Selbsterhaltung des Staates, von dem uns keine Gründe entbinden können ...

... Schon das Vorhandensein einer wirklich schlagfertigen Ersatzarmee im Lande nach Versammlung unseres Feldheeres an der Grenze ist einer feindlichen Koalition gegenüber, mit der wir aller Wahrscheinlichkeit nach zu rechnen haben werden, von großer Bedeutung. Ein neuer Gegner, der unser Land schutzlos vor sich sieht, wird leichter zum Angriff geneigt sein, als wenn er in ihm noch eine organisierte Armee weiß. Diese muß in der letzten Not ebenso eingesetzt werden können, wie das Feldheer, sei es allein, sei es zusammen mit dem Feldheer oder mit Teilen desselben. Jeder Staat, der mit äußerster Energie um seinen Bestand ringt, muß alle Kräfte und Hilfsmittel einsetzen, wenn er den höchsten Pflichten genügen will.

In meinem Schreiben vom 1. Juli 1910 habe ich die beantragten Vorbereitungen für den Schutz Schleswig-Holsteins in den Vordergrund gestellt ...

Ich will aber ausdrücklich betonen, daß nicht nur die Mobilisierung von Ersatzformationen in Betracht kommt, die an erster Stelle zum Schutz von Schleswig-Holstein berufen sind. Die Mobilisierung sämtlicher Ersatzformationen der Feldtruppen muß vorbereitet sein.

Die Aufgabe derselben in bezug auf die Ersatzgestellung und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern, wofür aber auch Reserve- und Landwehr-Ersatzformationen zur Verfügung stehen, wird durch die Vorbereitung zu mobiler Verwendung zunächst nicht berührt. Gelingt es, bald nach Beginn der Feindseligkeiten einen großen Erfolg über einen unserer Gegner zu erringen, so wird ihre Verwendung als selbständige, fechtende Truppe überhaupt nicht erforderlich werden. Aber einen solchen Erfolg kann man nur erhoffen, niemand kann ihn verbürgen. Ist das gesamte Feldheer zum entscheidenden Schlage gegen einen Gegner angesetzt, vielleicht auch in langdauernden, unentschiedenen Kämpfen gefesselt, und tritt ein neuer Gegner auf den Plan, dem dann keine Teile der Feldarmee mehr entgegengestellt werden können, dann muß das Ersatzheer eingesetzt werden. Die Sorge, daß seine Kräfte nach Art und Zahl zu einem Erfolge nicht genügen möchten, kann nicht als Grund für Unterlassungen dienen. Jedenfalls wird es besser sein, einen Erfolg dadurch zu erstreben, daß man die vorhandenen Kräfte bereithält, als daß man nichts vorbereitet und dann gezwungen wird, zu Improvisationen zu greifen.

Daß eine gut organisierte Truppe mit leistungsfähigen Führern besser ist, als eine mäßig zusammengesetzte mit ungenügenden Führern, bedarf keiner Erörterung. Ich erwarte auch von dem Ersatzheer zunächst keine großen Operationen, wohl aber einen kräftigen Widerstand an geeigneten Linien, mag dies nun im Osten die Weichsel oder Netze oder Warthe mit dem zugehörigen Festungssystem oder im Norden die Eider und Schlei sein. In der Verteidigung des heimischen Bodens werden auch diese Formationen ihr Bestes hergeben, um so mehr, wenn sie durch hinreichende Vorbereitungen zum Kampf befähigt sind ..."

Das Schreiben hatte endlich die erhoffte Wirkung, und nach zahlreichen mündlichen Besprechungen mit Vertretern des Kriegsministeriums hatte ich nun die Genugtuung, daß vom 1. April 1911 ab mobile Ersatzformationen der Obersten Heeresleitung zur Verfügung standen. Es waren allerdings nicht 8 Ersatzkorps, mit denen General Graf v. Schlieffen bei seinen Generalstabsreisen gerechnet hatte, aber es waren doch 6½ Ersatzdivisionen in Stärke von je 12—15 Infanteriebataillonen mit einigen Maschinengewehrzügen, 3 Ersatzeskadrons, 12 Batterien, 2—3 Pionierkompanien

und einigen Trainformationen, eine Macht, die an Zahl der Bataillone die 7 Divisionen der heutigen Reichswehr um 23 überragt. Wiederum war ein Ringen beendet. Das Heer hatte erneut an Kraft gewonnen, aber es war ja noch lange nicht genug.

Je mehr ich mich überzeugen mußte, daß vom Reichskanzler und Kriegsminister bei ihrem Einwande „keine Ausgabe ohne Deckung" für eine Friedensvermehrung des Heeres nichts zu erreichen war, da sie „fortlaufende" Ausgaben erforderte, um so mehr mußte ich auf seine materielle Ausstattung, aber auch auf den Ausbau unserer Festungen bedacht sein, die nur „einmalige" Ausgaben nötig machten.

Auf dem Gebiet der materiellen Ausstattung waren es zunächst zwei Fragen von höchster Bedeutung, die mich fortgesetzt beschäftigten, nämlich die Bereitstellung von Belagerunggerät auf feindliche Festungen und Vermehrung unserer Munitionbestände, Dinge, von denen sogar die Gestaltung unserer Operationen und der Kriegsverlauf entscheidend abhängen mußten.

So ging am 2. März 1911 an das Kriegsministerium das nachstehende Schreiben, das diesem die Grundlage für die Etatsanforderungen des nächsten Etatsjahr geben sollte, wovon ich schon früher gesprochen habe. Es lautete nach meinem Entwurf:

„Die Stärkung unserer Artilleriewirkung ist nach wie vor der wichtigste Punkt. Ich halte deshalb für besonders dringend

1. Die Beschaffung schwersten Steilfeuers.
2. Die Vermehrung der Kriegsbestände der Feldartilleriemunition . . .

Ich betone zu vorstehendem besonders, daß wir mit den schwersten Steilfeuergeschützen, die wir z. Z. besitzen, feindliche Festungen nicht niederkämpfen können, und daß unsere Feldartilleriemunition nicht ausreicht, wenn wir, wie es wahrscheinlich, gleich zu Beginn der Operationen große Schlachten schlagen müssen, und die für den Ernstfall vorgesehene Lieferung noch nicht fertiggestellt ist. Ich halte diese Zustände für bedenklich und bitte alles einzusetzen, um dem abzuhelfen."

Das Schreiben erhielt noch nachstehende Anträge, die ich anführe, damit der Leser sich ein Bild machen kann, wie der Generalstab um das Wohl der Truppe und die Verbesserung der Ausrüstung des Heeres und damit um bessere Kampfbedingungen auch des einzelnen Soldaten bemüht war. Das Schreiben fährt also fort:

„Ferner lege ich Wert auf:

1. beschleunigte Einführung der Feldküchen,
2. der Scherenfernrohre für höhere Stäbe,
3. Vereinfachung der funkentelegraphischen Ausrüstung,
4. Beschaffung von Flugzeugen und Waffen zu ihrer Bekämpfung,
5. Bewaffnung der Reserve-Kavallerie mit Karabiner 98,
6. Beschaffung des Schanzzeuges für Reserve-Infanterieregimenter.

Ja die Ausrüstung des Heeres ließ noch viel zu wünschen übrig. Das war

bei der sprungweisen Entwicklung der Technik natürlich. Auf der anderen Seite war die mangelhafte Bewaffnung der Reserve-Kavallerie und das Fehlen von besonderen Schanzzeugwagen bei den Reserve-Infanterieregimentern ein schweres Unterlassen, nicht minder die zögernde Einführung der Feldküchen.

Bei der Beschaffung von schwerstem Steilfeuer ging ich von der Anschauung aus, daß wir doch gezwungen sein könnten, auch einmal die französische Festunglinie Verdun-Belfort mehr frontal anzugreifen, wozu wir z. Z. gar nicht in der Lage waren. Außerdem mußten, so wie der Aufmarsch nun einmal war, Lüttich und andere Festungen und Sperrbefestigungen schnell genommen werden. Wir besaßen nur wenige Batterien sogenannter Küstenmörser mit dem Kaliber (Mündungdurchschnitt) von 30,5 cm. Wir nannten diese Geschütze „Küstenmörser", um damit die feindliche Spionage auf falsche Wege zu leiten. Diese „Küstenmörser" indes reichten nicht aus. Aus nachfolgendem Schreiben vom 8. Februar 1911 gehen meine Anschauungen über den Angriff auf feindliche Befestigungen und die hierzu erforderlichen Truppen und Geschütze ebenso klar hervor, wie die Lage, mit der der Chef des Generalstabes des Heeres nüchtern bei seinen Operationen zu rechnen hatte, bis eben dem Antrage entsprochen würde. Ich gebe auch dieses Schreiben wieder:

„Wir brauchen im Kriege schnelle und durchschlagende Erfolge. Unsere artilleristischen Angriffsmittel müssen dazu derart bemessen sein, daß wir im Westen zahlreiche Sperrbefestigungen an der Grenze und im Innern des Landes in kurzer Zeit nehmen und zwei größere Festungen gleichzeitig mit der erforderlichen Kraft anzugreifen vermögen. Daß wir daneben auch für den Feldkrieg schwere Artillerie gebrauchen, bedarf keiner Begründung. Die Verhältnisse im Osten lasse ich außer Betracht. Wir können nur nach einer Seite angreifen. Sind wir auf den Angriff französischer Festungen vorbereitet, so genügt dies auch gegen russische. . . .

Es folgen nun Anträge:

I. Für den Feldkrieg und den Angriff auf Sperrbefestigungen an der Grenze und im Innern des Landes dienen an erster Stelle die schwere Artillerie des Feldheeres und einige Küsten-Mörser-Batterien. Zur schnellen Durchbrechung der feindlichen Grenzsperren werden außerdem die schweren Haubitz-Batterien der Reserve-Fußartillerie aus Metz und Straßburg herangezogen werden müssen . . .

Mit den so für den Angriff auf Sperrbefestigungen verfügbaren Mitteln kommen wir aus. . . . Nötig bleibt noch, die Küsten-Mörser durch Ausnutzung des mechanischen Zuges und die s. F.H.-Bataillone der Reserve-Fußartillerie in Metz und Straßburg durch bessere Ausstattung mit Kolonnen beweglicher zu machen.

II. 1. Als Mindestbedarf an Belagerungsbatterien zum Angriff gegen zwei Festungen habe ich auf Grund unserer ersten Maßnahmen und der betreffenden Angriffsentwürfe im Anschluß an die Erwägungen der Artillerie-Prüfungskommission festgestellt:

8 Bataillone 10 cm-Kanonen, 3 Bataillone 13 cm-Kanonen, Bataillon zu 4 Batterien, 30 Bataillone 15 cm-Haubitzen à 4 Geschütze, 14 Bataillone 21 cm-Mörser, 8 Batterien

β — 30,5 cm — Gerät zu je zwei Geschützen, 4 Batterien γ — 42 cm — Gerät zu je 2 Geschützen.

Die hohen Zahlen mittleren und namentlich schweren Steilfeuers sehe ich in Rücksicht auf die Stärke der französischen Befestigungen für zwingend nötig an . . ."

Die schwere Artillerie, die zu der Kriegsgliederung der Armeekorps gehörte, kam nicht in Anrechnung, weil sie hier unentbehrlich war. Die hier angegebenen Fußartilleriebataillone waren zum größten Teil vorhanden und bedurften nur geringerer Vermehrung, aber die Schwierigkeit lag darin, daß diese Fußartilleriebataillone, mit denen wir im Westen Belagerungen durchführen wollten, zugleich Kriegsbesatzungen der Ostfestungen bildeten. Wir konnten im Westen z. B. an Angriffe auf Festungen denken, während wir im Osten Festungen zu verteidigen hatten. Aus diesen konnten Fußartillerieformationen natürlich nicht herausgezogen werden. Darum setzte ich hinzu:

„Die Zahlen zeigen, daß wir zahlenmäßig genügend Truppen besitzen, die für Belagerung geforderten Formationen aufzustellen.

Wünschenswert ist es, daß wir den Bedarf an Belagerungsartillerie, nämlich an mittlerem und schwerem Steilfeuer, aus den Westfestungen oder dem Innern des Landes decken können für den Fall, daß wir die Ostfestungen in gut verteidigungsfähigem Zustande erhalten müssen.

Sehr schwierig war die Beschaffung des Gerätes, einschließlich der Munition, namentlich für die schweren Steilfeuerbatterien, d. h. 21 cm-Mörser und die noch schwereren Batterien, nämlich 30,5 cm und 42 cm. Das nahm Jahre in Anspruch *).

Es war selbstverständlich, daß bei der Vermehrung der Angriffsmittel auf Festungen auch die Feld- und Förderbahnfrage angeschnitten werden mußte, die für den Munitionnachschub von der Eisenbahnendstation zu den Geschützen so bedeutungvoll war. Es war an sehr viel zu denken.

Das Schreiben schloß:

„Ich bin mir bewußt, daß für die Beschaffung des noch fehlenden Geräts erhebliche Mittel erforderlich sind. Wie z. Z. die Mittel festgestellt wurden, die für die planmäßige Weiterführung der Landesbefestigung gebraucht werden" (hierauf komme ich noch später) „ebenso ist in Bezug auf die Beschaffung der Angriffsmittel zu verfahren."

Es ist ganz klar, daß die lange Vernachlässigung unseres Heeres nach allen Richtungen hin endlich einen doppelt hohen Aufwand nötig machte, um die Versäumnisse auszugleichen. Dem Kriegsministerium mag bei diesen Forderungen gewiß „Angst und Bange" geworden sein, wenn es in seinem

*) In dieser Frage, auch auf dem Gebiet der Konstruktion, war hier der spätere Oberst Bauer ganz besonders und erfolgreich tätig. Zwar hatten wir zu Beginn des Weltkrieges noch nicht die von mir geforderte Zahl Batterien des schwersten Steilfeuers, aber es ist ja hinreichend bekannt, wenigstens dem Geschlecht des Weltkrieges, mit welchem überraschenden Erfolg die 42 cm- und 30,5 cm-Geschütze vor Lüttich eingesetzt wurden, um die Forts zu Fall zu bringen, nachdem ich bereits mit der 14. Infanteriebrigade in die Festung eingedrungen und den Kern der Festung, die Zitadelle, genommen hatte.

ängstlichen Gemüt an das Reichsschatzamt und den Reichstag dachte und wußte, daß der Reichskanzler nicht gewillt war, aus der Verstärkung der Wehrkraft eine Frage zu machen, die das gesamte Volk in seinen Grundfesten aufrührte. So sah ich es damals. Heute weiß ich, daß ein solches unerhörtes Unterlassen der verantwortlichen Regierungstellen nur zu sehr mit Absichten der überstaatlichen Mächte, uns zu vernichten, zusammenhing und ihnen Rechnung getragen hat. Ihre Vertreter in der Freimaurerei saßen in den höchsten Stellen des Reiches, oder sie waren zum mindesten deren Suggestionen ausgesetzt. So war der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg Freimaurer, und der Kriegsminister v. Heeringen, der Nachfolger des Generals v. Einem, wird zu den Generaloberstеn gehört haben, deren Zugehörigkeit zur Freimaurerei freimaurerische Zeitschriften sich im Weltkriege rühmten. Sein Sohn ist heute Landesgroßmeister des deutschchristlichen Ordens der Tempelherren. Doch das alles übersah ich damals noch nicht.

Für gesicherte Versorgung des Heeres mit Munition kämpfte ich dauernd, mir war diese Notwendigkeit nur zu sehr bewußt. Nicht nur Frankreich und Rußland, auch wir waren hinter den Erfordernissen des Ernstfalls weit zurückgeblieben, wie weit, hat der Weltkrieg bewiesen. Ich muß indes zugeben, daß auch noch meine Erwartungen über den tatsächlichen Munitionverbrauch zu Beginn eines Krieges stark übertroffen wurden. Es mußten Munitionmengen für die ersten Schlachten und Kämpfe in dem Umfange bereitgehalten werden, daß sie solange reichten, bis die Lieferung der Munition einsetzte, die nach Ausspruch der Mobilmachung fertiggestellt wurde. Das hing nun wieder von der Leistungfähigkeit der Munitionfabriken ab und bedurfte eingehender sachlicher Feststellungen, zumal die Fabriken, um sich Lieferungen zu sichern, sich nur zu leicht über die eigene Leistungfähigkeit täuschten.

Am 29. Januar 1909 ging wieder ein grundlegendes Schreiben über Munitionangelegenheiten an das Kriegsministerium. Aber erst am 14. Juli 1911 wurde es trotz häufiger, mündlicher, erbitterter Vorstellungen endlich, nach 2½ Jahren, beantwortet. Das war ein unverantwortliches Handeln der verantwortlichen Stellen im Kriegsministerium, an erster Stelle des Kriegsministers. Es war ein unerhörter Vorgang, solche Zeitverzögerungen eintreten zu lassen, handelte es sich doch um die Lebensfrage des Heeres: durch eigenen Munitionaufwand das Leben unserer Soldaten zu erhalten. Man versuchte es mir darzustellen, als ob das Kriegsministerium den Wunsch des Chefs des Generalstabes, über die Munitionergänzung Aufklärung zu bekommen, als einen Eingriff in seine Rechte empfand, da es allein für die Ergänzungfrage auf allen Gebieten zuständig wäre. Heute sind mir die Zusammenhänge durch das Wirken der überstaatlichen Mächte

nur zu klar geworden. Damals hielt ich noch die mir mitgeteilte Auffassung des Kriegsministers wirklich für das Ausschlaggebende bei dem mir so unverständlichen Verhalten. Was hatte das „Ressort“ zu tun gegenüber Lebensfragen des Volkes und der Lebenserhaltung des Soldaten im Kampf. Und wenn nun einmal der „Ressort“-Standpunkt vorwalten sollte, warum wurde das nicht sofort festgestellt? Am 10. November 1911 — nach der zweiten Marokkokrise — wies ich diese Auffassung zurück:

„Da wir jederzeit, wie wir dies jetzt gesehen haben, bereit sein müssen, einen Krieg zu führen, und ich durchaus über das alles klar sehen muß, was die Kriegführung beeinflussen kann, so bitte ich um eine zahlenmäßige Angabe der Munition einschl. der Zünder, die nach 6—8 Wochen und dann alle 4 Wochen nach Ausbruch der Mobilmachung neu angefertigt werden kann.“

Immer wieder wich das Kriegsministerium gegenüber den Forderungen des Generalstabes um Stellungnahme aus. Darum richtete ich nochmals am 1. November 1912 das nachstehende grundlegende Schreiben an das Kriegsministerium, das die ernste Lage des Heeres auf dem Gebiet der Munitionversorgung schildert und meine Auffassung über den zu erwartenden Verlauf des Krieges klar wiedergibt, die leider durch den Verlauf des Weltkrieges nur zu sehr bestätigt werden sollte:

„Wie aus meinen zahlreichen Schreiben in Munitionsangelegenheiten hervorgeht, habe ich der Munitionsausrüstung des Heeres und der Munitionsergänzung dauernd meine ganze Aufmerksamkeit zugewendet. Schon in meinem Schreiben vom 29. Januar 1909 Nr. 14 711 sprach ich die Forderung nach einer zweiten Rate Munitionszüge zum 21. Mobilmachungstag aus. Erst durch das Schreiben des A. D.*) vom 14. Juli 1911 Nr. 738 geh. A. 5 gewann ich Klarheit über die wirklich vorhandenen Bestände an Munition bei den schweren Feldhaubitzen. Ich wiederholte daher unter dem 2. September 1911 Nr. 9332 I geh. meinen Antrag auf Beschaffung einer zweiten Rate Munitionszüge unter ausdrücklichem Hinweis auf mein Schreiben vom 29. Januar 1909.

Schon in diesem Schreiben hatte ich auf den Zusammenhang zwischen Friedensbeständen und Mobilmachungslieferung hingewiesen. Je geringer diese Leistung nach Zahl und Zeit, desto größer müssen die Friedensbestände sein. Erst durch meine Anfrage vom 12. Oktober 1911 Nr. 12 564 hin erhielt ich Klarheit über den Umfang der Mobilmachungslieferung, und zwar für die Feldartillerie durch Schreiben vom 8. Juni 1912 Nr. 1081/12 geh. A 4 und für die Fußartillerie durch oben angezogenes Schreiben vom 4. Oktober 1912.

Diese nunmehr erhaltene Übersicht veranlaßt mich, nochmals auf die gesamte Artilleriemunitionsversorgung, soweit sie das Feldheer betrifft, zurückzukommen und dabei auch die mir in dem Schreiben vom 4. Oktober gestellten Fragen zu beantworten. Ich hebe besonders hervor, daß sich meine Anschauungen über die Höhe der bereits im Frieden vorrätig zu haltenden Bestände dauernd um so mehr erweitert haben, je weiterer Einblick in die Munitionsergänzung mir gegeben wurde. Was ich jetzt allein anstrebe, ist die rücksichtslose Klarheit in dieser so außerordentlich wichtigen Frage. Ich stelle deshalb Abschrift dieses Schreibens der Inspektion der Feldartillerie und der Generalinspektion der Fußartillerie zu und bitte, mit diesen Behörden und mir über Nachfolgendes in einen Gedankenaustausch zu treten,

*) Allgemeine Kriegsdepartement des Kriegsministeriums.

der für um so notwendiger angesehen werden kann, als die Frage zur Zeit nur auf theoretischem Wege zu lösen ist.

Neben den Friedensmunitionsbeständen und den Mobilmachungslieferungen muß hierbei als dritter Faktor unsere Gesamtrüstung eingestellt werden. Wäre sie so erheblich, daß wir mit e i n e m gewaltigen Schlage gleich zu Beginn der Operationen unsere Gegner niederwerfen, und damit den Krieg schnell beenden könnten, dann brauchten wir neben der Munitionsausrüstung der Truppen im Felde, die bis auf die der leichten Feldhaubitzen als feststehend anzusehen ist“ (wegen der Zahl der Munitionswagen und der Munitionskolonnen, deren Erhöhung für Feldhaubitzen in Erwägung gezogen war) „nur geringe Friedensmunitionsreserven pro Geschütz und brauchten keinen Wert auf umfangreiche Mobilmachungslieferungen zu legen. Unsere Wehrmacht ist aber noch nicht derart entwickelt, um das große Ziel zu erreichen. Wir müssen uns schon auf einen langwierigen Feldzug mit zahlreichen schweren, langdauernden Kämpfen gefaßt machen, bis wir e i n e n unserer Gegner niederzwingen; die Kraftanstrengung und der Kräfteverbrauch steigern sich, wenn wir auf verschiedenen Kriegsschauplätzen im Westen und Osten nacheinander siegen müssen und vorher mit Unterlegenheiten gegen eine Überlegenheit zu kämpfen haben. Der Bedarf nach viel Munition für eine große Spanne Zeit wird mit unabweisbarer Sicherheit eintreten. Er wird sich, den Stärkeverhältnissen zufolge, bei a l l e n Heeresteilen fühlbar machen und wird sich da, wo wir auf langen Fronten nur schwach auftreten können, noch sehr erheblich steigern.“

Es folgt nun in dem Schreiben die Feststellung der vorhandenen Munition und des Beginns und des Umfanges der Mobilmachunglieferung, die sämtlich nicht den im Kriegsfall zu stellenden Anforderungen genügte. Darum sprach ich nochmals weiter eingehend über den Munitionverbrauch im Felde:

„Es ist kein Zweifel möglich, daß die ersten großen Schlachten auf dem wahrscheinlichen Kriegsschauplatz bald nach Beendigung des Aufmarsches geschlagen werden, und daß sehr wahrscheinlich, während dieser sich voraussichtlich über Tage hinziehenden Kämpfe, in denen alle Heeresteile früher oder später eingreifen werden, die gesamte, bei den Armeekorps usw. befindliche Munition — bei der Feldartillerie mehr — verschossen wird. Bei einer Schlacht, die sich z. B. über einige lange Sommertage hinzieht, ist ein Munitionsverbrauch von 500 Schuß pro Feldkanone und schwere Feldhaubitze möglich, zumal wenn die fehlende Kriegsgewöhnung und Friedensgewohnheiten in Anrechnung gebracht werden.

Nach den ersten großen Kämpfen ist bei der Feldkanone noch Munition für eine zweite Schlacht, vielleicht noch etwas mehr, vorhanden, bei den schweren Feldhaubitzen werden die Bestände vielleicht nicht mehr vollständig ergänzt. Mit diesen Munitionsmengen müssen wir zur Zeit bis zur 7. bis 8. Woche und noch darüber hinaus auskommen, da die Mobilmachungslieferungen nur als eine geringere Ergänzung angesehen werden können. Daß wir damit ausreichen, erscheint mir für vollständig ausgeschlossen, da bald nach der ersten großen Schlacht und weiterhin schwere Kämpfe folgen werden. So, wie die Lage zur Zeit ist, werden unsere Munitionsbestände, wenn wir auch geringeren Munitionsverbrauch in den ersten großen Kämpfen annehmen, am 30. bis 40. Mobilmachungstage, vielleicht im günstigsten Falle etwas später, aufgebraucht sein. An einzelnen Stellen wird früher Munitionsmangel eintreten, an anderer Stelle Munition noch vorhanden sein, ohne daß ein Ausgleich möglich ist. . . .

Die beabsichtigten Maßnahmen — Beschaffung von Feldartilleriemunition bis zu 1200 Schuß pro Geschütz und eines zweiten Munitionszuges für die schweren Feldhaubitzen-Bataillone — werden naturgemäß die Lage verbessern. Für eine wirklich energische Kriegsführung, die noch mit nicht gebrochenen, vielleicht neuen Gegnern über den 40. bis 50. Mo-

bilmachungstag hinaus zu rechnen hat, fehlen aber auch dann die erforderlichen Munitionsmengen, und der Umfang der Mobilmachungslieferungen hilft dem nicht ab. Da mit diesem Umfang anscheinend als mit etwas Feststehendem zu rechnen ist, so bleibt nichts anderes übrig, als die Munitionsbestände im Frieden zu vermehren.

Diesem trägt die Forderung nach einem dritten und vierten Bedarf für die schwere Feldhaubitze Rechnung, für die Feldartillerie ist die Erhöhung über 1200 Schuß pro Geschütz geboten.

Ich verkenne nicht die Bemühungen des Kriegsministeriums, die Munitionsausrüstung des Heeres sicherzustellen, ich habe mich schon verschiedentlich dafür bedankt. Auf der anderen Seite muß aber zugegeben werden, sobald dem Grundgedanken meiner Ausführungen beigetreten wird, nach denen unserer Lage zufolge die Friedensbestände und die Mobilmachungslieferungen den Munitionsbedarf nicht decken werden, daß die Vorbereitung für den Krieg, soweit die Munitionsfrage in Betracht kommt, keine vollkommene ist, und daß dadurch der Kriegsführung ernste Hemmnisse entstehen können. Es muß alles geschehen, daß diese ernste Lage abgekürzt wird. Wenn z. B. der zweite Bedarf für die schwere Feldhaubitze, den ich bereits unter dem 29. Januar 1909 beantragt habe, erst bis zum Jahre 1917 beschafft werden soll, so ist das ein Hinausschieben, das ich in hohem Maße für bedenklich ansehe. Ich beantrage wirklich entscheidende Maßnahmen und die baldige Bereitstellung der erforderlichen Mittel. Die Fabriken werden, wenn sie ihren Betrieb erweitern, den erhöhten Anforderungen Rechnung tragen.

Ich bin fest überzeugt, daß in einem großen europäischen Kriege die letzten gefüllten Protzen einen wesentlichen Einfluß auf dessen Ausgang haben werden. Da wir mit zwei Gegnern rechnen müssen, die zusammen uns erheblich überlegen sind, so müssen wir auch erheblich mehr Munition wie jeder einzelne von ihnen bereitstellen."

Das vorstehende Schreiben zeigt wohl erschütternd, wie richtig ich unsere Lage eingeschätzt habe. Ich habe nicht an einen schnellen Siegeszug, sondern bei den beiderseitigen Stärkeverhältnissen an ein unendlich hartes Ringen geglaubt. Wenn auch das, was ich später erleben mußte, noch die Annahme um so unendlich Vieles übertraf, wäre aber doch bei Annahme meiner vielen Vorschläge das Volk gerettet worden.

Die Vorbereitungen, die das Kriegsministerium für Munitionbeschaffung im Frieden und Munitionanfertigung im Kriege traf, haben meinen Anregungen, die von der Artillerieprüfungkommission unterstützt wurden, nicht entsprochen. Es mußte sehr bald ein schwerer Munitionmangel an allen Fronten eintreten, der von unseren tapferen Soldaten so schwer empfunden wurde und unsere Gesamtkriegslage so ungemein erschwerte. Schon als Chef im Osten empfand ich dies mit Bitterkeit. Als ich dann im August 1916 in die Oberste Heeresleitung kam, übersah ich erst das ganze Unheil der schlechten Munitionversorgung des Heeres und das ganze Leiden der Truppe, das hieraus entstand. Es war für mich die schwerste Aufgabe, dem Schrei nach Munition, der von allen Seiten der weitgedehnten Fronten an mich drang, ein taubes Ohr entgegenstellen zu müssen und nur dorthin Munition zu senden, wo die Kampflage es am dringendsten forderte, so den Truppen, die in der blutigen Sommeschlacht

gegenüber den ungeheuren Munitionmassen der Entente in veralteten taktischen Formen standzuhalten hatten.

Da dachte ich an meine Kämpfe in der Vorkriegszeit und gerechter Zorn flammte in mir gegen die an diesen Zuständen Schuldigen empor. Doch der Zorn schaffte keine Abhilfe, und so ließ ich denn von meinen Mitarbeitern der Obersten Heeresleitung „das Hindenburg-Programm" aufstellen, das die furchtbare Notlage der Truppen an der Front mildern sollte. Daß die Sorge hierfür die Anordnung des Hindenburg-Programms in einigen Fällen zu weitgehend gestaltete, ist mehr als natürlich. Zu viel war vernachlässigt, zu viel mußte eingeholt und unendlich viel bereitgestellt werden, um den einsamen Menschen im Schützengraben das Gefühl zu geben, die Oberste Heeresleitung sorge für ihn und mindere die Verluste, soweit es nur möglich war. So lockerte ich denn die taktischen Formen, ersetzte den „Menschen" durch die „Maschine", soweit dies angängig war, und gab den Truppen Munition, soviel sie gebrauchten, um den Gegner zu treffen und die eigene Truppe zu erhalten. Dabei fand ich nun nicht mehr die Widerstände, die mir im Frieden bereitet waren, und denen zufolge so viele Deutsche Menschen ihr Leben hatten lassen müssen. Andere Widerstände wurden statt dessen aufgeboten, die mir den Sieg streitig machen sollten. Doch nun zurück zu meiner Arbeit im Frieden.

Ich erwähnte schon, daß ich auch für die Ausrüstung des Heeres mit neuzeitlichen Kampfmitteln zu sorgen hatte, die die Technik jetzt in den Dienst der Volksverteidigung stellte. Ich erzählte, daß ich mich nach Überwindung einer gewissen Skepsis der Luftschiffe angenommen hatte, der ich aber wieder mehr Raum gab, als die Flugzeuge immer kriegsbrauchbarer wurden. Unter dem 2. März 1911 wurde an das Kriegsministerium geschrieben:

„Da sich noch nicht mit Sicherheit übersehen läßt, inwieweit die gegenwärtigen Mängel unserer Luftschiffe sich beheben lassen, und in welchem Umfange die Flugzeuge neben den Luftschiffen oder an ihrer Stelle die Erkundungsaufgaben zu übernehmen imstande sein werden, so bin ich zu der Überzeugung gelangt, daß die Oberste Heeresleitung sich mit einem Bestand von 9 der Heeresverwaltung gehörenden Schiffen, der im Laufe dieses Jahres voraussichtlich erreicht werden kann, vorläufig begnügen kann, bis eine zuverlässige Grundlage für die Verwendung von Luftschiff und Flugzeug im Felde geschaffen ist."

In der Aufstellung von Fliegerabteilungen wich das Kriegsministerium in gewohnter Weise aus, auch hier das gleiche, unglaubliche Versagen! Im April 1912 schrieb der Generalstab deshalb an das Kriegsministerium:

„Der gelegentlich zu meiner Kenntnis gekommenen Annahme, daß Frankreichs Fliegerorganisation lediglich auf dem Papier steht oder stehen bleiben wird, muß ich entgegenhalten, daß hierin eine gefährliche Selbsttäuschung liegt. Selbst wenn bei der Durchführung der Organisation 1912 noch Lücken bleiben, so bleibt doch unseren Maßnahmen gegenüber ein derartiges Plus übrig, daß die Franzosen mit vollem Recht auf ihre außerordentliche Überlegenheit auf diesem Gebiete mit stolzer Genugtuung blicken können. Daß diese Überlegenheit

bei einem Kriege für uns mit ebensovielen Nachteilen verbunden ist, ist ohne weiteres klar. Es ist deshalb in hohem Maße bedenklich, daß dem Flugwesen bei uns nicht die entsprechende Förderung zuteil geworden ist und nach dem angezogenen Schreiben auch nicht zuteil wird.

Nach Feststellung dieser Tatsache enthalte ich mich, auf Einzelheiten einzugehen. Ich will aber hervorheben, daß meiner Ansicht nach die Ausgestaltung des Fliegerwesens ebenso planmäßig betrieben werden muß, wie die Organisation aller anderen Formationen des Heeres. Solange wir mit nicht klaren Zielen arbeiten, werden wir im Ernstfall nicht über das verfügen, womit wir auf dem Papier im Frieden rechnen. Die Schwierigkeiten in der Mobilmachung unserer Fliegerabteilungen seit dem Herbst vorigen Jahres sind ein lehrreiches Beispiel dafür . . .

Ganz besonders bedenklich ist es, daß für die Entwicklung des militärischen Flugwesens in den Jahren 1913 bis 1916 Beschlüsse noch nicht gefaßt sind. Die neue Heeresvorlage legt den Mannschaftsbestand für diese Zeit fest. Daß wir mit dem am 1. Oktober 1912 bereitgestellten Mannschaftspersonal in dem Quinquenat auskommen werden, ist ausgeschlossen. Wir können also schon jetzt mit Sicherheit mit neuen Abkommandierungen und Schwächung des Etats rechnen, wo die Heeresvorlage noch nicht einmal beraten wird, und wir Menschen im Überfluß haben. Die Gründe, die das Kriegsministerium für seine Stellungnahme angibt, kann ich nicht als stichhaltig bezeichnen. Wäre mir sicherere Klarheit gegeben, so hätte ich gegen diese Unvollständigkeit der Heeresvorlage Einspruch erhoben. Ich stelle ausdrücklich fest, daß sich das Kriegsministerium in bezug auf diesen Punkt der Heeresvorlage nicht in Übereinstimmung mit mir befindet und daß mir keine Möglichkeit gegeben wurde, mich noch vor Abschluß der Heeresvorlage hierüber zu äußern, sowie daß dieses Verfahren nicht den Gepflogenheiten entspricht. Mein Ersuchen, jetzt zu erfahren, wie hoch sich die Zahl der kriegsbrauchbaren Flugzeuge zu verschiedenen Terminen im Jahre 1912 belaufen wird, stellt keine Kontrolle des Kriegsministeriums dar, wie es anscheinend angenommen wird. Die Oberste Heeresleitung muß klar sehen, falls plötzlich mobil wird, was sie beim Feldheer zur Verfügung hat, und wie der Ersatz sich gestaltet.

Ich bin mir wohl bewußt, daß meine Forderungen, die über die Absichten der Generalinspektion hinausgehen, außerordentliche Ansprüche an Geldmitteln und Personal stellen. Wir müssen zu einer hohen Anspannung unserer Leistungen schreiten, wenn wir die klare und erhebliche Unterlegenheit beseitigen wollen, die auf diesem Teile unserer Wehrkraft unserem westlichen Nachbarn gegenüber besteht. Ich habe es nicht unterlassen, durch dauernde und fortlaufende Nachrichten an das Kriegsministerium auf das Anwachsen der Leistungen Frankreichs auf diesem Gebiete im Laufe der letzten Jahre immer wieder hinzuweisen und die Dringlichkeit entsprechender Maßnahmen bei uns zu betonen. Nur durch außerordentliche Anstrengungen können wir jetzt einen Vorsprung einholen, der gerade für die Heeresführung von schwerwiegendster Bedeutung ist. Ich zweifle nicht daran, daß die erforderlichen Mittel von dem Reichstage auch außerhalb der bisherigen Forderungen bewilligt werden, so daß die Geldfrage kein Hemmnis für die ungesäumte Durchführung der vorgeschlagenen Organisationen bilden wird. Auf die Bedeutung der Personalfrage habe ich namentlich bei den Beratungen über das letzte Quinquenat hingewiesen."

Eine Anlage enthielt nun die Vorschläge für die Ausstattung des Heeres mit Flugzeugen; sie fordert als erstes, bald zu erreichendes Ziel die Ausstattung

a) Der Armee-Oberkommandos mit mehreren (2 bis 3) beweglichen Feldfliegerabteilungen und einem Fliegerpark.

b) Der Armeekorps (einschl. Reservekorps) mit je einer beweglichen Feldfliegerabteilung.

c) Der Kavalleriekorps mit je einer beweglichen Feldfliegerabteilung.

d) Wichtiger Grenzfestungen mit Festungsfliegerabteilungen.

Ergeben die zur Zeit schwebenden Versuche mit Flugzeugen für Zwecke der Feuerleitung der Artillerie, daß besondere Fliegerabteilungen hierfür erforderlich werden, so kommen zu den aufgeführten Formationen noch hinzu *):

e) Artilleriefliegerabteilungen bei den Armeekorps.

Als Mindestmaß der bis zum 1. April 1914 aufzustellenden Formationen ist zu fordern:

8 bewegliche Feldfliegerabteilungen für A.O.Ks. = 8
26 bewegliche Feldfliegerabteilungen für A.Ks. = 26
Im ganzen 34

8 Fliegerparks.

Stämme für 13 Festungsfliegerabteilungen in Köln, Mainz, Diedenhofen, Metz, Straßburg, Germersheim, Neu-Breisach, Breslau, Posen, Thorn, Graudenz, Lötzen, Königsberg.

8 Ersatzabteilungen . . .

Selbstverständlich erfolgten Einwendungen über Einwendungen, ich fertigte sie unter dem 6. Dezember 1912 ab, nachdem ich kurz vorher das grundlegende Schreiben über den Munitionbedarf entworfen hatte:

„. . . Ich sehe jetzt aber insofern klar, daß meinen Anträgen für das Quinquenatsgesetz zu meinem lebhaften Bedauern nicht entsprochen ist. Dieses macht naturgemäß jetzt die Lösung der Mannschafts- und Geldfrage erheblich schwieriger. Ich habe aber noch immer keinen Zweifel, daß trotz aller Bedenken in dieser ernsten Zeit alles vom Reichstag zu erhalten sein wird, wenn es gefordert wird, und daß es uns erspart bleibt, die Mannschaftsfrage durch Schwächung anderer Etats zu lösen. Jedenfalls darf das Quinquenat auch hierbei kein Hindernis für unsere militärische Entwicklung sein.

Was nun das Programm des Kriegsministeriums betrifft, so bleibt dasselbe, wie ich schon ausführte, sehr erheblich, an besetzten Flugzeugen um rund 50 v. H., hinter meinen Vorschlägen und damit auch weit hinter Frankreich und Rußland zurück, das wir bei allen unseren Erwägungen mit einstellen müssen . . .

Ich behalte mir vor, auf die Luftschiffe zurückzukommen, wenn die Beantwortung meines Schreibens vom 27. September 1912 J.Nr. 14 388 hier eingegangen ist. Ich will hier nur anführen, daß ich unter „tüchtigen Luftkreuzern“ nur Z-Schiffe und diesen gleichwertige Starrschiffe verstehe. Ich bitte im Anschluß an meine früheren Schreiben in dieser Frage, die als Aufklärungs- und Kampfschiffe minderwertigen P- und M-Schiffe **) nicht mehr zu beschaffen oder zu bauen . . .

Die Ausstattung unserer A.Ks. mit Flugzeugen ist auch bei einer Abteilung zu acht schon der französischen unterlegen. Die Artillerie wird für ihre Zwecke Flugzeuge in ganz unzureichender Weise erhalten, während wir mit guter artilleristischer Lufterkundung seitens des Gegners rechnen müssen.

Ich habe in vorstehendem nochmals eingehend die Gründe niedergelegt, die für die Durchführbarkeit und die Durchführung meines Programms sprechen. Ich halte mein Programm für das Mindeste, was wir für die taktische Lufterkundung den A. O.Ks.***) Generalkommandos und Kavallerie-Divisionen, der Artillerie, den Festungen und Belagerungarmeen mitzu-

*) Das wurde sehr bald festgestellt.

**) P-Luftschiffe hatte der bayerische Major Parseval, M-(Militär-)Luftschiffe das Luftschiffbataillon der Preußischen Armee konstruiert. Die ersteren waren „unstarr“, die letzteren „halbstarr“, während die Zeppelinluftschiffe „starr“ waren. Bezeichnungen, die von der Gestaltung der Ballonhüllen herrühren.

***) A.O.K. = Armee-Oberkommando.

geben haben, damit sie dem Feinde gegenüber nicht in Nachteil geraten. Auch werden wir in bezug auf die Sicherstellung des Ersatzes nicht hinter meinem Programm zurückbleiben dürfen.

Ich bleibe daher auf dem Standpunkt stehen, daß mein Programm bis zum 1. April 1914 durchgeführt werden muß, und bitte darum." . . .

Ich habe im vorstehenden durch Wiedergabe einiger amtlicher Schreiben, die in meinen „Urkunden der Obersten Heeresleitung" oder in dem genannten Werk des Reichsarchivs „Kriegsrüstung und Kriegswirtschaft" enthalten sind, einen Teil meiner Tätigkeit als Abteilungchef belegt. Es sind das nur wenige Beispiele. Es war kein Gebiet, das nur irgendwie für die Kriegführung von Bedeutung war, das ich nicht in meinen Amtsbereich zu ziehen hatte. Ich führe hier noch als Beispiel meine Bemühungen an, den Bau von Großstationen zur Verbindung mit unseren Kolonien und zur Nachrichtenübermittlung aus Amerika, die Ausstattung der Truppen mit neuzeitlichen Nachrichten- und Erkundungmitteln usw.

Den Widerständen zum Trotz ist es mir gelungen, für die Kriegsausrüstung des Heeres und seine Verstärkung durch Aufstellung von Verbänden aus Mannschaften des Beurlaubtenstandes, wie es so dringend nötig war, in hartem, unausgesetztem Ringen Erhebliches zu erreichen, auch für die Landesverteidigung worauf ich kurz noch zu sprechen kommen werde, wobei selbstverständlich namentlich die Generalinspektionen der Fußartillerie, der Festungen und der Verkehrstruppen eifrig mitgewirkt haben. Aber schließlich brachten doch das Eingreifen des Generalstabschefs auf mein Einwirken hin und mein persönliches, starkes Drängen die entscheidende Förderung. Ich verkenne nicht, daß ich es leichter hatte, als die Kameraden, die die kriegsministerielle Uniform, die roten Streifen mit den goldenen Stickereien, statt der silbernen des Generalstabes trugen.

Immer war ich mir bewußt, daß alle diese Bemühungen noch nicht genügten, um die schweren Vernachlässigungen auszugleichen, uns den Sieg zu sichern und — den Frieden zu erhalten. Es mußte ein entscheidender Schritt getan werden, und dieser Schritt bestand in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht. Das war ein gewaltiger Gedanke. Schon in den Schreiben, die der Chef des Generalstabes an das Kriegsministerium in den Jahren 1910 und 1911 gerichtet hatte, wurde dieser Gedanke mit auf meine Einwirkung hin angedeutet, aber erst als General v. Stein am 1. Oktober 1912 versetzt wurde, hatte ich freie Bahn, die Friedensvermehrung des Heeres tatkräftig in die Hand zu nehmen.

Die Tatsache, daß Deutschland seinen reichen Menschenbestand für die Verteidigung seines Lebens nicht ausnutzte, ist das trübste Kapitel aus der Deutschen Heeresgeschichte vor dem Weltkriege. Die Erweiterung des Heeres im Frieden liegt weit hinter dem Möglichen zurück und damit auch hinter dem Notwendigen.

Es war nicht nur immer die unglückselige Finanzlage des Reiches, die sich wie ein unübersteigbares Hindernis der gesunden Heeresentwicklung entgegenstellte. Es waren auch andere militärische Fragen, wie z. B. die Sorge, ob bei zahlreichen Neuformationen der nötige Offiziersersatz aufgebracht werden könnte, ohne die Geschlossenheit des Offizierkorps zu gefährden. Es war auch das Fehlen richtigen militärischen Denkens in den leitenden Beamtenkreisen des Reiches, aber auch innerhalb des Offizierkorps, namentlich innerhalb des Kriegsministeriums. Dieses richtige militärische Denken, das zugleich auch das einzig richtige politische Denken ist, hätte dahingehen müssen, mit allen Maßnahmen einen erfolgreichen Ausgang des so sichtbar drohenden Krieges sicherzustellen, die Politik entsprechend zu führen und einheitlich zu gestalten. Ich habe in der Vorkriegszeit dafür gekämpft, den Sieg sicherzustellen, falls der Feind uns angriff, ihm vor allem durch starke Heeresmacht hierzu die Lust zu nehmen und so den Frieden zu erhalten. Es haben schwerwiegende Umstände dabei mitgewirkt, daß wir Deutschen nicht unsere ganze wehrfähige Mannschaft in den Dienst der Landesverteidigung gestellt haben. Die verhängnisvollsten, die Suggestionen der überstaatlichen Mächte, übersah ich mit dem Volke damals noch nicht. Aber auch andere lagen vor.

Die Reichsregierung hatte sich selbst Fesseln auferlegt. Sie bestand darauf, die Friedensstärke des Heeres auf einen längeren Zeitraum festzulegen. So hatten wir zunächst unter Bismarck das „Septennat", d. h. eine siebenjährige Festlegung der Friedensstärken, dann seit der Heeresvermehrung des Reichskanzlers von Caprivi das „Quinquennat", d. h. die fünfjährige Festlegung. Das war eine ganz unzulässige Bindung in der politisch so bewegten Zeit. Ich habe sie instinktiv abgelehnt. Ich habe nie geglaubt, daß auch der ungünstig zusammengesetzte Reichstag die bisherige Heeresstärke abgelehnt haben würde. Jede Vermehrung innerhalb des Septennats oder Quinquennats wurde zu einem bedeutungvollen politischen Schritt, zu dem der Reichskanzler in Sorge vor außenpolitischer Wirkung nur schwer zu bewegen war. Je kritischer die politische Lage war, um so stärker mußten die Fesseln einer solchen Festlegung auf mehrere Jahre hinaus sich störend bemerkbar machen. Der Großadmiral von Tirpitz hat auch für die Marine auf solche Festlegung verzichtet. Er hatte ein „Äternat" geschaffen, d. h. die einmal bewilligten Stärken galten für die absehbare Zukunft. Eine Vermehrung war so in jedem Jahr möglich. Nur Schiffsbaugelder ließ er für einen bestimmten Zeitraum festlegen.

Eine andere Fessel war die künstliche Festlegung des Begriffs der allgemeinen Wehrpflicht, der nun einmal seit langem gültig war. Willkürlich beschränkte die Reichsregierung, schon Bismarck, die allgemeine Wehrpflicht, d. h. die Einstellung jedes tauglichen Mannes, soweit er nicht drin-

gend unabkömmlich war, auf 1% der Bevölkerung. Das war an sich sinnlos und stand mit der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht im schärfsten Widerspruch. Als ich 1912 das Kriegsministerium bat, dem Generalstabe die Zahl der jährlich zu etwaiger Einstellung verfügbaren Tauglichen anzugeben, erklärte das Kriegsministerium, es könne diese Angaben nicht machen, was mich naturgemäß tief befremdete. Ich glaube auch heute nicht, daß diese Mitteilung zutreffend war, denn wir wußten doch, welchen Prozentsatz von Tauglichen wir einstellten, und das Reichsarchiv hat die nicht ausgebildeten Tauglichen zu Beginn des Weltkrieges auf 5 400 000 angegeben. Schließlich kann das Reichsarchiv diese Angaben doch nur Berechnungen des Kriegsministeriums entnommen haben. Der Generalstab hat mit solchen Zahlen nie gerechnet. Er nahm in dem Schreiben vom 2. Februar 1911 nur „viele Tausende“ Nichtausgebildete an. Ich errechnete 1912, daß etwa 150 000 Rekruten mehr in das Heer eingestellt werden könnten, als es bisher der Fall war. Wenn das Kriegsministerium so unschön auswich, so geschah es, weil in ihm die Geheimmächte mein Wollen sabotierten. Ich hatte den entsprechenden Bearbeitern des Kriegsministeriums keinen Zweifel über meine Ziele gelassen, aber selbst sie standen diesen unsichtbaren Mächten ahnunglos und machtlos gegenüber. Aber es hätte sich doch Einer finden müssen, der den vollen Trug erkannte, der mir so einfache Angaben vorenthielt.

Dieses bewußte Abweichen von der allgemeinen Wehrpflicht durch die Festlegung der Friedensstärke an Mannschaften von 1% der Bevölkerung ist m. E. eine der Ursachen unseres so furchtbaren Versagens. Aber auch an dieser Zahl hielt das Kriegsministerium nicht fest. Von 1905 bis 1910 sank die Heeresstärke auf etwa 0,8% und erhob sich dann später auf 0,9%. Wie wenig diese Feststellung der Heeresstärken dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht entsprach, geht ja aus der ungeheuren Zahl der nicht ausgebildeten Tauglichen bei Kriegsbeginn erschütternd hervor.

Eine weitere Fessel, die die Reichsregierung sich auferlegte, war die Scheu, das Volk über seine Lebensfragen voll aufzuklären.

Auch mir hat man später den Vorwurf gemacht, ich hätte das Volk nicht aufgeklärt, und man könnte mir sagen, dieser Gedanke wäre jetzt verspätete Weisheit. Nun, ich schrieb am 13. September 1916, nachdem ich am 29. August 1916 in die Oberste Heeresleitung berufen war, an den Reichskanzler:

„Ich zweifle nicht, daß unser Volk, wenn ihm der Ernst der Lage klar gemacht wird, und das muß geschehen, sich willig fügt. Tut es das nicht, so wäre Deutschland nicht des Sieges wert.“

Auch später wies ich noch in diesem Schreiben auf die Notwendigkeit hin, daß die berufenen Stellen das Volk tatkräftig aufzuklären hätten.

Reichskanzler und Reichsregierung versagten im Kriege. Sie hatten auch

vor dem Kriege im Frieden versagt. Das Volk wurde im Krieg und Frieden in strafwürdiger Unkenntnis seiner Lage und seines Schicksals von der Reichsregierung gelassen. Um so wichtiger war es, daß der Wehrverein wenige Jahre vor dem Weltkriege aufklärend zu wirken begann. Statt das zu begrüßen und als Unterstützung zu empfinden, betrachtete die Regierung diese Volksaufklärung als ein ihr zugefügtes Unrecht und wandte sich gegen sie. Sie war in der Tat geeignet, die Pläne der überstaatlichen Mächte für die Vernichtung Deutschlands noch im letzten Augenblicke zu zerschlagen. Doch das durfte ja eben nicht geschehen. Ich blicke heute zurück in einen Sumpf des Deutschlands der Vorkriegszeit, in dem das Volk ersticken sollte.

Ich habe schon die traurige Geschichte der Vermehrung des Deutschen Heeres im Frieden verschiedentlich gestreift und kann auch hier auf sie nicht näher eingehen. In Anlage 6 gebe ich eine ausführlichere, tabellarische Darstellung. Hier will ich nur die Gesamtstärken an Offizieren, Ärzten, Roßärzten, Beamten, Unteroffizieren, Gemeinen und Gefreiten ausschließlich der Einjährig-Freiwilligen *) wiedergeben:

1875	1882	1888	1890
422 645	449 272	491 725	512 473
1893	1899—1905	1905—1911	1911(—1916)
vom 1. 4. 94 ab 583 727	vom 1. 4. 99 an 605 807	622 520	626 732
	1912(—1916)	1913(—1916)	
	656 257	792 280	

Die Heeresvermehrung 1893 ist, wie ich bereits früher festgestellt habe, deshalb so bedeutungvoll, weil durch Einführung der zweijährigen Dienstzeit, d. h. durch den Wegfall des dritten Jahrganges, bei gleichzeitiger Vermehrung der Rekrutenzahl um rund 29 000 Mann, erheblich mehr Mannschaften eingestellt werden konnten, als bisher. Die übrigen Heeresvermehrungen hielten sich bis 1912 im engsten Rahmen und trugen der wachsenden Zahl der zur Verfügung stehenden Tauglichen immer weniger Rechnung. So wurde die große Reorganisation des preußischen Heeres des Königs Wilhelm I., seines Kriegsministers v. Roon und des Fürsten v. Bismarck zu Beginn der Sechziger Jahre vorigen Jahrhunderts, die allein die Reichsgründung ermöglicht hatte, in unheilvollster Weise verwässert. General

*) Die Zahl der Einjährig-Freiwilligen betrug 1875 etwa 7000, 1913 etwa 14 000. Die Berechtigung zum Einjährigen-Dienst war an die Reife für die Obersekunda der Realschule, der Oberrealschule und des Gymnasiums und an bestimmte wirtschaftliche Lasten (Verzicht auf Löhnung usw.) verknüpft. Sie war eine Prämie auf wirtschaftliche Besserstellung. Die Einrichtung der Einjährigen war deshalb fehlerhaft. Es hätte auch den Reserveoffizieren nichts geschadet, wenn sie zwei Jahre gedient hätten. Jedenfalls wäre das gerechter gewesen.

v. Verdy hatte zu Beginn der Neunziger Jahre es ändern wollen, aber er wurde ja verabschiedet. Das Leben des Deutschen Volkes und des Deutschen Reiches stand auf mehr als schwankendem Boden.

Sofort nach der Versetzung des Generals v. Stein als Divisionskommandeur trat ich mit meinen Absichten hervor, die allgemeine Wehrpflicht durchzuführen. Das konnte nur durch ein neues Heeresgesetz, nach den üblichen Anschauungen im Rahmen des bis 1916 laufenden Quinquenats geschehen.

Am 14. Oktober 1912 ging nachfolgendes, von mir entworfenes Schreiben an das Kriegsministerium:

„Die jetzigen Ereignisse in Europa weisen immer von neuem auf die Notwendigkeit hin, unser Heer im Frieden von neuem und wirklich entscheidend zu verstärken .... Ich sehe das Wesen der nächsten Heeresverstärkung, neben einer Ergänzung der Lücken unserer jetzigen Heeresorganisation und dem Ausbau der modernen Kampfmittel, in einer ausschlaggebenden Erhöhung unserer Friedensetats an Mannschaften und Pferden, um damit auch zu einer besseren Zusammensetzung unserer Reserve- und Landwehrformationen zu kommen. Wir werden demnach sehr erhebliche Mehreinstellungen ins Auge fassen müssen. Aus der mir mitgeteilten Ergänzung des Heeresergänzungsgeschäftes kann ich mir ein klares Bild über die Zahl der wirklich waffenfähigen Gestellungspflichtigen nicht machen."

Im Anschluß hieran bat der Generalstab um den Nachweis der Zahl der waffenfähigen Gestellungpflichtigen, wovon ich schon sprach.

Von diesem Schreiben an war ich, das darf ich aussprechen, das treibende Element in der werdenden Heeresverstärkung. Einen Tag vorher, am 13. Oktober, hat der Kaiser in einer gemeinsamen Besprechung des Reichskanzlers, des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes, des Kriegsministers und des Chefs des Generalstabes auf die Notwendigkeit einer Heeresvermehrung im Hinblick auf die durch den zweiten Balkankrieg eingetretene Verschärfung der Lage hingewiesen, wovon mir, wie ich schon feststellen mußte, der Chef des Generalstabes keinerlei Mitteilung gemacht hat. Wie hätte ich die Nachricht sonst mit Freuden begrüßt.

Auch weiterhin hat der Kaiser sich für die Heeresvermehrung eingesetzt. Auch das Kriegsministerium beschäftigte sich hiermit. Aber es kam zu nichts.

Ich hatte bei einer Besprechung über Ostfestungen im November, auf der ich meine Ansichten über die Notwendigkeit, Posen und die Weichselfestungen erheblich zu verbessern und ihren Ausbau für den Kriegsfall im Frieden sicherzustellen, klar gelegt hatte, auch auf die Notwendigkeit der Heeresvermehrung hingewiesen und bekam darauf von dem Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements, General Wandel, zu hören:

„Wenn Sie es so weiter treiben mit Ihren Rüstungforderungen, dann bringen Sie das Deutsche Volk zur Revolution"

und gleich darauf traf auch ein Schreiben des Kriegsministers ein, in dem von einer „vernünftigen und zwar ganz erheblichen Steigerung der Etats-

forderungen für 1914 und 1915" die Rede war, daß aber selbst durch solche „vernünftige Steigerung" eine Gesamtforderung an Geldmitteln sich ergebe, die völlig ausgeschlossen sei. Das hieß mit anderen Worten, meine Forderungen wären „unvernünftig".

Diese beiden Äußerungen bestärkten mich in dem Entschluß, meine Absichten durchzuführen, sobald ich nur die Grundlagen über die Zahl der Gestellungpflichtigen erhielte, worauf ich in jenen Tagen noch hoffte. Nun sollte sich bald die unerhörte Tatsache herausstellen, daß das Kriegsministerium vorgab, hierzu gar nicht in der Lage zu sein.

Am 25. November ging ein neues Schreiben an das Kriegsministerium, das sehr ernst unsere Schwächen klarlegte. Es schloß:

„Wir müssen daher Maßnahmen ergreifen, die das Land freihalten von völkerrechtswidrigem Überfall und die uns unabhängig machen von den Maßnahmen unserer Gegner. Wir müssen m. E. noch weiter gehen und unserem gesamten Heere die Stärke geben, die allein den endgültigen Erfolg in dem nächsten Kriege verbürgt, den wir zwar mit Bundesgenossen, aber doch im wesentlichen mit eigener Kraft um Deutschlands Größe zu führen haben. Wir müssen uns entschließen, unseren Menschenbestand auszunutzen. Wir müssen wieder das Volk in Waffen werden, zu dem wir einst in großer Zeit durch große Männer geschaffen wurden. Es darf darin für Deutschland kein Zurück, es darf nur ein Vorwärts geben."

Im Anschluß hieran beantragte der Chef des Generalstabes auf mein Betreiben

„Erhöhung des Etats, wenn irgend möglich bis zur vollen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht."

Ich hoffte, daß damit ein entscheidender Schritt getan sei.

Der Kriegsminister v. Heeringen konnte dieses Schreiben aber mit dem Vermerk versehen:

„Der Chef des Generalstabes hat mir in einer heutigen Rücksprache erklärt, dieses Schreiben sei wesentlich deshalb abgegangen, um dem Kriegsministerium die Notwendigkeit einer weiteren Verstärkung des Heeres durch eine neue Militärvorlage darzulegen. Betreffend der augenblicklichen militärischen Lage sei er mit mir der Meinung, daß das Deutsche Heer mit vollster Zuversicht allen Ereignissen der Zukunft entgegensehen könne."

Damit war also dem Schreiben ein Teil der Wirkung genommen. Der unselige General v. Moltke zerschlug das Werk, zu dem ich ihn durch Erinnern an seinen großen Oheim veranlaßte. Das erfuhr ich erst kürzlich. So bekamen wir denn am 29. zu hören, daß der Kriegsminister

„mit Interesse von diesem Schreiben Kenntnis genommen habe".

Dabei führte er aus, daß er nicht in der Lage sei, die Zahl der waffenfähigen Gestellungpflichtigen anzugeben. Ich war tief empört!

Sofort antwortete General v. Moltke, der mir von der Besprechung mit dem Kriegsminister keine Mitteilung machte, auf mein Drängen:

„Ich darf hoffen, daß Euer Exzellenz dieselben" (d. h. die Anträge auf Ausgestaltung unserer Wehrmacht) „nicht nur mit Interesse gelesen haben, sondern sie auch aus eigenster Überzeugung zu unterstützen bereit sind."

Gleichzeitig arbeitete ich nun eine eingehende Denkschrift als Grundlage der von mir beabsichtigten Heeresvermehrung aus, die nicht nur an den Kriegsminister, sondern auch an den Reichskanzler und den Chef des Militärkabinetts gehen sollte. Es mußte etwas geschehen, des Volkes halber!

Dieses Vorhaben führte, während im Kriegsministerium über eine Wehrvorlage weiter hin und her beraten wurde, zu der Denkschrift des Chefs des Generalstabes vom 21. Dezember 1912. Sie ist von mir entworfen, darauf vom General v. Moltke umgeschrieben und dann wiederum nochmals vom General v. Moltke und mir umgearbeitet. Ich habe sie unter

„Französische Fälschung meiner Denkschrift"

schon 1919 veröffentlicht und sie hier als Anlage 8 aufgenommen. In tiefstem Ernst wird auf die militärpolitische Lage Deutschlands hingewiesen. In einem zweiten Teil, der ganz von mir herrührt, werden umfassende Vorschläge

a) zur Heersvermehrung und darunter
   1. für Etatsverstärkungen,
   2. für Heeresvermehrung,
   3. für Verbesserungen der Formationen 2. Linie,
   4. für Verbesserung und Ergänzung der Heeresausrüstung und

b) für den Ausbau der Landesbefestigung gemacht.

Der Denkschrift war auch eine vergleichende Tabelle über die Heeresstärken beigefügt, die im Kriegsfall voraussichtlich gegeneinander zu kämpfen hätten. Das Ergebnis war ein erschütterndes. Die Mittelmächte, einschließlich Rumäniens, das aber 1914 ausfiel, und ohne Italien, auf das nicht gerechnet wurde, waren um 498 Bataillone, 313 Eskadrons, 1928 Feldgeschütze den Feinden, ohne Belgien und Serbien, unterlegen. Diese Denkschrift schlug wie eine Bombe ein. Sie wies den Weg zur Rettung aus furchtbarer Gefahr, wenn Regierung und Volk einmütig zu ihr standen.

Ich hatte ohne Zögern den jährlichen Mehrzuwachs an Rekruten auf 150 000 Mann angegeben, während jetzt die Armeeabteilung nur einen jährlichen Zuwachs von 50 000 für denkbar ansah. Die Zahl von 150 000 Rekruten blieb indes noch hinter dem Möglichen zurück. Wurden 2 Jahrgänge Rekruten gerechnet, so ergab sich daraus eine Heeresvermehrung von 300 000 Mann. Mit dieser Vermehrung hätte das Deutsche Volk etwa das getan, was es seit langem hätte tun müssen. Ich hätte noch mehr fordern müssen, wenn mir Klarheit gegeben worden wäre.

Unter Heeresvermehrung forderte ich die Aufstellung von drei neuen Armeekorps, wobei die bereits bestehenden sieben sogenannten 5. Infanteriebrigaden Verwendung finden sollten. Da 15 Infanterieregimenter noch immer 2 Bataillone hatten, und diese auch aufgefüllt werden sollten, so wa-

ren außer den Stäben 45 Infanteriebataillone, 60 Eskadrons, 72 Feldartilleriebatterien, 2 Fußartillerieregimenter, drei Pionierbataillone, 1 Telegraphenbataillon, 3 Trainbataillone neu zu bilden.

Ausschlaggebend für die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht waren auch die Etatsverstärkungen, die z. B. die Bestände der Bataillone auf 800 Köpfe bringen sollten.

Die Verhandlungen kamen nun auch in Fluß. Auch das Kriegsministerium schien geneigt, sich auf den Boden der Vorlage zu stellen. Der Kriegsminister selbst aber entschied gegen viele Punkte, namentlich gegen die Aufnahme der 3 Armeekorps in die Vorlage.

Im Verlaufe des Ringens um die Wehrvorlage bekam ich unter dem 20. Januar 1913 zu hören:

„Zu der Anregung, die allgemeine Wehrpflicht möglichst wieder zur Durchführung zu bringen", bemerke ich, daß in der Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht seit ihrer Einführung — von geringen Schwankungen vor 1866 abgesehen — keine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Wir halten nach wie vor ohne Offiziere usw. etwa 1% der Bevölkerung unter den Fahnen des Landheeres, haben durch Hinzutritt und Ausbau der Flotte das Verhältnis bis zu 1,12% gesteigert. Anders lautende Angaben in der Tagespresse beruhen auf Irrtümern, die darin ihre Erklärung finden, daß seit 1893 in den offiziellen Friedenspräsenzzahlen die Unteroffiziere nicht miteingerechnet sind. Natürlich muß man sie aber mitzählen, wenn man Vergleiche mit früheren Zeiten ziehen will, wo nur die Offiziere usw. nicht eingerechnet wurden."

Das Kriegsministerium spricht hier von „Irrtümern". Ich machte dazu die Bemerkung:

„Es ist doch Tatsache, daß so und so viel Leute nicht eingestellt werden."

Und ich hatte ja nur zu sehr Recht.

So aber das Denken des Kriegsministers v. Heeringen in unserer so überaus ernsten Lage!

Er entschloß sich, auch den Chef des Generalstabes beim Kaiser beiseite zu schieben. Er holte am 23. Januar 1913 dessen Zustimmung für seine Vorschläge ein. Meine Anregung an den Chef des Generalstabes, er solle mit seinem Abschiedsgesuch antworten, ihn wiederum an seinen Oheim, den Generalfeldmarschall Graf v. Moltke des Krieges 1864, 66, 70/71 erinnernd, fiel auf keinen fruchtbaren Boden. Zwar wurde er beim Kaiser vorstellig, der Kaiser schrieb auch noch an den Kriegsminister und ordnete an, die drei Armeekorps in das Quinquenat von 1916 bis 1921 aufzunehmen, aber in der Entscheidung selbst war damit nichts geändert. Auch General v. Moltke hatte vorher schon die Waffen gestreckt. In einem Schreiben an das Kriegsministerium vom 22. Januar 1913 hatte er in dem Schlußsatz des von mir entworfenen Schreibens die unterstrichenen Worte eingefügt:

„Ich bitte Euer Exzellenz aufrichtig, entgegenstehende Bedenken fallen zu lassen und auch die Aufstellung neuer Armeekorps zu ihrem, wenn auch über das Jahr 1916 hinausreichenden Programm zu machen. Die Armee wird auch diese Vermehrung

in sich verarbeiten, sie ist von ausschlaggebender Bedeutung für den siegreichen Ausgang des nächsten Krieges."

Ich erfuhr davon erst nachträglich. In der Tat, den Kampf im Generalstabe mit einem so nachgiebigen, unter okkulten Einflüssen stehenden, innerlich immer mehr zusammenbrechenden Mann an der Spitze, durchzuführen, war nicht leicht. Ich hatte ja auch im Generalstabe selbst Feinde. Meine deutliche Sprache und mein heftiges Drängen dem Kriegsministerium gegenüber waren namentlich der Zentralabteilung nicht recht. Sie befürchtete wohl, sie könne bei Etatsforderungen des Generalstabes, die ja schließlich auch das Kriegsministerium zu vertreten hatte, Schwierigkeiten haben, und auch das Militärkabinett, das mit dem Kriegsministerium in allen Fragen durch dick und dünn ging und auch auf die Personalien des Generalstabes Einfluß hatte, unangenehm berührt sein. Die Tatsache aber, daß der Bürochef der Zentralabteilung des Großen Generalstabes ein Freimaurer war und Freimaurer im Militärkabinett *) und im Kriegsministerium saßen, wird dabei die ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Dem General v. Moltke wurde jedenfalls gesagt, ich könne nicht kommandierender General werden, wenn ich nicht jetzt ein Regiment bekäme, wozu ich allerdings auch heranstand. Ich habe solche Fürsorge für mich stets „warm" empfunden. Das „Kommandierendergeneralwerden" war nur ein Vorwand, man wollte mich los sein. Der weiche General v. Moltke durchschaute das alles nicht, vielleicht war ich ihm auch selbst zu scharf drängend. Wohl hielten auch von den überstaatlichen Mächten hörige Medien meine Versetzung für geboten, denn ich habe später erfahren, daß schon vor dem Weltkriege in Freimaurerkreisen gegen mich gearbeitet wurde, was ja auch von ihrem Standpunkt aus eine Selbstverständlichkeit war. Als mir General v. Moltke die Mitteilung von meiner bevorstehenden Versetzung machte, klang die Begründung bei ihm weiter nicht sehr überzeugend. Wie wenig er sie selbst für stichhaltig gehalten hat, geht daraus hervor, daß er mich schon nach wenigen Monaten, und zwar im Juni, dem Chef des Militärkabinetts zur Ernennung als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium vorschlug **). Ich konnte selbstverständlich dem Ge-

---

*) Im Militärkabinett waren die Freimaurer damals durch Major v. Marschall vertreten, auf dessen Drängen im Jahre 1918, nach meinem Abgang, General Groener im Einverständnis mit General v. Hindenburg mein Nachfolger wurde. S. Anm. S. 158/59.

**) Er schrieb: „Euer Exzellenz ist die vorzügliche Beurteilung dieses Offiziers in allen seinen bisherigen Dienststellen bekannt. Er stand, bevor er Regimentskommandeur wurde, fast 5 Jahre lang an der Spitze der 2. Abteilung des Großen Generalstabes, ist also mit allen Fragen der Organisationen des Heeres, der Mobilmachung und des Aufmarsches auf das Genaueste vertraut. Er ist ein Mann mit weitem Blick, von festem Charakter, von schneller Auffassung und eisernem Fleiß, der mir während dieser 5 Jahre gemeinsamer Tätigkeit ein ganz besonders zuverlässiger, nie versagender Gehilfe war."

neral v. Moltke, als er mir von meiner bevorstehenden Versetzung sprach, nichts entgegenhalten. Dazu war ich zu stolz. Bei seinem Schwanken versprach ich mir durch mein Verbleiben im Generalstabe auch nicht mehr Entscheidendes für die Durchbringung der Heeresvorlage, so wie ich sie für nötig gehalten hatte. Was unter den traurigen Verhältnissen zu erreichen war, war schon festgestellt.

Ich wurde also am 27. Januar 1913 aus dem Generalstabe als Regimentskommandeur nach Düsseldorf versetzt, der Chef des Militärkabinetts schrieb an meinen kommandierenden General v. Einem, wie dieser mir viele Jahre später mitgeteilt hat, „er müsse mir Disziplin beibringen". Und warum, weil ich aus höchstem Verantwortunggefühl gegenüber dem Kaiser, dem Vaterlande und dem Volke heraus für ein Heer gekämpft hatte, das fähig war, dem Gegner jede Angriffslust zu nehmen und den Frieden zu erhalten. Damals ahnte ich nicht, daß ich mir ja selbst ein Instrument im Begriff war zu schaffen, mit dem ich später Krieg zu führen hätte. Solche Gedanken lagen mir fern. Ich dachte nur daran, das Heer zu befähigen, die eben genannten, ernsten Aufgaben zu erfüllen. Aber es war von tiefster Tragik, daß ich später die entscheidende Stellung der Kriegführung wurde, ganz gleich ob ein anderer nach außen hin aus Altersgründen noch über mich gestellt war, und nun die Aufgabe erhielt, aus einer verfahrenen Lage heraus das Volk mit einem Heere zu retten, dessen unzulängliche Stärke und Ausrüstung ich im Frieden bekämpft, und dessen Ausbau während des Krieges den Anforderungen noch nicht entsprochen hatte.

So schied ich aus dem Generalstabe im Frieden in dem Gefühl, mein Bestes eingesetzt und viel für die Sicherheit des Volkes erreicht zu haben. Ich hoffte ja auch noch, daß Zeit sein würde, um die Ergebnisse der neuen

---

Dann schlug General v. Moltke mich für die Stellung vor und führte aus, daß der Kriegsminister auch weiterhin einen schweren Stand im Reichstag haben würde, und ich ihm eine gute Hilfe sein würde. Er meinte:

„Gerade hierin würde ihm der Oberst Ludendorff in seiner Bestimmtheit, seiner altpreußischen Auffassung und seiner unbedingten Zuverlässigkeit eine hervorragende Stütze sein."

Dann fuhr er fort:

„Wie Euer Exzellenz bekannt, sind während der anstrengenden Tätigkeit des letzten Winters einige Differenzen zwischen ihm und dem Kriegsministerium entstanden, die aber lediglich darauf zurückzuführen sind, daß Oberst Ludendorff nur das eine Ziel im Auge hatte: der Sache zu dienen und die von mir als erforderlich bezeichneten Vorschläge, allen fiskalischen Bedenken gegenüber, durchzusetzen. ... Daß es mir bei meinem Vorschlage lediglich um die Sache zu tun ist, mögen Euer Exzellenz daraus erkennen, daß ich, so sehr ich das für den Generalstab bedauere, gerade auf die Ernennung des Oberst Ludendorff als Oberquartiermeister verzichte, weil ich seine Verwendung als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements zum Besten des Heeres für noch wertvoller halte."

Der Brief war natürlich erfolglos, ich war den Zielen des Kriegsministeriums und des Militärkabinetts im Wege.

Heeresvorlage, die noch in voller Bearbeitung war, wirklich für die Sicherheit des Volkes nutzbar zu machen, was ja ganz natürlich erst, wie es dem Wesen der allgemeinen Wehrpflicht entspricht, in einigen Jahren der Fall hätte sein können. Daß der Weltkrieg schon in 1 ½ Jahren ausbrechen würde, das ahnte ich nicht. In der ablehnenden Stellungnahme des Kriegsministers und des Militärkabinetts gegen mich sah ich kleinliches Handeln, um einen unbequemen Mahner los zu werden; denn daß diese die treibenden Elemente bei meiner Versetzung waren, das war mir nur zu klar geworden. Ich erkannte noch nicht, daß sie unter den Einflüssen von Mächten standen, die Deutschland schwach erhalten wollten, weil sie seine Vernichtung beschlossen hatten.

Für den Mobilmachungfall war ich nicht etwa weiterhin als Chef der Operationabteilung vorgesehen, wie in den letzten Jahren, sondern es war meine Verwendung als Oberquartiermeister einer Armee in Aussicht genommen. Das entspräche meinen Altersverhältnissen. Es entsprach aber vor allem den Wünschen jener Mächte, von denen ich eben sprach, und deren Einfluß auch an General v. Moltke heran und in den Generalstab zu sehr hineinreichte. So wählte ich mir denn die Stellung als Oberquartiermeister bei der 2. Armee, der die Brigaden unterstellt waren, die den Handstreich auf Lüttich auszuführen hatten. Hier konnte ich der Heeresleitung und damit dem gesamten Volke, falls eine Mobilmachung ausgesprochen würde, an entscheidender Stelle nutzen. Ob ich je diese Stellung aber würde zu bekleiden haben, ahnte ich nicht. Ich hatte ja im Laufe vieler Jahre viele Mobilmachungbestimmungen erhalten, die wieder durch andere ersetzt worden waren. Die Zukunft lag nicht so klar vor mir und vor der Geschichte, wie es die Vergangenheit tut.

Ich schied aus dem Generalstabe mit der Erwartung, daß ich in kürzerer Zeit wieder als Oberquartiermeister zurückgerufen werden würde. General v. Moltke gab mir persönlich, aber auch auf meinem Abschiedsessen im Kreise der Abteilung, warme Worte auf den Weg in die Front. Ich schied auch von den Offizieren meiner Abteilung, die unermüdlich und gewissenhaft gearbeitet und mich wirkungvoll in meinem Ringen um die Sicherheit des Deutschen Volkes unterstützt hatten. Es war mir eine schöne Aufgabe gewesen, für ihr Fortkommen zu sorgen. In der gewaltigen Arbeit, die ich zu leisten hatte, war mir der Verkehr mit den frischen, tatkräftigen Offizieren *), mit deren Familien ich auch gesellschaftlich verkehrte, eine Quelle neuer Kraft.

*

*) Eine Ausnahme machte Major Joachim, er war hochgewachsener Jude, und wie ich später gehört habe, Hochgradfreimaurer. Ihn lehnte ich instinktiv ab. Er war verabschiedet gewesen und hatte in Paris gelebt. Er kam trotzdem in die Aufmarschabteilung. Dann nahm

In immer steigendem Maße Ernsteres hatte ich aus dem Leben des alten Heeres und aus meinem Leben während meines neunjährigen Kommandos in Berlin mitzuteilen Es war etwas ganz anderes als aus den weiter zurückliegenden Abschnitten meines militärischen Werdeganges. In ihnen berichtete ich von der Arbeit des Heeres in der Ausbildung des Soldaten, der Truppe und der Führer und für die Sicherung des Volkes. Das waren Arbeiten, bei denen das Heer auf sich selbst gestellt war. Keine Einflüsse überstaatlicher Mächte konnten dort eingreifen, wenigstens nicht in einem Umfange, daß schaffende Arbeit und Leistung darunter litten. Anders aber war es in dem letzten Lebensabschnitt. Die überstaatlichen Mächte hatten es verstanden, die obersten Stellen des Reiches zu besetzen, oder doch unter ihren Einfluß zu bringen oder zu umgarnen und damit dem Heere die Zufuhr an der nötigen Kraft abzuschneiden, deren es in unserer gefährdeten Lage in Europa so sehr bedurfte. Nur so konnte der großen Arbeit, die in seinem Rahmen geleistet wurde, der Erfolg im Ernstfalle genommen werden. Das Handeln der überstaatlichen Mächte war teuflisch, aber so machen sie es ja stets. Gelingt ihnen das Aushöhlen nicht, so drängen sie sich an die Spitze, um auf diese Weise die Volkskraft zu lähmen, nur zu oft gehen sie indes beide Wege. Es ist etwas grundlegend anderes gewesen, was mir in seiner ganzen Schwere von dem Augenblick an entgegentrat, als ich in Lagen kam, in die die überstaatlichen Gewalten auf jene Weise einwirken konnten. So überaus ernst aber auch das Ringen im letzten Lebensabschnitt war, in dem ich die Feinde, gegen die ich ja zu kämpfen hatte, noch nicht einmal erkannte, sondern in meinen Gegnern Kameraden sah, die gleich mir gewiß vor nur zu schwer Verständlichem standen, so war doch auch dieser Lebensabschnitt reich an fördernden und lebendigen Eindrücken, wie es ja auch aus der Darstellung hervorgeht. Neben dieses Ringen um die Wehrhaftmachung des Volkes und die Ausgestaltung des Heeres zur Erringung des Sieges oder Erhaltung des Friedens, das sich ja über viele Jahre hinzog, trat ja auch lebendiges, militärisches Leben, ganz abgesehen von dem dienstlichen Umgang mit Kameraden des Generalstabes, wenn ich an Truppenübungen oder militärischen Veranstaltungen in Berlin teilnahm, die mein

er wiederum Abschied, kehrte nach Paris zurück, um im Weltkriege Chef der kartographischen Abteilung zu werden, die genauen Einblick über die Truppenverteilung hatte. Das Wirken der Freimaurer im Generalstab über die Zentralleitung des Generalstabes hinweg — S. 156 — wird dadurch klarer. Major Joachim starb während des Weltkrieges sehr plötzlich, der Verdacht des Landesverrats war gegen ihn ausgesprochen.

Die Bedeutung der Judenfrage als solche sollten mich erst später harte Erfahrungen erkennen lassen. Der antisemitischen Bewegung des Herrn Ahlwart hatte ich vorübergehend Aufmerksamkeit geschenkt, als er die jüdische Firma Loewe Ende vorigen Jahrhunderts beschuldigt hatte, der Armee schlechte Gewehre geliefert zu haben, was aber das Kriegsministerium ablehnte. Trotzdem war es aber doch wahr gewesen, was ich nicht wissen konnte.

für die Kraft des Heeres und die Stärke des Reiches, für des Volkes Größe und den Kaiser warm empfängliches Herz höher schlagen ließen.

Ich will noch einiger solcher Tage kurz gedenken, die heute noch vor meiner Seele stehen und nie aus ihr zu löschen sein werden, wenn ich mir auch bewußt bin, daß ich das Erlebnis, das sie mir sind, nicht wiedergeben kann.

Da war der 26. Oktober 1905, die Enthüllung des Moltkedenkmals im Angesicht der Siegessäule gegenüber dem Reichstage, an dem gleichen Platze, an dem das Denkmal des Fürsten Bismarck und des Generals v. Roon steht, des dritten großen Deutschen Mannes, der unter König Wilhelm dem Preußischen Heere neue Kraftentfaltung gegeben hatte. Das Denkmal war dem großen Feldherrn, dem Generalfeldmarschall Graf v. Moltke, nicht etwa von dem „dankbaren Volke“, das dachte seiner kaum mehr, sondern von der Armee errichtet worden. General Graf v. Schlieffen sprach seinem großen Vorgänger würdige Worte in vollendeter Form in Gegenwart des Kaisers und der glänzenden Versammlung der Generalität Berlins und des Generalstabes. Er strafte damit auch die Lügen, die da behaupten, der Kaiser hätte nur Lobhudeleien seiner Person und seiner Vorgänger vertragen können.

Da war der 24. Januar 1912, der 200jährige Geburtstag Friedrich II., dieses großen Königs und großen Menschen, den sein okkulter Nachfolger und die ganze Meute reaktionären Gesindels zum Christen umfälschte und in einer dunklen engen Gruft der Garnisonkirche in Potsdam neben seinem bigotten Vater beisetzte, statt ihn, wie er in seinem letzten Willen verfügt hatte, in der weiten freien Natur seines Sanssouci in Deutscher Erde zu bestatten. Am 24. Januar jeden Jahres versammelte sich die „militärische Gesellschaft“ in Berlin. Ein Vortrag aus dem Leben, meistens aus dem militärischen Handeln des Königs, trug dem Gedenken Rechnung. Die Feier des Jahres 1912 war ganz besonders eindrucksvoll. Der Kaiser selbst nahm an ihr im Landwehrkasino teil. Sie war die Verkörperung des geistigen Strebens des Heeres.

Damals war auch eine Ausstellung der Bildnisse des großen Königs veranstaltet. Die zeitgenössischen Bilder stellen den König anders dar, als wir ihn aus den Zeichnungen und Gemälden Menzels kennen. Dieser hat erst den Friedrich den Großen geschaffen, der uns gegenwärtig ist. Gleichbedeutend auf allen Bildern waren indes die wunderbaren Augen des Königs.

Da waren endlich die glänzenden Paraden des Gardekorps auf dem Tempelhofer Felde und dann abends das Essen der Generale und Stabsoffiziere in den prächtigen Gemächern und Sälen des königlichen Schlosses in Berlin, oder die Vorstellungen im Opernhaus. Das war natürliche königliche Pracht und Würde, verbunden mit ehrfurchtvollen, schweigenden Huldigungen, gegeben dem Monarchen und Obersten Kriegsherrn aus einem Geschlecht,

das jahrhundertelang die Schicksale des Volkes geleitet und Deutsche in Preußen, dann im Reich geeint, das Heer geschaffen und im Kriege selbst geführt hatte.

Da war der große Zapfenstreich vor dem königlichen Schloß ausgeführt von den Musikkapellen und Spielleuten der Regimenter des Gardekorps, zusammen zuweilen mit denen des III. (Brandenburgischen) Armeekorps. Der Anmarsch der Musikkorps und Spielleute unter schwälender Fackelbeleuchtung, die Gewalt der musikalischen Aufführungen, der Zapfenstreich selbst und die Kavallerie Retraite, der Abmarsch unter den noch immer schwälenden Fackeln, oben auf dem Balkon der Oberste Kriegsherr mit der Kaiserin und den Prinzen, wir schweigend auf den Schloßterrassen stehend — ein vaterländisches militärisches Bild, wie es tiefer und eindringlicher nie wieder dargestellt werden kann.

Da waren an Kaisers Geburtstagen, am 27. Januar die großen Parolen im Lichthof des Zeughauses in Berlin, in dessen oberem Geschoß Bilder stolze Waffentaten der Preußischen Heeresgeschichte verherrlichen. Der Kaiser, umjubelt vom Volke, begab sich oft zu Fuß in Begleitung seiner Söhne vom Schloß dorthin. Der Kaiser fühlte sich auf der Höhe seiner Macht, in treuer Hingebung diente ich ihm, daß ich Einzelerscheinungen des Monarchen und des Volkes halber bedauerte, zeigte ich. Das änderte nichts an der Hingabe. Wie stark meine Natur der Seinigen entgegengesetzt war, konnte ich erst später feststellen. Doch das deutete ich in meinen Kriegserinnerungen an. Stets habe ich den Kaiser als Obersten Kriegsherrn des Deutschen Heeres angesehen, der das Beste für das Heer wollte. Er fühlte sich gehemmt, wie ich das ja auch in jenen Jahren gewesen war.

Am 27. Januar 1913 konnte ich mich bei ihm im Zeughaus in Berlin als aus dem Generalstabe versetzt abmelden.

Nachschrift zu S. 90. Für die occulte Betätigung des Generals v. Moltke bringe ich noch einen Beleg des Generaloberst v. Einem, darauf hinweisend, daß damals „Spiritismus" Sammelbegriff für occulte Bestrebungen war. General v. Einem schreibt:

„Moltke besaß die volle Wertschätzung seiner Majestät. Nur auf dem Gebiet des Spiritismus ihm zu folgen, lehnte er ab. Er verbot ihm sogar jede Beschäftigung mit dieser, für einen General und Chef des Großen Generalstabes sicherlich ungewöhnlichen Materie."

General von Bronsart, der in der Vorkriegszeit General von Moltke näher bekannt war, schreibt mir: „Oft mit Tränen in den Augen und mit zitternder Lippe sagte mir General von Moltke: „Es nutzt ja alles nichts, wir verlieren den kommenden Krieg ja doch." Auf eine dienstliche Frage des damaligen Chefs des Militärkabinetts habe ich mich über General von Moltke klar geäußert, aber es blieb alles wie es war. Seine Gattin versuchte, mich in ihre occulten Kreise, über die ich sehr abfällig geurteilt hatte, hineinzuziehen. Mein Widerwillen gegen „solche Wissenschaft" war aber unüberwindbar. Gelegentlich erzählte sie mir, daß in den Sitzungen auch mehrfach der verstorbene Generalfeldmarschall Graf von Moltke erschienen und um Rat gefragt worden wäre."

Wieder in der Front.

So war ich denn wieder nach über 12 Jahren als Kommandeur des Niederrheinischen Füsilierregiments Nr. 39 in Düsseldorf im Truppendienst und wieder am Rhein, dem schönen, breiten, majestätischen Niederrhein. Alle kleinen Einzelheiten des Dienstes und der Ausbildung, die ich ja als Rekrutenoffizier und als Kompaniechef so eingehend betrieben hatte, waren mir noch gegenwärtig, bis auf die Haltung des Daumens beim präsentierten Gewehr oder die Fingerhaltung beim Sichern oder Entsichern des Schlosses oder den richtigen Sitz des Koppelschlosses oder der Binde. Ich saß sofort fest im Sattel. Ich tat meinen Dienst und tat ihn gern und bildete mein Regiment kriegsmäßig aus und sorgte dafür, daß die Erkenntnis der Offiziere über ihren hohen Beruf sich erweiterte, ohne törichten Dünkel zuzulassen. Auch das Kleinste war mir wichtig. Nur auf Kleinem baut sich die Mannszucht auf. In ihr sah ich, nach wie vor, die Grundlage des Heeres. Sie bestand nicht in der Abtötung des Willens des Einzelnen, nicht in der Herabwürdigung des Menschen zur Maschine, sondern in dem Fähigmachen desselben, unter den schwierigsten Lagen, den Gedanken auf den Sieg und die Vernichtung des Gegners zu behalten und durch selbsttätiges Handeln zu unterstützen. Schon in „Meine Kriegserinnerungen" schrieb ich hierüber. Ich brauche auch nicht Gedanken über Truppenausbildung wiederzugeben, da ich über meine Kompaniechefzeit eingehend geschrieben habe. Die Ausbildunggrundsätze, die ich damals befolgte, betätigte ich erst recht als Regimentskommandeur, natürlich mit ganz anderer Wirkungmöglichkeit, namentlich gegenüber dem Offizierkorps. Was ich dem Regiment geben wollte und gegeben habe, geht aus dem Briefe hervor, den mir der kommandierende General bei meiner Versetzung als Brigadekommandeur nach Straßburg, die Ende April 1914 erfolgte, geschrieben hat.

Münster, 9. Mai 1914.

Lieber General Ludendorff!

Sehr hatte ich gehofft und mich gefreut, Sie heute bei mir zu sehen. Leider ist nichts daraus geworden, und ich beginne zu zweifeln, ob es noch dazu kommen wird. Deshalb möchte ich Ihnen schriftlich meine herzlichen Glückwünsche zu Ihrer Beförderung aussprechen mit dem Wunsche, daß Sie im Elsaß von Erfolg zu Erfolg schreiten möchten. Für Ihre Zu-

kunft ist es auch sehr gut, daß Sie die dortigen Verhältnisse am eigenen Leibe und mit **eigenen** Augen kennenlernen.

Ich habe Sie mit schwerem Herzen aus dem VII. Armeecorps ziehen lassen. Sie haben Ihr Regiment nicht nur in fester Hand gehalten, nicht nur vorzüglich ausgebildet, sondern auch ebenso geführt und vor allem dem Offiziercorps ein ausgezeichnetes Beispiel und eine Erziehung für ihren Dienst mit der Richtung auf den Krieg gegeben, wie es nicht besser sein könnte. Trotz der Kürze der Zeit Ihres Kommandos haben Sie dem Regiment Ihren Stempel aufgedrückt, der nachhaltig wirken wird.

Ich möchte Ihnen für Alles meinen aufrichtigsten und herzlichsten Dank aussprechen und hinzufügen, daß es mir eine ganze besondere Freude gewesen ist, Sie im Corps gehabt zu haben. Möchte Ihre Zukunft eine glänzende sein.

In aufrichtiger Verehrung verbleibe ich mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener gez. v. Einem.

Es war eine ganz andere Tätigkeit gewesen, die ich als Regimentskommandeur auszuüben, als die, die mir in Berlin während vieler Jahre obgelegen hatte. Doch war sie im großen dieselbe, in Berlin die Sorge für Volk und Heer, in Düsseldorf die Sorge für Offizier, Unteroffizier und Mann. In diesem persönlichen Verantwortunggefühl Deutschen Menschen gegenüber, deren Wohl und Wehe im weitesten Umfange in der Hand des Regimentskommandeurs liegt, und in der Verpflichtung, Hunderte von Menschen zu befähigen, den Schutz des Volkes auszuüben, liegt das Schöne in der Stellung des Regimentskommandeurs. Diese Aufgabe war für mich um so größer, als ich mir bewußt war, daß das Heer, da die Schule versagte, eine Erziehung des Deutschen Menschen sowohl in charakterlicher, wie auch in vaterländischer Beziehung zu bewirken habe. Das, was der Deutsche Mann in der Truppe während seiner Dienstzeit bekam, hatte lange herzuhalten. Auch wenn er nach Jahren im Mobilmachungfalle eingezogen wurde, hatte der Deutsche Mann seinen Aufgaben als Soldat zu genügen. Das war ihm in seelischer Beziehung um so schwieriger gemacht, als nach seiner Entlassung, ohne jedes Gegengewicht von seiten der Regierung, all die zersetzenden Richtungen an ihn herantreten konnten, die ihm die Ausübung seines hohen Amtes im Kriege verleiden, ja als eine „Schuld an der Menschheit" und als eine Ungerechtigkeit erscheinen lassen konnten, da ja Millionen Tauglicher nicht ausgebildet waren und ihr Leben nicht einzusetzen hatten. Ich lebte und fühlte mit meinem Regiment, mit dem Offizier wie mit dem Soldaten. Wie es für mich als junger Offizier ein stolzes Gefühl war, mit einem anderen Kameraden und den Fahnen des Regiments beim Parademarsch in der Regimentskolonne dem Regiment vorweg zu marschieren, so war es für mich jetzt nicht minder ein schönes, stolzes Gefühl, auf einem meiner schönen Füchse reitend, das Regiment, das im festen Tritt mir folgte, unter den Klängen des Parademarsches an meinem kommandierenden General vorbeizuführen mit dem Bewußtsein, es würde eintretendenfalls auch vor dem Feinde seine Schuldigkeit tun. Es war für mich eine Genugtuung,

daß sich das Regiment als kriegsmäßig ausgebildet voll bewährte, als der Feind uns zwang, für unser Leben als Volk zu kämpfen. Allerdings machte ich nach den mir zugehenden Berichten die Beobachtung, daß Offiziere, die im Frieden besonders ihre Aufgabe zu erfüllen schienen, das nicht hielten, was ich von ihnen erwartet hatte, während andere, deren Wirken im Frieden mir verbesserungbedürftig erschien, im Kriege auf der vollen Höhe des großen Berufs des Offiziers standen. Erst im Kriege, unter dem Eindruck des ernsten Geschehens, entwickelten sich die Charaktere. Da sich das Regiment im Kriege vortrefflich bewährt hat, habe ich mich mit den Kameraden gefreut, als der Kaiser mich unter Hervorhebung der Leistungen des Regiments à la suite desselben stellte und mich dann zu seinem Chef ernannte.

In Düsseldorf verfolgte ich naturgemäß mit Spannung die Weiterführung der Heeresvorlage und die Verhandlungen im Reichstage, in die die Regierung nicht den großen Gesichtspunkt trug, daß jeder Wehrtaugliche auch im Heere zu dienen habe, um im Kriegsfall für die Verteidigung des Volkes zur Verfügung zu stehen. Erst wenn dieser Grundsatz durchgeführt war, hätte das Volk seine Pflichten an sich selbst erfüllt. Erst dann setzte es seine ganze Kraft für seine Lebenserhaltung ein, erst dann war das Heer die Schule, durch die die gesamte männliche Jugend unseres Volkes ging. Erst dann konnte sich die Heeresschule voll im Volke auswirken.

Bei der Annahme der Heeresvorlage war es nur die Sozialdemokratie, die dem Heere „keinen Mann und keinen Groschen" bewilligen wollte, sogar das Zentrum unter dem maßgebenden Einfluß des Herrn Erzberger machte gute Miene zum bösen Spiel. Wußte Herr Erzberger, daß der römische Papst Pius X. in seiner Politik zum Ausbruch des Weltkrieges trieb, und sich die Heeresvorlage ja gar nicht voll bis zum Kriegsbeginn auswirken könne?

Endlich wurde die Vorlage Anfang Juni angenommen, aber statt einer Vermehrung der Mannschaftzahl um 150 000 Mann als jährliche Rekrutenquote trat nur eine von 66 500 Mann ein, die drei Armeekorps blieben gestrichen. Viele Kameraden beglückwünschten mich. Sie hatten einen Einblick in mein Wirken im Generalstabe gehabt. Ich habe in Ludendorffs Volkswarte Folge 5/29 einige dieser Schreiben veröffentlicht und bringe hiervon nachstehend einige, aus ganz bestimmten Gründen, die ich dem Leser noch zeigen werde.

Charlottenburg, 7. April 1913.

Sehr verehrter, lieber Herr Ludendorff!

Heute bringt der Reichskanzler die große Heeresvorlage ein. Das ist der beste Zeitpunkt, Ihnen den längst zugedachten Gruß zu senden und Sie zu beglückwünschen zu dem herrlichen Erfolge Ihrer zielbewußten, unermüdlichen, rücksichtslos durchgreifenden Arbeit der letzten Jahre. Möge die innere Befriedigung, die Sie in diesen Tagen empfinden, Ihnen Ersatz be-

reiten für viele Bitternisse, die Sie auf Ihrem geraden Weg gefunden haben. Die schnelle Arbeit, die geschehen mußte, als das Deutsche Volk sich aufraffte, war nur möglich auf der Grundlage Ihrer rastlosen Tätigkeit der letzten Jahre. Auch mir sind Sie in einzelnen Fällen unbequem geworden, aber nie habe ich das Verständnis verloren für die Großzügigkeit und die Notwendigkeit Ihrer Arbeit....

(gez.) Sieger,
Chef der Artillerie-Prüfungs-Kommission.

Charlottenburg, 30. Juni 1913.

Mein lieber Ludendorff!

Nachdem ich eben in der Zeitung die Annahme der Wehrvorlage in 3. Lesung gelesen, möchte ich Ihnen von ganzem Herzen zur Vollendung Ihres großen Gedankens Glück wünschen. Wenn seine Ausführung auch nicht vollständig Ihren Wünschen entsprechen wird, so ist das Ganze doch ein gewaltiger Schritt, eine Tat. Nur schade, daß es nicht großzügiger eingeleitet und durchgeführt wurde im Reichstag.

Für Sie aber muß es ein beneidenswertes stolzes Gefühl sein.

(gez.) Eisenhart,
Abt.-Chef im großen Generalstab.

Friedrichshafen, 1. Juli 1913.

Hochverehrter Herr Oberst!

Soeben lese ich, daß die Wehrvorlage angenommen, und beeile mich, meinen gehorsamsten Glückwunsch Euer Hochwohlgeboren auszusprechen als dem Manne, der das erste und größte Verdienst um diese nationale Tat sich erworben hat.

(gez.) Thomsen.
(Damals Chef der „Technischen" Sektion im Großen Generalstab.)

München, 5. Juli 1913.

Hochverehrter Herr Oberst!

Jetzt, nachdem die Heeresvorlage durch ist, drängt es mich, Ihnen die herzlichsten und aufrichtigsten Glückwünsche zu diesem Werke zu senden. Denn ich weiß, daß Sie nicht nur der Vater des Gedankens, sondern auch der Hauptmacher waren. Blicken Sie stolz auf diese große Tat, die unserem Vaterlande, so Gott will, zu Nutzen werden wird! Ich freue mich mit Ihnen über diesen Iren großen Erfolg, der seinesgleichen so leicht nicht findet....

(gez.) v. Brug,
Königl. Bayer. Inspekt. der Pioniere und der Festungen.

D. Eylau, 10. Juli 1913.

Mein lieber Ludendorff!

Seit Ihrem Brief vom Mai ist die Heeresvorlage erledigt. Sie haben den größten Anteil daran. Außer Moltke und Ihren Bekannten nennt niemand Ihren Namen und andere ernten die Früchte. Aber Sie denken mit mir wohl das gleiche: „Die Hauptsache ist, daß das Werk vollendet ist." ... Daß Sie nicht Departementschef werden würden, habe ich wohl gedacht. Härmen Sie sich nicht darum. Der Truppendienst ist dankbarer, liegt dem Soldaten näher und bereitet besser auf die Zukunft vor. Sie müssen außerdem O. Q. I werden und meine Stelle bei der Mobilmachung übernehmen....

(gez.) v. Stein,
Generalleutnant.

Münster i. W., 3. August 1913.

Mein lieber Ludendorff!

... Ich benutze jede Gelegenheit, um zu betonen, daß Sie allein der Vater der ganzen Wehrvorlage waren. Es muß Ihnen eine große Freude und Genugtuung sein, daß nun die Heeresverstärkung durchgeführt ist...

(gez.) Kuhl.
(Damals Kommandeur der 25. Infanteriebrigade.)

So war das Urteil von Mitarbeitern und Fernerstehenden, die einen Einblick in das Zustandekommen der Heeresvorlage hatten, die einen ausreichenden Volksschutz herbeiführen sollte. Um so überraschender wirkte es auf einen großen Kameradenkreis, nicht auf mich, daß ich bei der Verleihung von „Gnadenbeweisen" aus Anlaß des Zustandekommens der Annahme der Heeresvorlage am 25. Regierungjubiläum des Kaisers, dem 15. Juni 1913, leer ausging. Ich hatte mir den Unwillen des Kriegsministers und damit auch des Chefs des Militärkabinetts zu sehr zugezogen, und die Vertreter der überstaatlichen Mächte, die mich fürchteten, da ich den Lebenswillen des Volkes wachrufen wollte, sorgten jetzt, daß ich vor dem Volke ihrer Art nach totgeschwiegen würde, nachdem sie mich aus dem wichtigen Amte entfernt hatten. 6 Wochen später bekam ich nun aber doch noch den Kronenorden 2. Klasse, General v. Moltke hatte ihn erwirkt. Er schrieb mir:

S. M. Yacht Hohenzollern,
Barleholm, Norwegen, 27. Juli 1913.

Lieber Oberst Ludendorff!

Nehmen Sie meinen aufrichtigen Glückwunsch zu Ihrer Dekorierung, in der Sie die Anerkennung für Ihre Arbeit für die Heeresvorlage sehen wollen. Wenn Sie auch das stolze Bewußtsein haben werden, daß Ihrer Initiation die jetzt zur Tat gewordene Vorlage in allererster Linie zu danken ist, so werden Sie doch Befriedigung darüber empfinden, daß Seine Majestät Ihnen die schöne Auszeichnung verliehen hat. Ich kann Ihnen nur nochmals danken für Ihre Arbeit und Ihre Unterstützung. Mit dem Wunsche, daß Sie in Ihrer jetzigen Stellung sich wohl und zufrieden fühlen,

ganz der Ihrige (gez.) Moltke.

Erst nach dem Weltkriege durchschaute ich das unser Deutsches Volk vernichtende Getriebe der überstaatlichen Mächte und fand dadurch den Schlüssel zu solchen Vorgängen *). Im Volke wurde die Annahme der Heeresvorlage zu meiner Genugtuung warm begrüßt, wenn auch Judenblätter

*) Ähnliches erlebte ich nach der Einnahme von Lüttich. Der General v. Moltke hatte mich telegraphisch benachrichtigt, daß mir der Kaiser den Orden Pour le mérite verliehen hätte, ebenso wie dem General v. Emmich. Dieser bekam auch das Ordenszeichen. Ich erhielt es vom Militärkabinett nicht zugestellt, ein Zeichen, daß es eben nicht mit dieser Ordensverleihung einverstanden war. Erst als ich bei meiner Versetzung als Chef der 8. Armee im Osten mich im Hauptquartier in Koblenz meldete, konnte der Chef des Militärkabinetts mir den Orden wirklich nicht mehr länger vorenthalten und veranlaßte den Kaiser, ihn mir selbst zu geben.

es über die Gefahr hinwegtäuschten. Nie werde ich vergessen, daß in jenen Tagen, als die Juden und Freimaurer dicht vor Erreichung ihres Zieles, der Entfachung des Weltkrieges zur Vernichtung Deutschlands, standen, die Frankfurter Zeitung, die dieses Streben der überstaatlichen Mächte nur zu gut kennen mußte, Ende Juni geschrieben hat:

„Diese Geschichte der Militärvorlage ist die Geschichte einer geradezu fabelhaften Massensuggestion. Es gelang, den Glauben an ungeahnte Gefahren von unbegrenzter Tragweite zu verbreiten."

Das Deutsche Volk brachte für seine Sicherheit den Wehrbeitrag in Höhe einer Milliarde Mark willig auf. Es hätte bei genügender Aufklärung auch noch mehr aufgebracht, was immer nur ein verschwindender Bruchteil von den ungeheuren Summen gewesen wäre, die es im Weltkriege und vor allen Dingen nach ihm hat aufbringen müssen. Nochmals wiederhole ich, das sehe ich heute besser als damals. Eins war mir klar:

eine einmütige Annahme der Heeresvorlage im Reichstag wäre das Mittel gewesen, allen Mächten die Geschlossenheit des Volkes zu zeigen, die feindlichen Staatsmänner und Völker hätten sich, gegenüber der starken Bekundung des Lebenswillens des Volkes, gescheut uns anzugreifen.

An dieser Geschlossenheit des Volkes fehlte es. Das hatte ich täglich vor Augen. In Düsseldorf lag neben der Kaserne meines Regiments die Rheinische Metallwarenfabrik, die, wie die Firma Krupp in Essen, dem Heere so vortreffliches Gerät, namentlich in Geschützen und Munition lieferte*). Früher hätte mich der Anblick einer solchen Fabrik schwerlich besonders ernst stimmen können. Nun war das anders geworden. Ich hatte die Bedeutung unserer Industrie für unser Heer in meiner bisherigen Stellung im Generalstabe zur Genüge kennengelernt. Hier in Düsseldorf drängte sich die Bedeutung derselben für unser gesamtes Volksleben förmlich auf. Sie lieferte auch im Kriege dem Heere Kraft und machte es mir möglich, wovon ich schon sprach, in den vorderen Linien Menschen durch Maschinen zu ersetzen, soweit es angängig war, obschon immer nur der Krieg durch Menschenkraft entschieden wird. Es ist der Mensch, der der Maschine auch erst die Kraft gibt, derer er sich dann bedient. So hätte eine solche Fabrik mir im Hinblick auf den drohenden Krieg mit überlegenem Feind ein erfreulicher Anblick sein können. Aber die Arbeiterschaft, die durch ihre Arbeit dem Heere Kraft gab, stand in Massen ihm und dem Volke ablehnend gegenüber.

Es war ein Unheil, daß die Industrie bei dem Großen, was sie dem Volke war, durch die fehlerhafte Auffassung der Arbeiterfrage, die aber nicht nur ihr, sondern weiten Volksschichten eigentümlich war, so viel zu unserem Untergang beigetragen hat. Die sogenannte soziale Frage hatte keine

*) Leider haben Deutsche Firmen auch an unsere Feinde im Frieden geliefert und zu billigeren Preisen, als an das eigene Heer!

Lösung gefunden. Das waren unglückselige Zustände, an deren Förderung den überstaatlichen Mächten, die uns vernichten wollten, ohne daß wir darin klar sahen, nur zu viel lag. So hatten sich denn auch die Gegensätze innerhalb des Volkes verschärft, große Streiks zeigten die Spannungen an. „Stadt“ stand gegen „Land“. Die Landwirtschaft geriet ins Hintertreffen. Wir haben es in den vier Kriegsjahren spüren müssen. Aber auch das war nicht nötig. Der gezüchtete Wahn, der Außenhandel sei der Reichtum eines Volkes, ließ gesundes, wirtschaftliches Denken nicht aufkommen.

Trotz aller inneren Spannungen brauchte aber der Soldat nicht gegen Volksgeschwister eingesetzt zu werden. Er führte die Waffe gegen den äußeren Feind.

Auch die Vorgänge in Zabern im Herbst 1913 zeigten die Zustände im Volke. Ein junger Offizier hatte in Zabern Elsässer Rekruten „Wackes“ genannt, ein Ausdruck, der ein schweres Schimpfwort für Elsässer gewesen sein soll. Darauf wurde in Zabern in „Erregung gemacht“ und der Offizier auf der Straße belästigt. Der Regimentskommandeur griff durch. Er ließ Personen festnehmen, die fälschlicherweise nicht sofort der Polizei übergeben wurden. Die widerliche, hysterische Art und Weise, wie diese Vorgänge in der Presse und kopflos im Reichstag behandelt wurden, bekundeten, wie weit die Verhetzung gegen Offizierkorps und Heer gediehen war.

Aber trotzdem war viel Kraft, ja echte Deutsche Kraft im Volk. Sie hätte nur entwickelt zu werden brauchen. Nur durch ihr Vorhandensein hatte sie dahin geführt, daß die Rheinprovinz auf dem besten Wege daran war, „eingepreußt“ zu werden, wie die Süddeutschen Staaten auf dem Umwege über das Heer zum großen Leidwesen selbstsüchtiger Fürstenhäuser und des römischen Papstes auch.

Ich war ungern nach Düsseldorf gegangen. Die Garnisonverhältnisse galten nicht als einfach, das Offizierkorps des Regiments nicht als einheitlich, der Ersatz als besonders aufsichtbedürftig, das Leben in Düsseldorf als üppig. Das war zum Teil richtig; aber die Stellung hatte mir viel gegeben, mich wieder mit Deutschen Menschen und dem praktischen Leben in Berührung gebracht, und das Leben in Düsseldorf meinen Gesichtskreis von neuem erweitert, so daß ich an die Zeit in dieser schönen Stadt gern denke*). Ich

*) Vorübergehend war die Erinnerung getrübt, die Vereine des Füsilierregiments 39 hatten den gefallenen Helden des Regiments ein Denkmal gesetzt, das eine schwere Verunglimpfung des Deutschen Soldaten war. Ich selbst hatte der Enthüllung nicht beigewohnt, wie ich ursprünglich beabsichtigt hatte, da ich mir noch rechtzeitig Abbildungen des Denkmals kommen ließ und aus ihnen die Verhöhnung des Deutschen Soldaten in dem Denkmal feststellen konnte. So blieb ich denn weg. Jahrelang habe ich auf die Entfernung des Denkmals gedrungen, das sogar meinen Namen trug, da das Regiment ihn bei meiner Verabschiedung am 26. Oktober 1918 erhalten hatte. Endlich im Frühjahr 1933 wurde das Denkmal beseitigt.

verließ es in den letzten Tagen des April 1914, um meine Stellung als Kommandeur der 85. Infanteriebrigade in Straßburg, die letzte vor dem Weltkriege, anzutreten.

Ich erlebte in Düsseldorf noch den Schmerz, daß im März 1914 meine liebe Mutter ihre Augen für immer schloß. Ich war stets in enger Verbindung mit ihr geblieben. Sie hatte mich auch in Düsseldorf besucht, und ich konnte ihr als Sohn in Liebe und Fürsorge das danken, was ich ihr schuldete. Sie lebt noch heute in meiner Erinnerung wie mein Vater, und zwar als liebe Mutter und stolze Frau. Sie hat nicht mehr die Ruhmestaten unseres Heeres, nicht mehr Lüttich und Tannenberg, die Schlacht an den Masurischen Seen und alle die Siege erlebt, die nun einmal mit meinem Namen, trotz aller Sabotage meiner Feinde, auf ewig verknüpft sein werden. Sie erlebte aber auch nicht mehr den Sturz unseres Volkes und des Staates aus stolzer Höhe.

Im Elsaß hatte sich die Erregung über den Fall Zabern, als ich in Straßburg eintraf, noch nicht gelegt. Die innerpolitischen Verhältnisse in unserem Reichslande Elsaß-Lothringen *) waren sehr unerfreulich. Die Hetze gegen alles Deutsche stand in voller Blüte. Rücksicht auf die Wünsche der römischen Geistlichkeit und den von ihr geleiteten „Protestlern" hatte den Elementen, denen daran gelegen war, die Deutsche Bevölkerung des von alters her Deutschen Landes gegen das Deutsche Reich einzunehmen, immer von neuem Anlaß gegeben, Unzufriedenheit zu schüren und weitere Forderungen zu stellen und dabei französischen Einflüssen die Tür zu öffnen. Die Berliner Regierung war mit ihren Maßnahmen zweifellos nicht glücklich. Wie im Osten, so schwankte auch hier Herr v. Bethmann hin und her, schließlich konnte selbst die Verleihung einer Verfassung an die Reichslande die Bevölkerung nicht beruhigen. Die Wühlarbeit von freimaurerischer und römisch-katholischer Seite ging weiter. Der Statthalter Fürst Wedel griff nicht durch. Seine Frau sandte einem wegen deutschfeindlicher Umtriebe gefangenen Protestler, der sich später als Landesverräter enthüllen sollte, Blumen in das Gefängnis. Auch die zahlreichen Besuche des Kaisers in seinem Schloß bei Urville bei Metz oder in Straßburg zur Besichtigung der Hochkönigsburg in den Vogesen, einer schön erhaltenen Ruine, die der Kaiser wieder hatte ausbauen lassen, änderten daran nichts. Es war, wie ich schon andeutete, wie in den östlichen Provinzen. Der Staat beugte sich vor den Machtansprüchen Roms, der Einfluß der Juden und Freimaurer kam hinzu. Aber im Osten wurde wenigstens noch fremdes Blut in den Gegensatz zum Deutschtum gebracht. In Elsaß-Lothringen handelte es sich

*) Elsaß-Lothringen „gehörte" sozusagen dem Reiche, es war etwa nicht „preußische Provinz". Es wurde von einem „Statthalter" verwaltet, der seine Weisung vom Reichskanzler erhielt.

allein um Deutsche, die sich gegen Deutsche stellten. Es waren sehr ernste, politische Eindrücke, die ich in Straßburg empfing.

Das militärische Leben in Straßburg unter dem kommandierenden General v. Deimling war sehr rege. Übungen in den Vogesen, auch in Gegenwart des Kaisers, zeigten die Schwierigkeiten des Gebirgskrieges und die Notwendigkeit einer besonderen Gebirgsausrüstung für Truppenteile im Gebirgskriege. Im übrigen lag praktischer Truppendienst, mit Ausnahme der Teilnahme an Besichtigungen, wenig im Dienstbereich des Brigadekommandeurs. Aushebunggeschäfte, d. h. das Prüfen der auszuhebenden Rekruten auf Tauglichkeit, hatte ich nicht zu besorgen. Zu der 85. Infanteriebrigade gehörten keine Bezirkskommandos. Ich war aber mit Manövervorarbeiten für das Brigademanöver, das in und am Rande der Vogesen zwischen Kolmar und Mühlhausen stattfinden sollte, und auch mit den Vorarbeiten für eine Ende September beginnende „Mehlreise“, deren Leitung mir übertragen war, beschäftigt. Auf dieser „Mehlreise“ sollte im Rahmen von Operationen die Versorgung der Truppen mit Verpflegung und Munition und Verwundetenfürsorge zum Gegenstand der Übung gemacht werden. „Mehlreisen“ waren eine Art Generalstabsreisen, die aber ihren Schwerpunkt besonders auf die Heeresversorgung legten, nicht auf die taktische Handlung, die naturgemäß in großen Zügen dargestellt werden mußte, da nur auf den so gewonnenen Kriegslagen die Heeresversorgung richtig aufgebaut werden konnte. Da ich ja für den Mobilmachungfall als Oberquartiermeister ausersehen war, dem es oblag, im Armeeoberkommando die Truppenversorgung zu bearbeiten, so war mir die Leitung dieser „Mehlreise“ recht bedeutungvoll. Die Vorarbeiten für dieselbe und Manövervorarbeiten neben den sonstigen dienstlichen Anforderungen beanspruchten meine Zeit, aber ich konnte auch noch die Schönheiten der Vogesen eingehender kennenlernen, wie es auf Generalstabsreisen möglich war.

Ende Juli stellte ich noch dem kommandierenden General auf dem Bitscher Exerzierplatz meine Brigade vor, die aus dem Preußischen Infanterieregiment 136 und dem Sächsischen Infanterieregiment 105 bestand. Tiefernste Stimmung lag auf dem Besichtigenden, dem Besichtigten und der Truppe. In Serajewo waren der Erzherzog Thronfolger von Österreich-Ungarn Franz Ferdinand und seine Gemahlin am 28. Juni ermordet worden — es sollte ja das Signal zum Weltkrieg werden — und Poincaré weilte gerade zum Besuch am Zarenhofe in Rußland.

Schrittweise hatte sich die außenpolitische Lage der Mittelmächte verschlechtert, so wie es die überstaatlichen Mächte seit langem planmäßig herbeiführten. Die Kriege auf der Balkanhalbinsel hatten sich hingezogen. Die Türkei und Bulgarien, also die beiden Staaten, die auf Deutschland blickten, waren geschwächt. Rumänien war zufolge der Politik Ungarns gegen die

Rumänen Siebenbürgens und sonstige Maßnahmen von Österreich-Ungarn abgedrängt. Der Zar hatte den König von Rumänien besucht, was so viel bedeutete, als daß von dem Dreibund auf Rumänien im Kriegsfall nicht mehr zu rechnen sei. Das Österreich-Ungarn feindliche Serbien hatte an Macht gewonnen. Die großserbische Propaganda, gefördert von Rußland, wurde unter der serbischen Bevölkerung der Doppelmonarchie immer dreister betrieben. Gleichzeitig wurde das Verhältnis zwischen dieser und Italien immer unerfreulicher. Die militärischen Verhandlungen zwischen den drei Mächten des Dreibundes, Deutschland, Österreich und Italien, auch über eine einheitliche Verwendung der Seestreitkräfte im Mittelmeer, die noch im November 1913 abgeschlossen wurden, konnten darüber nicht hinwegtäuschen. „Die unerlösten Provinzen", d. h. das Trentino und Triest, wollte Italien doch an sich reißen. Es stärkte die Irredenta im Bereich des Bundesgenossen. Plötzlich war auch der Chef des italienischen Generalstabes Pollio, der für ein enges Zusammenarbeiten Italiens mit Deutschland warm eingetreten war, „zur rechten Zeit" gestorben.

Frankreich, Rußland und England hatten sich immer enger zusammengeschlossen, und an einem Zusammengehen Belgiens mit diesen Mächten im Kriegsfall zweifelte kein einsichtiger Militär.

Frankreich und Rußland hatten auf allen Gebieten umfassende Kriegsvorbereitungen getroffen, ersteres sogar die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt, da es mehr Rekruten als es schon einstellte, nicht mehr aufbringen konnte. Rußland hatte sein strategisches Bahnnetz unter Aufwendung großer Anleihen in Frankreich ausgebaut. Die russische Kriegspartei beherrschte völlig den Zaren und trieb zum Kriege, ganz so, wie es die überstaatlichen Mächte wünschten; denn Frankreichs, Englands und Belgiens, das ja auch seine Wehrmacht zu vervollständigen hatte, waren sie sicher. Der Deutsche Kaiser aber, der ernstlich den Frieden wollte, begab sich, wie stets im Juli, auf Drängen des Reichskanzlers v. Bethmann-Hollweg auf die Nordlandsreise an die Küsten Norwegens, als ob nicht das Leben des Volkes und der Bestand des Reiches aufs äußerste bedroht seien.

Kaum war ich wieder in Straßburg eingetroffen, als in den ersten Nachmittagstunden des 31. Juli die Weisung eintraf:

„Drohende Kriegsgefahr."

Ihr folgte am 1. August der kurze Befehl, etwa des Inhalts:

Seine Majestät haben die Mobilmachung des Heeres befohlen
der 2. August 1914 ist der erste Mobilmachungstag.

Eine Zeitlang hatte ich mich der trügerischen Hoffnung hingegeben, daß das Nachgeben Serbiens auf die ersten Forderungen Österreich-Ungarns den Kriegsbeginn zunächst einmal hinausschieben und dann die Kriegs-

gefahr beseitigen könne. Auch glaubte ich, daß die Bemühungen des Deutschen Kaisers um den Frieden, die sogleich nach der Rückkehr des Kaisers von der Nordlandsreise einsetzten, von Erfolg gekrönt sein könnten. Ich hoffte und glaubte das wohl nur zu gern, weil ich die ungeheure Überlegenheit unserer gut ausgerüsteten und ausgebildeten Gegner an Zahl nur zu sehr kannte.

Der Mobilmachungbefehl erschütterte mich aufs Tiefste. Wie aus dem Unterbewußtsein heraus, stieg in mir ein banges Gefühl empor. Ich ließ es nicht in mir Herr werden, nicht als ich schon am 2. August früh nach Aachen fuhr, nicht als ich vor Lüttich mich in schwierigster Lage befand, auch dann nicht, als ich von General v. Moltke im Osten vor eine noch schwerere Aufgabe gestellt wurde, mit dem ernsten Zusatz:

„Vielleicht retten Sie im Osten noch die Lage."

Ich gab mich auch nicht jenem bangen Gefühle hin, als ich am 29. August 1916, nachdem so viel Deutsche Kraft vertan, andere noch nicht entwickelt war, der Gegner aber seine Rüstung noch weiter vervollständigt hatte, in die Oberste Heeresleitung berufen wurde, um zu versuchen, mit ungenügenden Mitteln eine überaus ernste Lage zu meistern *).

Ich kannte ja den Wert unseres unvergleichlichen Heeres und erkannte ihn in steigendem Maße aus den Waffentaten im Kriege.

Aber in mir war schon in Straßburg, und als ich am 2. August zu meinem Mobilmachungbestimmungort Aachen fuhr und dann später im wachsenden Maße, ich sprach davon, heiliger Zorn gegen die entflammt, die die Wehrmacht hatten verkümmern lassen, auch meinem heißen Streben, Versäumtes nachzuholen und zu verbessern, nichts als Schwierigkeiten und Hemmnisse entgegengestellt und das Volk über seine wahre Lage nicht aufgeklärt hatten.

Daneben lebte auch heiliger Zorn gegen die, die mich beiseiteschieben wollten und beiseitegeschoben hatten, damit der Ruf an mich, zu helfen, der ganz zwangsläufig aus der Notlage an der Front heraus erschallte, so spät gegeben wurde, daß die überstaatlichen Mächte und die ihnen hörigen Heere über unser stolzes Heer und unser Volk triumphieren und nun diesem unter falschen Vorspielungen vorreden konnten, dieses Heer zu zerschlagen, das so treu für es im Frieden gearbeitet, im Kriege gekämpft hatte und meine Sorge in so vielen und im Weltkriege so schweren Jahren war.

Das war das teuflischste Beginnen der überstaatlichen Mächte. Wir wissen es heute wohl zur Genüge in unserer furchtbaren Wehrlosigkeit.

*) Die Millionen nicht ausgebildeter Tauglichen — die neu zum Waffendienst heranstehenden Jahrgänge lasse ich außer Betracht — wurden nun doch zum Kriegsdienst eingezogen, aber auch nur so nach und nach, daß wir gegenüber den großen Anstrengungen unserer Gegner stets in der Hinterhand blieben.

Es war weiter ein teuflisches Beginnen, und ist es heute noch, Deutsche, die dem Volke helfen können oder ihm geholfen haben, ihm zu verlästern und vor ihm totzuschweigen, oder, wenn das nicht mehr geht, ihr Wirken unfruchtbar zu gestalten, um dann ihr Handeln erst recht dem Volke gegenüber in Verruf zu bringen, dagegen die in den Himmel zu heben, von denen sie Förderung ihres verbrecherischen Handelns am Volke erwarten. Darum müssen jene Deutschen selbst dem Volke sagen, was sie ihm gaben, damit es den ungeheueren Trug, der mit ihm getrieben wird, erkennen kann, auch wenn sie selbst weit über dem Leben und der Frage nach Anerkennung stehen. So sage ich ganz ausdrücklich, aus ernsten Gründen, den Volksbetrügern zum Gram, dem Volke zur Lehr: Wie im Frieden, so gab ich im Kriege dem Heere und Volk mein Bestes, ich gab ihm Großes. Meine Leistung für Heer und Volk ist von niemand übertroffen. Mein Name ist mit der Geschichte des alten stolzen Deutschen Heeres und mit der Geschichte des Deutschen Volkes verbunden, so lange unser Deutsches Volk lebendig bleibt.

Denn so lange werden auch lebendige Deutsche sich stolz des alten Heeres entsinnen, das in ernster Friedensarbeit sich auf seine gewaltige kriegerische Aufgabe, das Volk zu schützen, vorbereitet hat und trotz so vieler an ihm begangener, verhängnisvoller Unterlassungen, die ich trotz unaufhaltsamen Drängens nur teilweise habe abstellen können, vier schwere Kriegsjahre die Grenzen des Vaterlandes gegen eine ungeheuere Überlegenheit geschützt und schwache Bundesgenossen aufrechtgehalten hat.

Dieses alte große Heer grüßen mit mir freie Deutsche Männer und Frauen und heranwachsende Deutsche Jugend.

Möge völkischer Selbsterhaltungwille alle Deutschen durchdringen und eine Deutsche Wehrmacht erstehen lassen mit einem Heere an Gehalt so reich, wie das alte stolze Heer, das aber nicht mehr den Machenschaften überstaatlicher Gewalten ausgesetzt sein darf, sondern geleitet wird von Deutschen, die vermögen, das Volk bei freier sittlicher Entfaltung der Kräfte des Einzelnen, ohne Gewalt und Willkür, zu einigen und die ganze Volkskraft, auf allen Gebieten, in den Dienst der Volkserhaltung zu stellen. Solcher Erweiterung braucht der Begriff des Wehrhaftseins unseres Volkes, wenn es leben bleiben will. Doch davon im dritten Bande.

Friedensgliederung V. Armeekorps.

Anlage 1.

10. Division			9. Division	
77. Inf. Brig.	20. Inf. Brig.	19. Inf. Brig.	18. Inf. Brig.	17. Inf. Brig.
Inf. Regt. 37	Inf. Regt. 47	Gren. Regt. 6	Gren. Regt. 7	Inf. Regt. 19
Inf. Regt. 155	Inf. Regt. 50	Inf. Regt. 46	Inf. Regt. 154	Inf. Regt. 58

10. Kav. Brig.		9. Kav. Brig.	
Königs-Jäg. z. Pf. 1	Ulanen 1	Ulanen 10	Drag. 4

10. Feldart. Brig.		9. Feldart. Brig.
Feldart. 56	Feldart. 20	Feldart. 41 [2]
		Feldart. 5 [1]

Hierzu traten:

8 Bezirkskommandos	9 Bezirkskommandos

Ferner:
Kommandantur:
Posen
Glogau

Im Korpsbezirk unter besonderen Waffeninspektionen *)
Jäger-Bataillon 5
Fußartillerie-Bataillon 5
Pionier-Bataillon 5 und 29
Train-Abteilung 5
Flieger und Fernsprechformationen usw.

[1]) Reitende Abteilung. [2]) Feldhaubitzen-Abteilung.

*) So gab es einen Inspekteur der Jäger und Schützen,
einen Generalinspekteur der Fußartillerie,
einen Generalinspekteur der Pioniere und Festungen,
einen Traininspekteur,
einen Inspekteur (später Generalinspekteur) der Verkehrstruppen,
für die entsprechenden Formationen des ganzen Heeres.

Kriegsgliederung V. Armeekorps.

Anlage 2.

10. Inf. Division		9. Inf. Division	
20. Inf. Brig.	19. Inf. Brig.	18. Inf. Brig.	17. Inf. Brig.
Inf. Regt. 47	Gren. Regt. 6	Gren. Regt. 7	Inf. Regt. 19
Inf. Regt. 50	Inf. Regt. 46	Inf. Regt. 154	Inf. Regt. 58

10. Inf. Division	9. Inf. Division
Jäger z. Pf. 1	Ulanen 1
10. Feldart. Brig.	9. Feldart. Brig.
Feldart. 56: S.MA. / l. MA. — Feldart. 20: l. MA. / l. MA.	Feldart. 41: l. M.K. / l. M.K. — Feldart. 5: l. M.K. / l. MG.
Scheinwerfer-Zug 10 — 3. Pi. 5 — 2/Pi. 5	Scheinwerfer-Zug 9 — 1/Pi. 5
Sanitäts-Komp. 10 — Div.-Brückentrain 10	Sanitäts-Komp. 9 — Div.-Brückentrain 9

I/Fußart. 5 (schwere Feldhaubitzen)

l. M.K.

Feld-Fliegerabteilung

Fernsprech-Abteilung

Munitions-Kolonnen

Fußart. Mun. Kol. Abt.: 4 3 2 1 / 8 7 6 5

II. Mun. Kol. Abt.
Inf. Mun. Kol.: 4 3
Art. Mun. Kol.: 9 8 7 6 (l. F.H.)

I. Mun. Kol. Abt.
Inf. Mun. Kol.: 2 1
Art. Mun. Kol.: 5 4 3 2 1 (l. F.H.)

Train (2 Abt. Stäbe)

Fuhrpark-Kolonnen: 7 6 5 4 3 2 1

Proviant-Kolonnen: 6 5 4 3 2 1*)

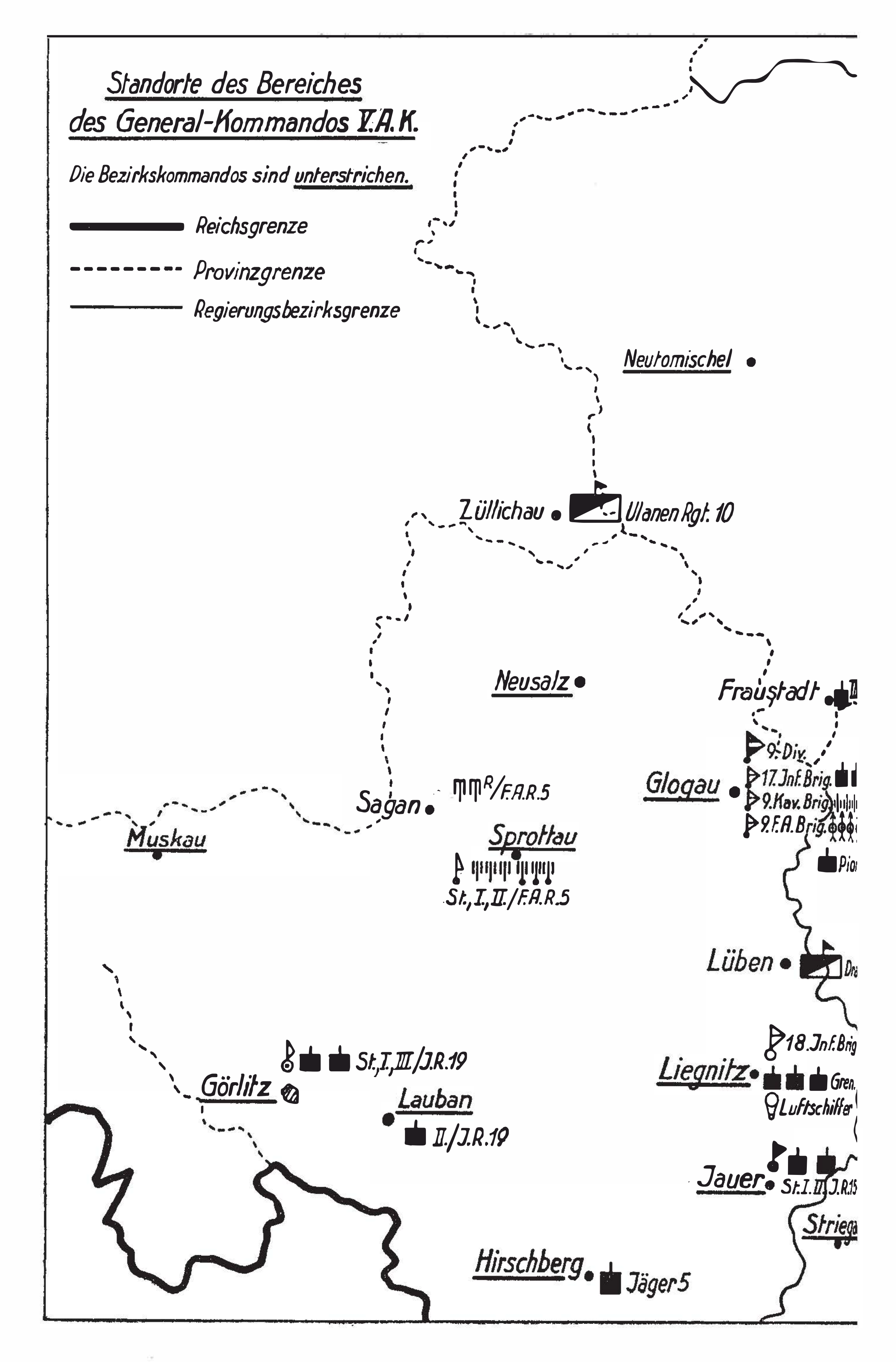
Feld-Lazarette 12—1

Corps-Brückentrain

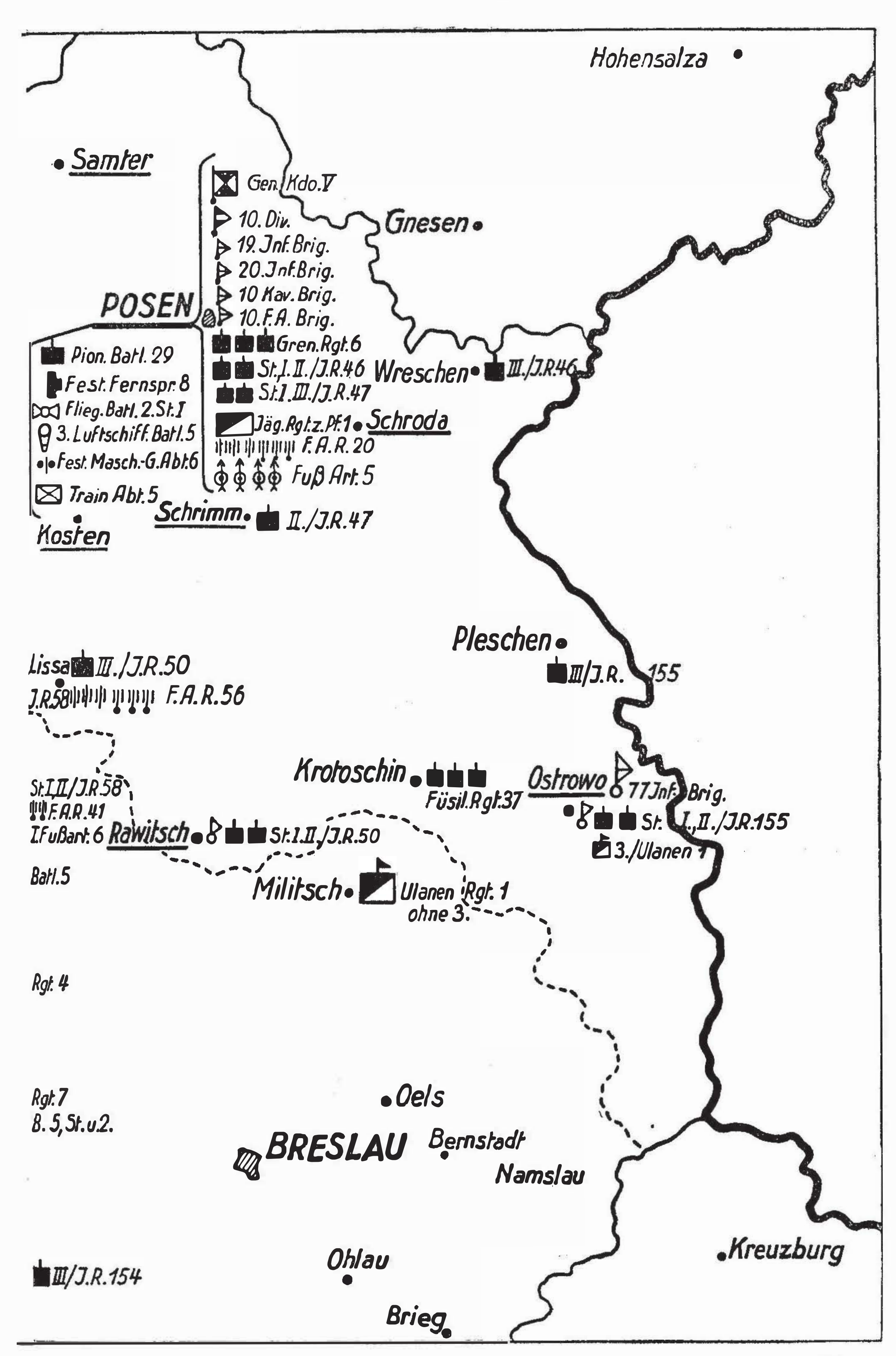
Pferdedepot

Feldbäckerei-Kolonne

*) Für die Proviant-Kolonnen waren Fahrzeuge im Frieden bereitgehalten, für die Fuhrpark-Kolonnen nicht. Sie wurden im Mobilmachungsfall ausgehoben.



Standorte des Bereiches
des General-Kommandos V.A.K.
Die Bezirkskommandos sind unterstrichen.
Reichsgrenze
Provinzgrenze
Regierungsbezirksgrenze
Neutomischel
Züllichau
Ulanen Rgt. 10
Neusalz
Fraustadt
9. Div.
17. Jnf. Brig.
Glogau
9. Kav. Brig.
9. F.A. Brig.
Sagan
R/F.A.R.5
Muskau
Sprottau
St., I, II./F.A.R.5
Lüben
18. Jnf. Brig.
Liegnitz
Gren.
Luftschiffer
St., I, III/J.R.19
Görlitz
Lauban
II./J.R.19
Jauer
St. I. III J.R.15
Hirschberg
Jäger 5



Hohensalza
Samter
Gen. Kdo. V
10. Div.
19. Jnf. Brig.
20. Jnf. Brig.
10 Kav. Brig.
10. F.A. Brig.
Gnesen
POSEN
Gren. Rgt. 6
St. I. II./J.R. 46
St. I. III./J.R. 47
Wreschen
III./J.R. 46
Pion. Batl. 29
Fest. Fernspr. 8
Flieg. Batl. 2. St. I
3. Luftschiff. Batl. 5
Fest. Masch.-G. Abt. 6
Train Abt. 5
Jäg. Rgt. z. Pf. 1
Schroda
F.A.R. 20
Fuß Art. 5
Schrimm
II./J.R. 47
Kosten
Pleschen
III/J.R. 155
Lissa
III./J.R. 50
J.R. 58
F.A.R. 56
Krotoschin
Füsil. Rgt. 37
Ostrowo
77 Jnf. Brig.
St. I., II./J.R. 155
3./Ulanen 1
St. I. II./J.R. 58
F.A.R. 41
I. Fußart. 6
Rawitsch
St. I. II./J.R. 50
Batl. 5
Militsch
Ulanen Rgt. 1
ohne 3.
Rgt. 4
Rgt. 7
B. 5, St. u. 2.
Oels
BRESLAU
Bernstadt
Namslau
Kreuzburg
Ohlau
III/J.R. 154
Brieg

Kriegsgliederung V. Reserve-Armeekorps.

Anlage 4.

10. Res. Division		9. Res. Division	
20. Res. Inf. Brig.	77. Inf. Brig.	19. Res. Inf. Brig.	17. Res. Inf. Brig.
Res. Inf. Regt. 37	Füs. Regt. 37	Res. Inf. Regt. 19	Res. Inf. Regt. 6
Res. Inf. Regt. 46	Inf. Regt. 155	Res. Jäg. 5	Res. Inf. Regt. 7
Res. Ulanen 6		Res. Drag. 3	
Res. Feldart. 10		Res. Feldart. 9	
l. M.K. l. M.K.		l. M.K. l. M.K.	
Res. Pi. K.		Res. Pi. K.	
Res. Div. Brückentrain		Res. Div. Brückentrain	
Res. Sanitätskomp.		Res. Sanitätskomp.	

Res. Fernsprechabteilung

Res. Munitionskolonnen

II. Res. Mun. Kol. Abt.
Res. Inf. Mun. Kol.
3

4 3

I. Res. Mun. Kol. Abteilung
Res. Inf. Mun. Kol.
2 1
Res. Art. Mun. Kol.
2 1

Reserve-Train (2 Abt. Stäbe)

Res. Fuhrpark Kol.
5 4 3 2 1

Res. Proviant Kol.
2 1

Feldbäckerei Kol.

Res. Feldlazarette
5 4 3 2 1

Anlage 5.

Friedens- und Kriegsstärken einiger Verbände.

Verbände	Friedensstärken: Offz. Beamte	Uffz.	Mann	bespf. Masch.-Gewehre	Geschütze	besp. Munit.-Maschinen	besp. Beobachtungsw.	Pferde	Kriegsstärken: Offz. Beamte	Uffz.	Mann	San.- und Trainpferde	Masch.-Gew.	Geschütze	Mun.-Wag.	Beobachtungswagen	Feldküchen	Fahrzeuge	Reitpferde	Zugpferde	Bemerkungen
Infanterie-Bataillon	22	73 79	568 640	—	—	—	—	8	26	82	910	52	—	—	—	—	4	15	20	38	d. h. Ref.-, Landwehr- und Landsturm-Bataillonen hatten annähernd die gleiche Stärke.
Maschinengewehr-Komp.	4	10	61	6	—	3	—	22	4	9	72	14	6	—	3	—	1	3	9	36	
Kavallerie-Regiment	40	83	660	—	—	—	—	790	36	63	532	73	—	—	—	—	—	19	709	60	Das mobile Kavallerieregiment hatte 4 Eskadrons, die 5. des Friedensregiments wurde Ersatzeskadron. Einige Kavallerieregimenter wurden zu 6 Eskadrons mobil.
Feldart.: Fahrende Batterie	4	18	106	—	6	—	1	76	5	14	124	10	—	—	6	1	—	4	35	104	Jede Abteilung zu 3 Batterien stellte im Durchschnitt neu auf: 1 leichte Munitionskolonne 2—3 Munitions- und Reserve-Munitions-Kolonnen 1 Reserve-Feld-Artillerieabteilung oder eine Ersatzabteilung
oder:	4	20	123	—	6	3	1	101													
Leichte Munit.-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	4	13	167	9	—	—	21	—	—	3	32	164	
Inf.-Munit.-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	3	15	175	7	—	—	34	—	—	4	30	168	
Art.-Munit.-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	3	14	158	7	—	—	26	—	—	6	26	160	
Pionier-Bataillon	20	83	558	mit 4 Kompagnien je					6	24	226	14	—	—	—	—	—	6	6	16	Das Pionierbataillon machte mobil, die 4 Feldkompagnien, Reserve-, Landwehr- und Landsturm-Kompagnien. Scheinwerferzüge, Divisions- und Korps-Brücken-Trains und Pionier-Belagerung-Trains und stellte Ersatzformationen auf.
Fußartillerie: Fußa.-Bataillon	23	84	464	—	—	—	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Ein Bataillon machte mobil, 4 Batterien, 1 leichte Munitions-Kolonne und 8 Munitions-Kolonnen, außerdem ein Reserve- oder Landwehr-Bataillon, Park-Kompagnien usw. und gab Abstellungen zum Ersatz-Bataillon.
oder:	—	92	564	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Bespann.-Abteilung	2	8	40	—	—	—	—	72	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
oder:	3	12	60	—	—	—	—	138	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
1 Bataillon	—	—	—	—	—	—	—	—	6	24	191	9	—	—	8	1	—	5	20	102	
4 (ohne Stab)	—	—	—	—	—	—	—	—	24	96	764	36	—	—	32	4	—	20	80	408	
Leichte Munit.-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	5	27	227	7	—	—	24	—	—	5	21	172	
Fußart.-Mun.-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	2	13	87	3	—	—	17	—	—	3	10	84	
Train: Train-Abteilung	25	92	328 bis 368	—	—	—	—	311	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	Die Trainabteilung hatte außer Stäben: 8 Proviant-Kolonnen 12 Fuhrpark-Kolonnen 3 Feldbäckerei-Kolonnen 5 Sanitätskompagnien 17 Feldlazarette u. a. m. und eine Train-Ersatzabteilung aufzustellen.
Proviant-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	4	9	116	—	—	—	—	—	—	36	23	160	
Fuhrpark-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	4	12	94	—	—	—	—	—	—	62	24	136	
Feldbäckerei-Kolonne	—	—	—	—	—	—	—	—	5	11	111	—	—	—	—	—	—	24 [1]	19	84	
Feldlazarett	—	—	—	—	—	—	—	—	9	13	38	—	—	—	—	—	—	8	9	18	

[1]) (davon 12 Backöfen)

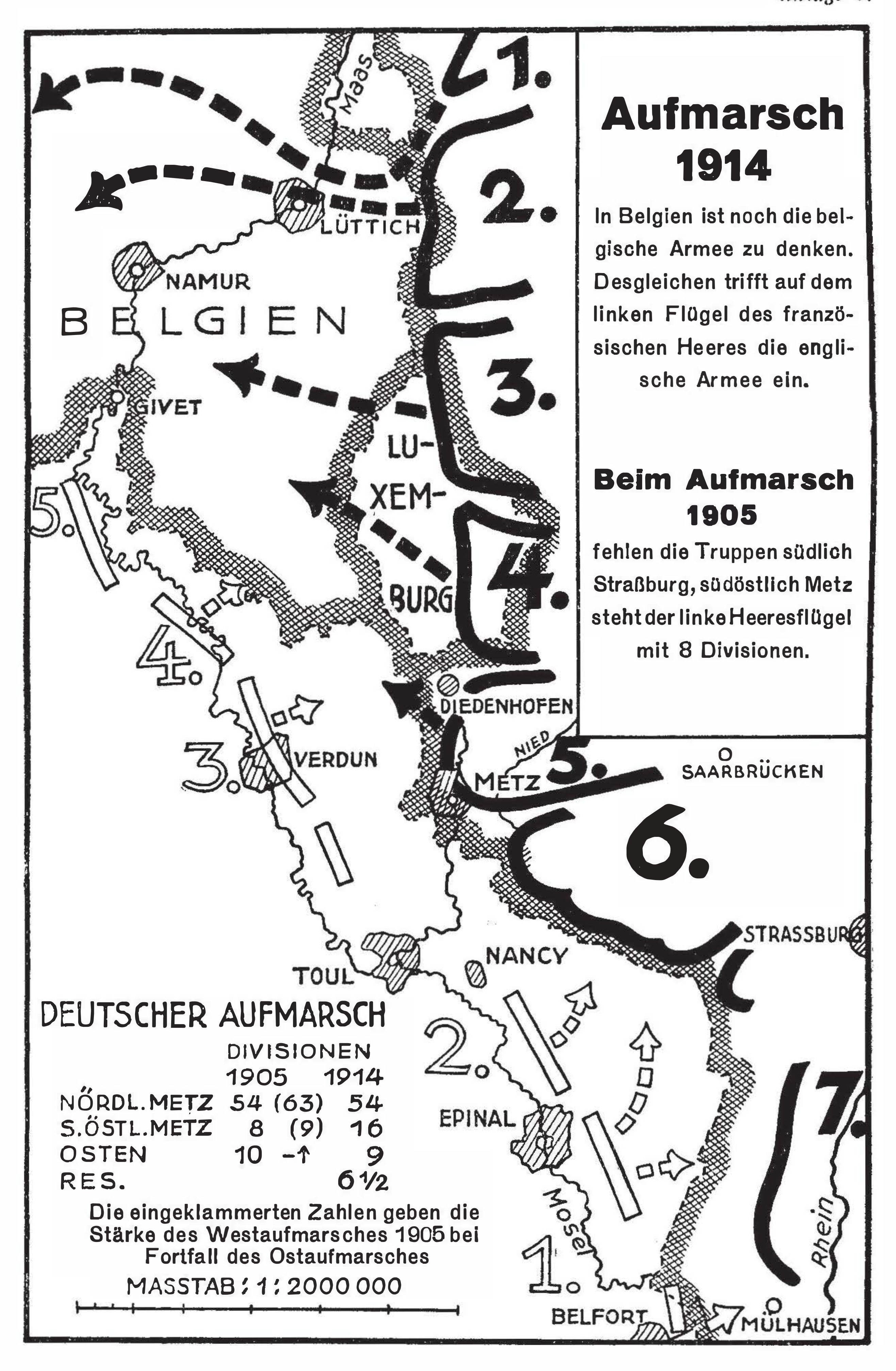
Anlage 6.

Übersicht der Heeresstärken und -verstärkungen von 1875—1914.

im Jahre	Offiziere	Ärzte	Veterinäre	Beamte	Unteroffiziere	Gemeine und Gefreite	Einjährige	Pferde	Es wurden aufgestellt:	Es waren vorhanden:	Marinevorlagen
1875	17 213	1673	612	1488	53 956	347 703	7 000	96 942		Garde Korps, I—XV, I. und II. Bayer. A.K. 37 Inf.-Divisionen	
1882	18 181	1698	618	1531	57 664	369 550	9 000	81 629	34 Infanteriebataillone, 40 Feldartilleriebatterien, 2 Fußartilleriebataillone.		
1888	19 294	1770	516	1737	61 867	406 541	10 000	84 091	30 Infanteriebataillone, 23 Feldartilleriebatterien.	ebenso nur 39 Inf.-Div.	
1890	20 285	1830	557	1837	65 982	421 982	8 000	93 650	6 Infanteriebataillone, 23 Feldartilleriebatterien.	ebenso + XVI., XVII. A.K. 40 Inf.-Div.	
1893	22 758	2068	575	2253	77 844	479 229	9 000	96 844	173 Halbbataillone, 60 Bataillone, 6 Fußartilleriebataillone, 3 Pionierkompanien.		
1899—05	24 292	2198	678	2158	80 985	495 500	11 000	105 143	1899 wurden aus den Halbbataillonen ganze aufgestellt; 80 Feldartilleriebatterien, Telegr.-Truppen usw.	ebenso + XVIII., XIX. III. Bayer. A.K. 48 Inf.-Divisionen.	1898 großes Flottengesetz und erhebliche Erhöhung des Mannschaftsbestandes der Marine 1900 2. Flottengesetz.
1905—11	25 722	2288	761	2232	87 071	504 446	13 145	114 162	106 Maschinengewehrkompanien, Vermehrung bei Fußartillerie, Pionier- und Verkehrstruppen.		1906 / 1908 } Flottennovelle
1911	25 880	2294	769	2244	88 292	507 253	14 000	118 246	Luftschiffer- und Kraftwagentruppen usw.		
1912 }—16	27 267	2367	810	2462	92 347	531 004	14 300	126 480	42 Feldartilleriebatterien, 6 Fußartilleriebataillone, Pionier-, Telegr.-, Luftschiffer- und Kraftwagenformat.	ebenso + XX., XXI. A.K. 50 Inf.-Div.	1912 Flottennovelle
1914	30 459	2480	865	2889	107 794	647 793	16 000	157 788	Große Etatserhöhungen, 136 Maschinengewehrkompanien, 37 Eskadrons, 80 Bespannsabteilungen der Fußartillerie, Pioniere. Verkehrstruppen und Trainkompanien.		

1916—21 geplant weiterer Ausbau, weitere Etatserhöhungen, Bildung der 1912 von mir geforderten 3 Armeekorps aus überzähligen Verbänden anderer Armeekorps, z. B. 5 Infanterie-Brigaden und umfassenden Neuformationen.

Anlage 7.


Aufmarsch 1914
In Belgien ist noch die belgische Armee zu denken. Desgleichen trifft auf dem linken Flügel des französischen Heeres die englische Armee ein.
Beim Aufmarsch 1905
fehlen die Truppen südlich Straßburg, südöstlich Metz steht der linke Heeresflügel mit 8 Divisionen.
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
Maas
LÜTTICH
NAMUR
BELGIEN
GIVET
LU-
XEM-
BURG
DIEDENHOFEN
NIED
METZ
SAARBRÜCKEN
VERDUN
TOUL
NANCY
STRASSBURG
EPINAL
Mosel
Rhein
BELFORT
MÜLHAUSEN
DEUTSCHER AUFMARSCH
DIVISIONEN
1905 1914
NÖRDL. METZ 54 (63) 54
S. ÖSTL. METZ 8 (9) 16
OSTEN 10 -1 9
RES. 6 1/2
Die eingeklammerten Zahlen geben die Stärke des Westaufmarsches 1905 bei Fortfall des Ostaufmarsches
MASSTAB : 1 : 2000 000

Anlage 8.

Denkschrift vom 21. Dezember 1912.

I. Teil *).

Die militärpolitische Lage Deutschlands.

Dem bewaffneten Zusammenstoß zweier der großen Militärmächte Europas wird, bedingt durch die wechselseitigen Verträge, der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges folgen. In einem solchen verfügt die Triple-Entente über die gesamten Land- und Seestreitkräfte Frankreichs, soweit erstere nicht in Nordafrika gefesselt sind, über die englische Seemacht und das englische Expeditionskorps und über die Kräfte Rußlands in Europa mit Ausnahme einiger Heeresteile, die wahrscheinlich zur Unterdrückung innerer Unruhen zurückgehalten werden müssen.

Diesen Kräften der Triple-Entente gegenüber verfügt der Dreibund über das gesamte Deutsche Heer und die Deutsche Flotte, sowie, mit nachstehenden Einschränkungen, über die Land- und Seestreitkräfte Österreich-Ungarns, Italiens und wohl auch Rumäniens.

Solange eine endgültige Entspannung zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nicht eingetreten ist, wird ersteres gezwungen sein, bei einem Kriege gegen Rußland, Truppen an seinen Balkangrenzen zurückzulassen. In derselben Zwangslage wird sich voraussichtlich Rumänien gegenüber Bulgarien befinden, solange nicht zwischen diesen Staaten ein befriedigendes Abkommen getroffen ist.

Die Einwirkung der erstarkenden Balkanstaaten auf die militärische Lage unseres benachbarten Verbündeten im Falle eines allgemeinen europäischen Krieges kann noch nicht in ihrem vollen Umfange klargelegt werden. Sicher ist, daß Österreich sich mit dem Entstehen neuer Militärmächte auf dem Balkan abzufinden haben wird. Eine Verstärkung seiner Kraft ist unabweisbar nötig **).

Ebenso ist die Wehrmacht Italiens durch den noch nicht gefestigten Erwerb seiner neuen afrikanischen Besitzungen mehr als bisher in einer Richtung in Anspruch genommen, die nicht in der Linie der großen politischen Ziele des Dreibundes liegt. Es sind also bei unseren beiden Bundesgenossen Verhältnisse zu berücksichtigen, die wesentlich bei der Einschätzung des militärischen Gewichtes mitsprechen, das der Dreibund in die Wagschale eines europäischen Krieges werfen kann.

Gewiß bildet der Dreibund zur Zeit einen geeinten Staatenbund von größter politischer Bedeutung. Will man aber, den Kriegsfall vorausgesetzt, seine militärische Kraft richtig be-

---

*) Dieser Teil wurde von mir entworfen, von General v. Moltke umgeschrieben, dann nochmals von mir und ihm durchgesehen.

**) Die feindselige Haltung Serbiens ist hier nicht voll bewertet, siehe indes die vergleichende Übersicht am Schluß der Denkschrift.

werten, so darf man sich nicht damit begnügen, die zahlenmäßig aufgeführten Gesamtsummen seiner Bataillone den Kriegsmitteln der Triple-Entente gegenüber aufzurechnen, sondern man muß feststellen, welches Maß von Kraft im Kriegsfall jeder einzelne Staat des Dreibundes zu gemeinsamem Handeln einsetzen kann und einsetzen wird. Nur dann kommt man zu einer richtigen Beurteilung der zu gemeinsamem Zweck verfügbaren Mittel.

In einem Kriege des Dreibundes gegen die Triple-Entente wird Österreich schon aus Selbsterhaltungstrieb seine ganze Kraft, soweit sie nicht durch die Haltung der oder eines der Balkanstaaten gefesselt ist, gegen Rußland aufbieten. Es wird infolge der durch die albanische Frage bewirkten Annäherung an Italien augenblicklich seine Südwestgrenze unbesetzt lassen können. Das ist für die heutige Lage von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Für Deutschland ist das Einsetzen seiner gesamten Wehrmacht selbstverständlich. Italien hat aber an einem allgemeinen europäischen Kriege, der aus einem Konflikt zwischen Österreich und Rußland entspringt, kein vitales Interesse. Während Deutschland und Österreich um ihre Existenz kämpfen, wird Italien kaum bedroht sein, es wird nicht direkt angegriffen werden. Denn weder Frankreich noch England werden während eines Krieges mit Deutschland in der Lage sein, Expeditionskorps nach Italien zu entsenden. Wenn Italien seine Küsten einigermaßen schützt, wird ihm nichts Ernstliches zustoßen können. Nimmt es also am Kriege teil, so wird es dies tun, nicht weil es wie Deutschland und Österreich einen Lebenskampf führen muß, sondern auf Grund seiner Verträge, und es ist ziemlich sicher zu erwarten, daß mit einem rücksichtslosen und bis zum äußersten gehenden Einsetzen seiner militärischen Kraft nicht gerechnet werden darf. Es wird hinhaltend und vorsichtig operieren und abwarten, wie die Ereignisse jenseits der Alpen verlaufen, um sich ohne wesentliche Verluste zurückziehen zu können, wenn die beiden anderen Verbündeten Rückschläge erleiden sollten.

In dieser Ansicht bestärken mich die Besprechungen, die ich in den letzten Tagen mit einem hierher gesandten Vertreter des italienischen Generalstabes gehabt habe. Unter allerlei Vorwänden wird Italien, wie ich festgestellt habe, seine dritte Armee, deren Transport an den oberen Rhein seit langen Jahren von uns bearbeitet ist, nicht schicken. Damit fallen für Deutschland fünf Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen gegen Frankreich aus. Diesem und England gegenüber werden wir ohne direkte Hilfe allein dastehen.

Ferner darf bei der Einschätzung der militärischen Machtmittel des Dreibundes über die Augenblickslage hinaus nicht übersehen werden, daß zwar zur Zeit ein Zusammengehen Österreichs und Italiens stattfindet, daß aber aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn die Balkanfrage geregelt sein wird, der latente Gegensatz zwischen den beiden Mächten wieder in den Vordergrund treten und eine österreichische Aktion gegen Rußland schwächen wird. Abgesehen hiervon wird diese Regelung der Balkanfrage, wenn sie für Österreich nicht in der Form eines vollen Sieges — sei es politisch oder militärisch — erfolgt, für den Dreibund einen Verlust an Prestige, für Österreich selbst eine unberechenbare Schwächung zur Folge haben. Die Monarchie wird damit unaufhaltsam der inneren Zersetzung verfallen. Das muß man im Auge behalten.

Der Dreibund ist als Defensivbündnis geschlossen worden *). Er trägt alle Schwächen eines solchen in sich. Wird einer der drei verbündeten Staaten angegriffen, so müssen die beiden anderen für ihn eintreten, also, ohne selbst angegriffen zu sein, in einen Krieg ziehen, für den vielleicht in der Nation weder Neigung noch Verständnis vorhanden ist. Nur dann aber, wenn das gesamte Volk von der Erkenntnis durchdrungen ist, daß mit der Schädigung der Bundesgenossen auch eigene Lebensinteressen gefährdet sind, wird die Opferwilligkeit in ihm aufleben, deren jeder Staat in unserer Zeit, die keine Kabinettskriege mehr will, bedarf, um einen energischen Krieg führen zu können.

*) Der Dreibund war mehr ein politisches, als ein militärisches Bündnis, die Triple-Entente trug einen ausgesprochenen militärischen Charakter.

Ebenso wie der Dreibund bezeichnet sich die Triple-Entente als ein Defensivbündnis; aber während der Gedanke der Abwehr dem Dreibundabkommen in ausgesprochenster Weise zugrunde liegt, sind in der Triple-Entente starke offensive Tendenzen vorhanden, d. h. positive Ziele, deren Erreichung den in ihr vereinigten Staaten erstrebenswert erscheinen muß: Rußland hat den begreiflichen Wunsch, sich durch Niederwerfung Österreichs als slawische Vormacht in Europa durchzusetzen, durch Vermittlung Serbiens sich den Weg zur Adria zu öffnen. Österreich hat das defensive Interesse, dies zu hindern.

Frankreich hat den Wunsch, die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, und Revanche zu nehmen für die Niederlagen von 1870. Deutschland will dagegen nur seinen Besitzstand wahren.

England hat den Wunsch, sich mit Hilfe seiner Verbündeten von dem Albdruck der Deutschen Seemacht zu befreien. Deutschland denkt nicht an eine Vernichtung der englischen Flotte, auch hier will es sich nur verteidigen. Überall also offensive Ziele auf der einen, defensive auf der andern Seite. Das bedeutet für den Kriegsfall eine größere innere Stärke der Triple-Entente dem Dreibund gegenüber, denn in dem Streben nach bestimmten Zielen, also in der Offensive, liegt ebenso wie auf politischem Gebiete auch in der Kriegsführung die stärkere Kampfform.

Man kann das Wesen des Dreibundes, nicht nur in der gegenwärtigen politischen Spannung, sondern voraussichtlich auch auf weiter hinaus, kurz so charakterisieren: Der politisch am meisten bedrohte Teil der drei Kontrahenten ist Österreich, der militärisch bedrohteste Deutschland, der politisch und militärisch am wenigsten interessierte Italien. Kommt es zum Kriege, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß seine Hauptlast auf den Schultern des von drei Seiten her durch seine Gegner umklammerten Deutschland liegen wird.

Trotzdem werden wir, wenn es gelingt, den casus belli so zu formulieren *), daß die Nation einmütig und begeistert zu den Waffen greift, unter den augenblicklichen Verhältnissen auch den schweren Aufgaben noch mit Zuversicht entgegensehen können. Die numerische Stärke unseres Heeres, die der Waffenfähigkeit des Landes in bezug auf seine waffentaugliche Mannschaft seit langem nicht mehr entspricht, genügt aber, wie ich später nachweisen werde, nicht, um den Aufgaben der Zukunft gewachsen zu sein.

Wir werden, wenn sich die politische Lage Europas nicht ändert, der zentralen Stellung Deutschlands entsprechend, immer genötigt sein, nach mehreren Seiten Front zu machen und daher uns nach einer Seite mit schwächeren Kräften defensiv halten müssen, um nach der anderen offensiv werden zu können. Diese Seite kann immer nur Frankreich sein. Hier ist eine rasche Entscheidung zu erhoffen, während ein Offensivkrieg nach Rußland hinein ohne absehbares Ende sein würde. Um aber gegen Frankreich offensiv zu werden, wird es nötig sein, die belgische Neutralität zu verletzen **). Nur bei einem Vorgehen über belgisches Gebiet kann man hoffen, das französische Heer in freiem Felde angreifen und schlagen zu können. Wir werden auf diesem Wege das englische Expeditionskorps und — wenn es nicht gelingt, mit Belgien zu einem Vertrage zu kommen — auch die belgischen Truppen vor uns finden. Gleichwohl ist diese Operation aussichtsreicher als ein frontaler Angriff gegen die befestigte französische Ostfront. Ein solcher Angriff würde der Kriegsführung den Charakter des Festungs-

---

*) General v. Moltke hatte Sorge, daß Österreich-Ungarn sich zu übereilten Schritten hinreißen ließ, die uns Verwickelung brächten, ohne daß sie unsere Lebensinteressen berühren. Zudem war das Zutrauen des Generals v. Moltke zu unserer diplomatischen Leitung gering. Er zweifelte daran, daß sie im kritischen Augenblick das Richtige finden würde.

**) Von der „Verletzung der belgischen Neutralität" wurde im Generalstabe stets in der Verbindung gesprochen, daß wir nicht abwarten wollten, bis die Abmachungen Belgiens mit der jetzigen Entente im Fall des aufgedrungenen Krieges offensichtlich werden.

krieges aufzwingen, viel Zeit kosten und dem Heere den Schwung und die Initiative nehmen, deren wir um so mehr bedürfen, je größer die Zahl der Feinde ist, mit denen wir abzurechnen haben.

Würde Italien heute noch wie vor 20 Jahren, als gemeinsame Offensive verabredet wurde, bereit sein, in der damals geplanten energischen Weise an der Kriegsführung teilzunehmen, so würde man der vereinigten deutsch-italienischen Operation einen fast sicheren Erfolg zusprechen können. Leider ist dies nicht mehr der Fall. Die Hilfe Italiens wird über die Fesselung verhältnismäßiger schwacher französischer Kräfte gegenüber der Alpengrenze nicht hinausgehen. Deutschland ist auf seine eigene Kraft angewiesen, es kann daher nicht stark genug sein.

Ist es so einerseits nötig, die aktive Wehrkraft des Deutschen Reiches wesentlich zu erhöhen, so springt anderseits die Wichtigkeit der Verstärkung unserer Befestigungen an der Ostfront, also dort, wo wir gezwungen sein werden, uns defensiv zu verhalten, in die Augen.

Die Anlage trägt vorstehend geschilderter Lage und den Stärkeverhältnissen Rechnung, wie sie nach diesseitiger Beurteilung für den derzeitigen Kriegsfall einzusetzen sein werden. Sie zeigt klar die Schwierigkeiten, mit denen der Dreibund und in erster Linie Deutschland zu rechnen hat. Die Zahlen sprechen für sich selbst.

In der Anlage unter I sind die Kräfte, die Deutschland bei einem Kriege gegen die Triple-Entente im Westen ins Feld stellen kann, in Bataillonen, Schwadronen und Batterien den auf seiten Frankreichs und Englands verfügbaren Kräften gegenübergestellt. Die Tabelle ergibt eine Unterlegenheit Deutschlands um 124 Bataillone; wenn Belgien dem Gegner zugerechnet wird, um 192 Bataillone. Die italienische Armee ist — da sie nicht kommt — fortgelassen, dafür die französische Alpenarmee, die durch Italien gefesselt sein wird, ebenfalls in Abrechnung gebracht*). Wäre die dritte italienische Armee nach Deutschland gebracht, so würden beide Verbündete eine geringe Überlegenheit gehabt haben. Ob aber Italien jetzt 2 oder 12 Armeekorps hinter seiner Alpengrenze versammelt, ist für uns belanglos. Ein Forcieren dieser Grenze ist außerordentlich schwierig. Bis sie geöffnet ist, wird das gesamte italienische Heer mit Gewehr bei Fuß im Lande stehen, ohne einen Schuß abgeben zu können. Deutschland muß den Entscheidungskampf allein führen. Während es im Jahre 1870 neben starkem artilleristischem Übergewicht eine infanteristische Überlegenheit von 106 Bataillonen über Frankreich hatte und sich mit gesichertem Rücken nur gegen diesen einen Gegner schlug, muß es den Krieg gegen Frankreich jetzt, allerdings noch mit einer geringen artilleristischen Überlegenheit, aber mit großer Unterlegenheit von Infanterie führen und wird dabei auch im Rücken von Rußland angegriffen sein. Die Überlegenheit unserer artilleristischen Aufrüstung beruht zur Zeit auf der stärkeren Entwicklung des Steilfeuers (Feldhaubitzen) und unserer schweren Artillerie des Feldheeres. Daneben sind wir auch in unserer Ausrüstung an Feldküchen und Zelten und in unserer Infanteriebewaffnung den Franzosen noch voraus. Der Ausgleich hierin ist aber für Frankreich nur eine Geldfrage. Es wird uns auf diesen Gebieten mit der Zeit einholen und kann uns selbst überholen. Nicht überholen kann es uns dagegen in der Zahl der waffenfähigen Mannschaft, die uns zur Verfügung steht, wenn wir sie dem Heere dienstbar machen.

Nach II der Anlage verfügt im Osten Rußland über eine sehr erhebliche numerische Überlegenheit. Die Gegenüberstellung der Kräfte, die Deutschland, Österreich und Rumänien zusammen gegen Rußland ins Feld stellen können, ergibt eine russische Übermacht von 374 Bataillonen, 319 Schwadronen und 82 Batterien. Augenblicklich ist Rußland mit der Reorganisation seines Heeres, mit seiner Ausrüstung und seiner Bewaffnung noch sehr im Rückstand. Zur Zeit würde daher auch ihm gegenüber der Dreibund einen Waffengang trotz seiner

*) 1914 wurde die französische Alpenarmee nicht durch Italien gefesselt. Sie konnte gegen Deutschland eingesetzt werden.

numerischen Unterlegenheit nicht zu scheuen brauchen. Wer aber mit der Zukunft rechnet, wird sich vor Augen halten, daß Rußland bei den ungeheuren Summen, die es auf die Verbesserung seines Heeres verwendet, mit jedem Jahre mehr erstarken wird. Ebensowenig wie Deutschland erstreben kann, jemals England als Seemacht zu überholen, kann es das Ziel verfolgen, Rußland als Landmacht zu überbieten. Ebensowenig darf es aber auch unterlassen, alle die Mittel aufzubieten, die ihm noch in größerem Umfang zur Verfügung stehen, um die Machtstellung zu behaupten, die es seinen Nachbarn gegenüber eingenommen hat, solange diese ihre Wehrkraft nicht bis auf die jetzige Höhe gesteigert hatten und weiter steigern werden.

Eine besondere Beobachtung erfordern die militärischen Verhältnisse in unseren Grenzprovinzen. Wir haben mit Sicherheit im Osten, vielleicht auch im Westen auf einen Einfall sofort nach erklärter Mobilmachung zu rechnen. Ein solcher wird, wenn er nicht abgewehrt werden kann, unsere Mobilmachung durch Zerstörung von Eisenbahnen und Kunstbauten, die Armierung unserer Festungen und unseren Aufmarsch in empfindlicher Weise stören. Es ist von allergrößter Wichtigkeit, daß hier Verstärkungen unserer Truppen und eine erhöhte Bereitschaft unserer Festungen eintreten.

Die Notwendigkeit einer Steigerung unserer Wehrkraft und einer Verbesserung unserer Landesverteidigung glaube ich in den vorstehenden Erwägungen nachgewiesen zu haben. Mit unabweisbarem Zwang werden sie durch die politische Lage gefordert. Gewiß sind es große personelle und pekuniäre Opfer, die von der Nation bei Erfüllung der hierdurch hervorgerufenen und im Teil II der Denkschrift im einzelnen näher dargelegten Forderungen verlangt werden: Sie werden aber immer noch erheblich hinter denjenigen zurückbleiben, die wir im Falle eines verlorenen Feldzuges zu leisten haben werden.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß unsere Nachbarn ebensolche Opfer zur Festigung ihrer Wehrkraft gebracht und bringen.

Frankreich stellt weit höhere personelle Anforderungen an seine Bevölkerung als wir. Während der ersten Marokkospannung wendete es gegen 300 Millionen für die Verstärkung seiner Ostfestungen auf.

Rußland verlangt und erhielt von seiner Volksvertretung im laufenden Jahre für Heereszwecke eine Milliarde dreihundertachtzig Millionen Mark.

England hat in den letzten drei Jahren sehr große Mittel für die Durchführung der Haldaneschen Reformen aufgewendet.

Die Schweiz hat eine neue Heeresorganisation unter erheblichen Kosten durchgeführt.

Belgien ist im Begriff, ein neues Wehrgesetz einzuführen, durch das seine Armee auf einen Mobilmachungsstand von 300 000 Mann gebracht werden soll. Es hat für die Neubefestigung Antwerpens ungeheuere Mittel aufgebracht.

Österreich ist unter dem Druck der politischen Spannung genötigt gewesen, sehr hohe Kredite für die nur allzu lange versäumte Ausgestaltung seines Heeres anzufordern.

Auch Deutschland wird Opfer bringen müssen. Das Programm, das für die notwendigsten Forderungen im Teil II der Denkschrift aufgestellt ist, muß mit aller Energie bald durchgeführt werden, damit Deutschland auch in der Zukunft, auf die eigene Kraft vertrauend, der politischen Leitung des Landes einen Rückhalt geben kann, der stark genug ist, um allen Möglichkeiten gewachsen zu sein.

II. Teil*).

A. Heeresverstärkung.

Menschen stehen in hinreichender Menge für eine Heeresverstärkung zur Verfügung. Bestimmte Angaben über die Zahl der vorhandenen, bisher nicht zur Einstellung gelangenden Tauglichen können wegen Mangel sicheren Materials zur Zeit allerdings nicht gemacht werden. Es müssen Erhebungen darüber angestellt und unsere Ersatzvorschriften entsprechend abgeändert werden. Schon der Hinweis auf Frankreich müßte genügen, um uns die Notwendigkeit einer größeren Inanspruchnahme unserer Diensttauglichen vor Augen zu führen. Frankreich stellt 82% seiner Wehrpflichtigen in das Heer ein, Deutschland etwa 52 bis 54%, Spannen wir in gleichem Umfange wie Frankreich unsere Volkskraft an, so kommen wir bei Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht ohne weiteres zu einer Erhöhung des Rekrutenkontingents von 150 000 Mann, unserer Friedenspräsenzstärke von 300 000 Mann. Eine vermehrte Heranziehung der jüngeren Jahrgänge ist schon eine soziale Pflicht. Man würde damit die älteren Jahrgänge, in denen zahlreiche Familienväter vorhanden sind, entlasten und ihre Verwendung vor dem Feinde hinausschieben. Es würde vermieden werden, daß ein großer Teil der Landwehrleute, die jetzt Reserveformationen zugeteilt sind, sofort ins Feld ziehen muß, während Tausende von jungen Leuten zu Hause bleiben, weil sie nicht ausgebildet sind.

Die Heeresverstärkung, die gefordert werden muß, wird sich in folgenden vier Richtungen zu bewegen haben, die ich nachstehend kurz erläutere:

1. Etatsverstärkungen;
2. Heeresvermehrung;
3. Verbesserung der Formationen 2. Linie;
4. Ergänzung und Verbesserung der Heeresausrüstung.

Zu 1. Etatsverstärkungen.

Sie müssen bei allen Waffen eintreten und sich auf Mannschaften und Pferde erstrecken, so daß unsere Infanterie, Kavallerie und Artillerie durchweg mindestens auf den hohen Etat gebracht wird. Die Zahl der vorhandenen Tauglichen spielt hierbei eine ausschlaggebende Rolle. Die Grenzkorps, einige Truppen zu besonderer Verwendung und die Kavallerieregimenter, die 6 Eskadrons mobil machen, müssen darüber hinaus folgende Stärken erhalten:

Das Bataillon 800 Mann.

Die Eskadron mindestens 150 Reitpferde ohne Remonten.

Die Batterie 6 bespannte Geschütze, 4 bespannte Munitionswagen und 1 Beobachtungwagen.

Die Spezialwaffen sind entsprechend zu verstärken.

Mit diesen Etatserhöhungen würden die aktiven Formationen, wenn auch nicht an zahlenmäßiger Überlegenheit, so doch entscheidend an Gehalt und Kraft, Frankreich gegenüber gewinnen, das uns hierin nicht mehr folgen kann.

Zu 2. Heeresvermehrung.

Um für eine Offensive nach Westen den erforderlichen Kräfteausgleich zu schaffen und gleichzeitig unseren Osten hinreichend zu schützen, müssen mindestens drei Armeekorps neu aufgestellt werden, wobei ein Teil der schon jetzt vorhandenen fünften Brigaden verwertet werden kann. Die Aufstellung der dritten Bataillone ergibt sich als selbstverständlich. Es muß aber

*) Von mir entworfen.

ganze Arbeit gemacht werden, und darum sind außerdem noch folgende Einzelheiten zu fordern:

a) Aufstellung von Armeeinspektionen, je eine für 4 Armeekorps,
b) Aufstellung mehrerer Kavallerieregimenter zur besseren Organisation der Kavallerie,
c) Ergänzung der Fußartillerie und Pioniere,
d) Ergänzung der Verkehrstruppen, namentlich an Telegraphenbataillonen und Funkerkompanien.
e) Aufstellung einer Inspektion der Lufttruppen unter Loslösung von den Verkehrstruppen. Fortschreitende Erweiterung der Fliegerorganisation. Zuteilung der Fliegerstationen an die Armeekorps und die Festungen. Organisation der Luftschifftruppe für eine Luftflotte von zunächst 20 Luftschiffen größten Systems.
f) Verbesserung unserer Trainformationen.

Zu 3. Verbesserung der Formationen 2. Linie.

Eine Verjüngung und weiterer Ausbau der bestehenden Reserveformationen unter Ausschaltung der Landwehr ist durchaus geboten. Sie wird mit der Erhöhung der Friedenspräsenz ermöglicht werden. Für die Reserveverbände muß eine weitergehende Übungsgelegenheit geschaffen werden. Zur besseren Ausstattung dieser Verbände mit aktiven Führern müssen die Offizierstellen, namentlich die Hauptmannsstellen, vermehrt werden; auch müssen die Reserveverbände eine bessere Ausrüstung mit Maschinengewehren und Feldartillerie erhalten. Ich weise hier ganz besonders auf die neuesten Anstrengungen Frankreichs hin, durch sein neues Kadergesetz die Kriegsbereitschaft und den inneren Wert der Reserveformationen erheblich zu steigern. Aus den zur Verfügung stehenden Landwehren müssen, wie in Frankreich, mit Feldartillerie ausgerüstete Verbände vermehrt aufgestellt werden.

Zu 4. Ergänzung und Verbesserung der Heeresausrüstung.

Es ist erforderlich:
Die Durchführung der Ausrüstung mit Feldküchen bei allen Formationen und Reserveformationen.
Die Schaffung einer vermehrten Munitionsreserve.
Die Vermehrung der Angriffsmittel auf feindliche Festungen.
Die Bereitstellung von Abwehrkanonen gegen Luftfahrzeuge.

B. Landesverteidigung.

Unsere Grenzfestungen müssen so ausgestattet werden, daß sie jederzeit verteidigungsfähig sind. Der Armierung darf hier nur wenig überlassen bleiben. Bei den inneren Festungen muß die Armierung soweit vorbereitet sein, daß sie innerhalb kurzer Frist durchgeführt werden kann.

Im Osten müssen Graudenz und Posen stark ausgebaut werden, damit die Landesverteidigung in diesen Festungen für alle Fälle den erforderlichen Rückhalt findet.

Vergleich der Streitkräfte Deutschlands, Österreichs und Rumäniens mit denen Frankreichs, Rußlands und der Balkanstaaten.

(Nur Feld- und Reservetruppen außerhalb der Festungen.)

Heeresstärken 1870/71.

Deutschland . . .	474 Bataillone (462 300 Mann)	382 Eskadrons (56 800 Mann)	1 584 Geschütze
Frankreich *) . . .	368 Bataillone	252 Eskadrons	984 Geschütze
Deutschland mehr	106 Bataillone	130 Eskadrons	600 Geschütze

		Btle.	Eskd.	Feldart.-Bttrn.		s. A.-Bttrn.	
I.	Deutschland ohne 8. Armee	[589] **)	[394]	[560]	(Geschütze)	[119]	(Geschütze)
		867	472	714	4 284	123	492
	Frankreich (einschl. XIV., XV. AK.)	[646]	[340]	[790]		[42]	
	ohne Alpenarmee	913	398	922	(3 688)	42	(84)
	Englische Armee	[78]	[68]	[84]		[6]	
		78	68	84	(504)	6	(24)
	Summe	991	466	1 006	(4 192)	48	(108)
	Mithin: Deutschland weniger . . .	124	mehr: 6	weniger: 292	(mehr: 92)	mehr: 75	(mehr: 384)
	Ferner: Belgien, als Gegner Deutschlands zu rechnen	68	24	52	(302)	—	
II.	Deutschland (nur 8. Armee) . . .	[77]	[42]	[74]		[12]	
		105	57	92	(552)	12	(48)
	„ (Ersatzarmee)	(86)	(19 Kav.Abt.)	(64)	(384)	—	
	Österreich total	[684]	[353]	[326]		[28]	
		798	396	356	(2 012)	42	(168)
	Rumänien	[129]	[83]	[123]		[5]	
		178	83	135	(540)	5	(30)
	Summe (ohne Ersatz-Armee) . .	1 081	536	583	(3 104)	59	(246)
	Von Österreich u. Rumänien bleiben gegebenenfalls gegen Serbien .	153	20	64	(316)	3	(12)
	Rest:	928	516	519	(2 788)	56	(234)
	Rußland (nur Europa ohne Kaukasus)	[920]	[556]	[443]		[15]	
		1 464	908	672	(5 376)	15	(60)
	Hiervon verbleiben (wahrscheinlich zur Unterdrückung von Unruhen) im Innern Rußlands	162	73	71	(568)	—	
	Rest:	1 302	835	601	(4 808)	15	(60)
	Mithin Deutschland, Österreich und Rumänien weniger	374	319	82	(2 020)	mehr: 41	(174)
	Ferner: Bulgarien (planmäßig)	216	37	167	(794)	20	(90
	Serbien „	160	47	101	(404)	6	(26)
	Griechenland „	42	16	34	(136)	3	(12)
	Montenegro „	56	15 Züge	19	(76)	4	(16)

*) Summa 336 000 Mann.

**) Die Zahlen in eckigen Klammern bedeuten Feldtruppen.

Die 3 Kriegswerke des Generals Ludendorff

(Erschienen bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin)
Zu beziehen auch durch Ludendorffs Volkswarte-Verlag

Meine Kriegserinnerungen 1914—18.

(1919) Halbleinen 21.60 RM., Volksausgabe 2.70 RM.

Dieses zeitlich und dem Inhalte nach erste aller Werke über den Weltkrieg ist ein für alle Zeiten erschütternder, gültiger Beweis für die gewaltigen Leistungen des Heeres und des Volkes und das Bekenntnis, das Ludendorff in ihm niedergelegt hat:

„Mein Streben war allein, den Vernichtungwillen des Feindes zu brechen und Deutschlands Zukunft vor neuen feindlichen Angriffen zu sichern."

Urkunden der Obersten Heeresleitung über ihre Tätigkeit 1916—18.

(1920) Halbleinen 12.60 RM.

Sie zeigen General Ludendorffs umfassende Tätigkeit im Frieden und im Kriege für den Lebenskampf des Volkes.

Kriegführung und Politik.

(1922) Halbleinen 9.— RM.

Kriegführung und Politik sind eins, die Politik hat der Kriegführung zu dienen, meint General Ludendorff.

Aus der Jugend des Generals

Mein Glück im Hause Ludendorff.

Von Henny v. Tempelhoff (Ludendorffs Volkswarte-Verlag).
Mit 5 Abbildungen. In Leinen geb. 3.10 RM. 244 S.

Der Deutsche Mensch erwächst aus einem Elternhause, in dem sich straffe Willenszucht mit Herzensgüte und Sonnenfreude paaren. So wird die Sippe die Kraftquelle des Volkes. Das sagt uns dieses Buch.

Aus seinen Kriegserfahrungen und den Forschungen, zu denen sie führten, erkannte General Ludendorff nach dem Weltkriege die wahren Volksfeinde und Kriegshetzer, die überstaatlichen Mächte, und nahm den Kampf gegen sie auf. In diesem Abwehrkampf gegen die überstaatlichen (internationalen) Mächte Juda, Rom, Weltfreimaurerei und Geheimorden sind erschienen:

Erich Ludendorff:

Vernichtung der Freimaurerei durch Enthüllung ihrer Geheimnisse
geh. 1.50 RM., geb. 2.50 RM., 112 Seiten, 151.—153. Tausend

Schändliche Geheimnisse der Hochgrade
geh. —.20 RM., 24 Seiten, 1.—50. Tausend

Kriegshetze und Völkermorden
geh. 2.— RM., geb. 3.— RM. 164 Seiten, 61.—70. Tausend

Weltkrieg droht auf Deutschem Boden
geh. —.90 RM., 96 Seiten, 201.—250. Tausend

E. und M. Ludendorff:

Das Geheimnis der Jesuitenmacht und ihr Ende
geh. 2.— RM., geb. 3.— RM., 180 Seiten, 31.—35. Tausend

Dr. med. Mathilde Ludendorff:

Induciertes Irresein durch Occultlehren
an Hand von Geheimschrift nachgewiesen. Geh. 1.20 RM., 120 Seiten, 1.—8. Tausend

Der Trug der Astrologie — Geh. —.20 RM., 20 Seiten, 15.—19. Tausend

Das Ziel General Ludendorffs ist die Volksschöpfung aus der Einheit von Blut, Glauben, Recht, Kultur und Wirtschaft. Die Voraussetzung dafür ist die artgemäße Deutsche Gotterkenntnis, wie sie Frau Dr. Mathilde Ludendorff in ihren philosophischen Werken zeigt:

Triumph des Unsterblichkeitwillens
geh. 5.— RM., geb. 6.— RM., 422 Seiten, 7.—9. Tausend
Volksausgabe unverkürzt geh. 2.50 RM.

Der Seele Ursprung und Wesen

1. Teil: **Schöpfunggeschichte**
geh. 3.— RM., geb. 4.— RM., 90 Seiten, 5.—7. Tausend

2. Teil: **Des Menschen Seele**
geh. 5.— RM., geb. 6.— RM., 246 Seiten, 4. u. 5. Tausend

3. Teil: **Selbstschöpfung**
geh. 4.50 RM., geb. 6.— RM., 210 Seiten

Der Seele Wirken und Gestalten

1. Teil: **Des Kindes Seele und der Eltern Amt**
geb. 6.— RM., 384 Seiten, 7.—9. Tausend

Lehrplan der Lebenskunde für Deutschvolk-Jugend
geh. —.50 RM., 26 Seiten, 10.—12. Tausend

Deutscher Gottglaube
geh. 1.50 RM., geb. 2.— RM., 84 Seiten, 28.—30. Tausend

Erlösung von Jesu Christo
Volksausgabe 2.—RM., geb. 4.— RM., 376 Seiten, 28.—32. Tausend

Das Weib und seine Bestimmung
geh. 4.— RM., geb. 5.50 RM., 192 Seiten, 11.—13. Tausend

Der Minne Genesung
geh. 4.— RM., geb. 5.— RM., 208 Seiten, 11.—13. Tausend

Sonstige Werke für den Deutschen Freiheitkampf

Dr. M. Ludendorff:

Ein Blick in die Morallehre der römischen Kirche
geh. —.25 RM., 46 Seiten, 61.—80. Tausend

Was Romherrschaft bedeutet
geh. —.15 RM., 24 Seiten, 61.—80. Tausend

Bekenntnis der protestantischen Kirche zum römischen Katholizismus
geh. —.10 RM., 16 Seiten, 41.—60. Tausend

Frau Dr. M. Ludendorff angeklagt wegen Religionvergehens
geh. —.25 RM., 46 Seiten, 90.—100. Tausend

Hinter den Kulissen des Bismarckreiches
geh. —.25 RM., 32 Seiten, 31.—35. Tausend

Franz Griese:

Ein Priester ruft: „Los von Rom und Christo!“
geh. 1.50 RM., 89 Seiten, 11.—13. Tausend

Ernst Schulz:

Der Trug vom Sinai
geh. 2.— RM., 112 Seiten, 4.—6. Tausend

Konstantin Wieland:

Sind Ohrenbeichte und Priestertum göttliche Einrichtungen oder menschliche Erfindungen? Ein Religionprozeß in München am 18. Januar 1932
geh. —.30 RM., 40 Seiten, 1.—10. Tausend

Stroßmayer:

Ein Bischof gegen die Unfehlbarkeit des Papstes
geh. —.15 RM., 16 Seiten, 1.—20. Tausend

H. Frank:

Geheimnisvolle Querverbindungen über Deutschland, der Deutsche Herrenklub und andere. Geh. —.60 RM., 62 Seiten, 6.—10. Tausend

Martin Luther bearbeitet von H. L. Parisius:

Von den Jüden und ihren Lügen, Wittenberg 1543
geh. 1.— RM., 56 Seiten, 4. u. 5. Tausend

Friedrich der Große herausgegeben vom Verlage unter dem Titel:

Friedrich der Große auf Seiten Ludendorffs. Friedrichs des Großen Gedanken über Religion aus seinen Werken. Geh. —.80 RM., 76 Seiten

Hans Kurth:

Die Weltdeutung Dr. Mathilde Ludendorffs
Eine Einführung in die Werke der Philosophin, vollständig neubearbeitete Auflage
geh. —.50 RM., 64 Seiten, 16.—20. Tausend

Der Kampf um Salzburg — Deutsch oder römisch
Vorträge und Ansprachen der Deutschen Volkshochschule 8.—13. Scheidings 1931. Herausgegeben vom Tannenberg-Studentenbund. Geh. 2.50 RM., 232 Seiten

---

Aus seinen reichen Kriegs- und Friedenserfahrungen schöpft General Ludendorff seine Erkenntnisse für Volks- und Staatsschöpfung und gibt sie allwöchentlich dem Deutschen Volke in

„Ludendorffs Volkswarte“

Postbezug —.86 RM., Streifband 1.15 RM., Deutschösterreich 1.40 S.

Druck von H. Laupp jr in Tübingen.

